Z 6 II 97

Dono Dresch

Lg.o.957
3.

6

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung über
das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

von

L. M. Eisenschmid.

Dritter Band. Erstes Heft.

Verzeichniß

einiger empfehlungswerther Schriften,

welche im Verlage

von

Ludwig Oehmigke in Berlin

erschienen

und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Boye, W., Luther auf dem Reichstage zu Worms, seine Hin- und Rückreise bis zu dem Schlosse Wartburg. 8. geh. 10 slbgr. oder 36 kr. rhein.

Colberg, J. Dr. und Professor an der Universität zu Warschau, Anweisung den Inhalt ebener Flächen ohne Rechnung genau zu finden und die Theilung der Figuren zu erleichtern vermittelst eines neu erfundenen Instruments: „des Planimeters" zum Gebrauch für Feldmesser. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Dr. Grüson in Berlin. Nebst 4 Kupf. gr. 8. geh. 15 slbgr. oder 54 kr. rhein.

Couard, C. L., Prediger in Berlin, Predigten über gewöhnliche Perikopen und freie Texte. 3 Theile. 4 Thlr. 15 slbgr. oder 8 fl. 6 kr. rhein.
(Die Bände sind auch einzeln à 1 Thlr. 15 slbgr. od. 2 fl. 42 kr. rhein. zu haben.)
Diese Sammlung erfreute sich einer so günstigen Aufnahme, daß vom ersten Theil bereits die zweite Auflage erscheinen mußte.

Dielitz, Dr. K., Lehrbuch der französischen Sprache. 1. Thl. 8. 3te verbess. Auflage. 7½ slbgr. oder 27 kr. rhein.
Desselben Werkes 2. Thl. 2. Aufl. 15 slbgr. oder 54 kr.
Dieses Werk, zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit der Methode musterhaft aus; auch hat der Verleger durch die Bestimmung eines höchst billigen Preises die Einführung in den Schulen sehr erleichtert, giebt indessen bei directer Bestellung von 12 Exmpl. noch bedeutende Vortheile. —

Kohlheim praktisches Rechenbuch der Numeration, 4 Species, unbenannter und mehrfach benannter Zahlen, einfachen Zeitrechnung, Brüche, einfachen Regel-de-Tri und Regel-de-Tri mit Brüchen; mit Regeln, Erklärungen und an 3000 Aufgaben versehen. Mit Berück-

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Dritter Band.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1828.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Dritter Band. Erstes Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1827.

4) Der Dichter.

Der Dichter muß ein großer, vorzüglicher Mensch seyn, von weiter und scharfer Beurtheilungskraft, starker Fühlbarkeit, und großer Lebhaftigkeit der Phantasie; aber im Besitz dieser Eigenschaften kann er auch mehr als ein König und ein Heer von Tausenden. Wo ist der Mensch, der so wie er die geheimsten Pfade zum innersten Sitz der Seele kennt? Unter welchen Gestalten schleicht sich nicht dieser Proteus zur Wiege des menschlichen Willens? Wer macht sich mit der Allmacht Meister vom menschlichen Herzen? Wer hat die Zügel, womit er die Leidenschaft spornt und zurückhält, in so sicherer Hand? Lehrer und Wohlthäter seiner Nation wird er es allen Nationen, allen Welttheilen, allen Jahrhunderten. Er hält die Wage der Gerechtigkeit und den Kranz des Verdienstes; vor ihm erscheint nur das wahrhaftig Große groß; das Kleine im Schimmer der Größe verfliegt wie Spreu; er wägt Tugend und große That recht, und schätzt nach ewiger Wahrheit, er der Schüler und Liebling Asträens. Nur würdige Stirnen umkränzt er mit dem Zweige, der nimmer welkt, und weckt nach Jahrtausenden die besungene That im begeisterten Enkel wieder auf. Alle Tugenden des geselligen Lebens, alle Grazien gesitteter Gesellschaft schweben auf seinen Tönen,

und beleben die Hörer. Bei seinem Liede verfeint sich die Empfindung, enthüllt sich das schlummernde Gefühl, und gedeiht jede Blüthe der milden Menschlichkeit. Auf der süßen Melodie in einander fassender Töne findet das Edle offnen Eingang zum Herzen und die Wahrheit in hellen, lieblichen Bildern scheint wie Frühlingssonne in die Seele. —

Heinse.

5) Homer.

Wer bist du, heilige Gestalt des Mannes, der in einer der frühesten Perioden ungebildeter Menschheit ein Meisterwerk des dichterischen Kunstgeistes hervorschuf, welches nicht nur wie Ägyptens ewige Pyramiden der Verwüstung von Jahrtausenden, sondern vielmehr noch der wandelbaren Laune der Menschen getrotzt; immer bewundert, und, je richtiger geprüft, je mehr bewundert; immer nachgeahmt, und nie erreicht: ein vollendetes Gemälde altgesitteter Sterblichen aus den Tagen der grauesten Vorzeit, wo sie kaum noch gelernt hatten, die Hauche der Lippen mit zeichnendem Griffel nachzubilden: ein Canon der Kunst und des Geschmacks für alle Völker und für alle Jahrhunderte.

Die geistreichste der Nationen des Alterthum schöpfte, wie aus einer lebendigen Quelle, aus deinem Werke ächten Kunstgriff und vollendete Kunstbildung: die Äschylen und Sophoklen, die Phydias und Praxiteln erglühten an deiner Flamme, und schufen ihre Geniuswerke nach deinem Bilde: die Platonen und Aristotelen waren deine Erklärer und Bewunderer: die Zauberkraft deiner Gesänge fühlte Grieche und Barbar; des Römers Stolz war es, dich nachzuahmen: des Teutschen Stolz ist es, dich in seine Sprache treu zu übertragen.

Wie der schöpferische Geist des ewigen Bildners in den Werken der Natur, so webt dein Geist in jedem ächten Werke der Kunst. Welcher Meister in der Poesie übertraf dich je in der Darstellung des Großen an Einfalt, des Kleinen an Eigenthümlichkeit, des Leidenschaftlichen an Kraft, die Herzen zu lenken, und, nach Willkühr, mit jedem Gefühl die erstaunten Gemüther jetzt zu erschüttern, jetzt zu besänftigen! Wer hat die Natur in ihren größten, wie in ihren unscheinbarsten Phänomenen, wer die Charaktere und Sitten der Menschen in ihrer verschiedenartigsten Mannigfaltigkeit, wer die menschliche Geschäftigkeit in ihren vielfachen Zweigen, mit allen Sinnen des Körpers und des Gemüths, richtiger beobachtet, reiner aufgefaßt, treuer wiedergegeben? Wann sind wir so innig überzeugt, als mit deinem Werk in der Hand, daß die heilige Menschennatur in ihren großen und in ihren liebenswürdigen Eigenschaften, durch alle Kulturstufen hinunter, immer sich selbst gleich war? erhaben und schwach, stark und weich; aber in der Erhabenheit noch natürlich, und in der Schwachheit mehr bedauerns- als hassenswerth.

Achillens Zorn und Andromachens Thränen, Hektors Löwenkampf um die Schiffsmauer der Griechen und seines Söhnleins Zurückbeben vor dem wilden Helmbusch des Vaters; Agamemnons königlicher Sinn, und des edlen Hirten Eumäos häusliche Biederkeit; Odyssens Weisheit im Rath

der Fürsten vor Troja, und seine Schlauheit, sich vom Eumäos eine Schlafdecke zu verschaffen, sein mörderischer Blutkampf im Lager des Rhesos, und seine stille Größe in Bettlerlumpen; Ajas kühner Trotz, und des grauen Priamos Thränen auf Achillen's Hand, die seinen geliebten Hektor erschlug; Penelopens rührende Sehnsucht nach dem entfernten Gemahl, und Helenens eben so rührende Reue über den verlassenen — diese äußersten Enden der wunderbaren Zusammensetzung, welche wir Mensch nennen, diese höchst verschiedenartigen Formen und Gestalten derselben, berühren sich friedlich, verschmelzen sich harmonisch in dem Werk deines herrlichen Genius, wie Kleines und Großes, Leichtes und Schweres in der Schöpfung: Natur, Wahrheit, Eigenthümlichkeit sprechen uns mit Kraft und Anmuth aus deinen größten und kleinsten Gemälden an. Ohne Philosophie warst du der treuste Hauslehrer der Menschheit: du lehrest sie durch That und Beispiel: ohne Kunstregel warst du ein Muster der Künstler.

Während die Zeit mit ihrem alles weglöschenden Schwamm über tausend einst berühmte Geistesweke hinfuhr, als wären sie nie gewesen, wird das deinige nur mit der göttlichen Kunst, welche du geschaffen und vollendet, nur mit der heiligen Menschennatur, die du verherrlichet hast, untergehen.

Jenisch.

d) Aus dem Menschenleben.

1) Das Glück der Bettler.

Neulich sah ich einen Handwerksmann mit seiner Frau bereits um vier Uhr des Morgens in seiner Werkstätte an der Arbeit. Der Mann schien mir munter und zufrieden zu seyn, die Frau aber mit einer gewissen ängstlichen Eilfertigkeit zu spinnen. Auf eine kleine Warnung: sie würde sich auf diese Weise überarbeiten; antwortete sie mit seufzen: Ach ich habe acht lebendige Kinder. Und in dem Augenblick traten die vier ältesten schon munter herein um zu beten und zu arbeiten. Der Anblick war überaus rührend, und der Mann erzählte mir mit einem anständigen Stolze, wie sauer er es sich werden ließe, als ein ehrlicher Mann mit den Seinigen durch die Welt zu kommen; und wie sichtbar Gott seinen Fleiß und Ordnung segnete. Wir haben, setzte er hinzu, im Anfange oft Wasser und Brod genossen; waren aber gesund und freudig dabei; bis uns endlich Gott mit Kindern segnete, und mein täglicher Verdienst mit ihnen zunahm. Sauer ist es mir geworden, schloß er; Blutsauer! aber ich habe Brod, und bin vergnügt.

Ich verglich hiemit eine Szene, die mir einmal zu London in einem Speisekeller, im Kirch-

spiele St. Giles aufgestoßen ist. Herr Schuter, ein berühmter Akteur auf dem Schauplatze im Convent = Garten, welcher damals eben die niedrigen Klassen der Menschen studirte, um sich in der komischen Malerei fest zu setzen, und eine völlige Kenntniß vom high Live below Stairs zu erhalten, führte mich dahin. Die Magd, welche uns empfing, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir herunterstiegen, und zog solche sogleich wieder herauf, damit wir ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabeln in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe; etwa vier Loth Rindfleisch mit Senf; einen Erbsen = Pudding mit etwa sechs Loth Speck, zween Stück gutes Brod und zween Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen; alles für zwei und ein halb Pence oder sechzehn Pfennig unsrer Münze, mit Einschluß der Wäsche. Doch diese Beschreibung im Vorübergehn. Am Sonntag wird kein Hemd gewaschen; und dafür ein halb Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln zur Mahlzeit aufgesetzt.

In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft der Gassenbettler. Da wir uns vorher eine dazu schickliche Kleidung vom Trödelmarkte gemiethet hatten; so wurden wir bald mit ihnen vertraut; und man that uns leicht die Ehre an, zu glauben, daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern

Kirchspiel wären. Allein wie sehr erstaunten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler erblickten.

Erstlich zählte ein jeder seinen Gewinnst vom Tage; und besonders ließen sich die Blinden von zweien andern ihre Einnahme öffentlich und auf ihre Ehre zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden möchten. Es war keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreimal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht, und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein jeder nach Gewohnheit einen Bumper mit starkem Porterbier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleert wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz; und es war ein Vergnügen zu sehen, wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch sogar einige, die des Tages über lahm gewesen waren, mit einander tanzten. Die kräftigsten Gassenlieder folgten auf diese Bewegung; bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward von gewärmten Porter und Rum ein starker Punsch gemacht, die Zeitung dabei gelesen, und der Abend bis drei Uhr des Morgens mit trinken und politischen Urtheilen über das Ministerum auf das vergnügteste zugebracht.

Überhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel reitzendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert, als durch die Menge von Bedürf-

nissen. Wer viel dürstet, hungert und frieret, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme, als einer, der alles im überfluß hat. Was ist ein König, der nie zum hungern oder dürsten kömmt, und oft zwanzig große und kleine Minister gebraucht, um eine einzige neue Kitzelung für ihn auszufinden, gegen einen solchen Bettler, der sechs Stunden des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten, und damit seine Bedürfnisse zum höchsten gereitzet hat; jetzt aber sich bei einem guten Feuer niedersetzt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom stärksten und besten genießt, und das Vergnügen hat, seine Wollust verstohlener Weise zu sättigen? Er schläft ruhig und unbesorgt; bezahlt keine Auflagen; thut keine Dienste; lebt ungesucht, ungefragt, unbeneidet, und unverfolgt; erhält und beantwortet keine Komplimente; braucht täglich nur eine einzige Lüge; erröthet bei keinem Loche im Strumpfe, kratzt sich ungescheut, wo es ihm juckt; wohnt und reiset sicher vor Dieben, findet jede Herberge bequem, und überall Brod; leidet nichts im Kriege oder von betrügerischen Freunden; trotzt dem größten Herrn, und ist der ganzen Welt Bürger. Alles was ihm dem Anscheine nach fehlt, ist die Delikatesse, oder derjenige zärtliche Ekel, womit wir alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein, wer ist im Grunde der Glücklichste; der Mann, der ein Stück Brod, wenn es gleich sandig ist, vergnügt hinunterschlucken kann; oder der Zärtling, der in allen Herbergen

hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bei sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphäre seines Vergnügens, der sich jenes Brod wohl schmecken läßt?

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleißigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quälet, sich und seine Familie von eigenem Schweiße zu ernähren? Alle öffentliche Lasten fallen auf ihn. Bei jedem Überfall feindlicher Parteien muß er zittern. Um sich in dem nöthigen Ansehn und Kredit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brod genießen, seine Nächte mit ängstlicher Sorge zubringen, und eine heimliche Thräne nach der andern vergießen. Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleißigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche: so muß ich gestehen, daß es eine überaus starke Versuchung sey, lieber zu betteln, als zu arbeiten.

Möser.

2) Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande.

Das heißt einmal auf dem Lande gewesen, und nun auch in meinem Leben nicht wieder. Bin ich doch beinahe erstickt von dem Dufte ihrer groben Schüsseln! Welcher Mensch setzt einem dann noch einen Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten Sie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Mark-Pudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenster offen waren, sonst wäre ich nicht lebendig aus dem Speisezimmer gekommen, so kräftig, so sättigend war alles bei Ihnen angerichtet. Ich glaube, Sie kennen bei Ihnen den Hunger, wie der geringste Taglöhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt, was Hunger sey, und setze mich nicht zu Tische um zu essen, sondern blos um die unnütze Zeit zwischen dem Nachttische bis zur Kur zu vertreiben. Allein Sie, mit Augen voller Lust sehen Sie die Schüsseln. Und die Lichter? Himmel; waren doch in jedem so starke Dochte wie unsre Großmütter machten! Und sahen die Bediente nicht aus, als wenn sie die Wohlfahrt des Hauses einem jeden unter die Nase reiben sollten? In meinem Leben habe ich solche Physionomien nicht gesehen. Die Leute müssen, deucht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben, als essen. Ich mußte Ihrem Kammermädchen drei

Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmosphäre die Luft zu verlieren.

Gestehen Sie es mir nur aufrichtig, es ist eine besondere Dummheit, welche Ihnen und den Landleuten überhaupt allezeit eigen bleibt, daß Sie es nicht zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe haben. Wenn Sie einen Garten recht schön machen wollen: so suchen Sie die besten Früchte darin zu ziehen. Wollen Sie Sich gut kleiden: so nehmen Sie vom besten Zeuge. Und zur Speise? Nun das versteht sich. Friesisches Rindfleisch, holländisches Kalbfleisch, Karpfen von dreißig Pfunden und welsche Hahnen so groß, wie sie für eine Bürgerhochzeit gemästet werden können, oder der Lord Anson sie auf der Insel Tinian fand. Je nun, von solcher Atzung kann auch wohl eben kein feiner Geist in die Dickköpfe kommen. Und es ist kein Wunder, wenn sie sich immer wie die Kugeln zum Ziele werfen lassen.

Wie allerliebst sieht es dagegen nicht bei uns aus! Gärten haben wir da, ich will nur allein deren von Porzellain gedenken, worin alle Bäume und Blumen von einer schöpferischen Hand auf das ähnlichste nachgeahmt, und alle Jahreszeiten zu unserem Befehle sind. Fordert man Frühling: so ist alles in der Blüthe, und diese Blüthe hat sogar den ihr eignen Geruch. Will man Sommer; so schafft der Gärtner, daß alle Bäume mit den schönsten Früchten prangen; die nun freilich nicht zum essen,

aber eben deswegen um so viel schöner sind, weil sie der gemeine Mann nicht sogleich hinunter schlucken kann.

Unsre Tafeln geben den schönsten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch alles an, weil man bei einer hohen Tafel mehr für ein göttliches Auge als für einen gemeinen niederträchtigen Magen sorgt. Jeder Tag, ja selbst jeder Gang hat seine eigne Farbe. Zur maigrünen Suppe sind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen Hecht schattirt, und ich wollte keinem Koche rathen, eine Brühe couleur de procureur general zu einer grünen mit Silber inkrustirten Pastete zu geben, oder mosaique auf dem Schinken aus andern Farben zusammenzusetzen, als wovon die Frisur an der Hammelskeule oder der Email anderer Krusten gemacht ist. Ich wollte keinem rathen, im Frühlinge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen besetzt seyn muß, einfarbige oder wohl gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu groupiren, wenn der ganze Aufsatz à la Romaine ist. Der Kaiser *), der sich durch die Erfindung dieser Farçen einen unsterblichen Namen gemacht, und zuerst Fische von Schweinefleisch und Schinken von Käse erfunden hat, würde gegen unsere heutigen Köche eine schlechte Figur machen, und seine Tafel, worauf

*) Heliogabalus.

er oft zur Pracht aller Speisen in petit point oder künstlich gestickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unsrigen, wenn sie mit Gerichten von Porzellain oder Email besetzt sind, sehr verlieren. Unsre Köche sind in der Mythologie, der Geschichte, der Dichtkunst, der Malerei, der Heraldik, und überhaupt in allen nur immer möglichen Künsten und Wissenschaften weit erfahrner, als mancher Hofmeister, der doch sonst auch alles wissen muß, und es müßte Schade seyn, wenn sie nicht eine Belagerung besser ausbacken könnten, als der größte Feldmarschall.

Urtheilen Sie also, was ich bei Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo Ihre Krebse nichts als Krebs, und Ihre großen Karpfen nichts als Karpfen waren. Wie ist es aber möglich, daß Sie Ihre Zeit so abgeschmackt zubringen, und Ihren Verstand so wenig üben können! Noch ist es Zeit, sich zu bekehren, Sie haben erst zwanzig Jahr, und eine Figur, die wenigstens etwas verspricht. Kommen Sie also zu uns. Ich will Ihnen die Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und so können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitspielen.

Möser.

3) Die Jagdliebhaberei.

Schreiben des Herrn v. H****.

Auf meine Ehre! Die Liebhaber der edlen Jägerei sind mit einander ausgestorben. Ich wünsche, daß ich beide Beine zerbreche, wenn ich heute, Hubertustag, ein Horn gehöret habe. Wenn ich das in meiner Jugend erlebt hätte: so würde ich solches für ein weit böser Zeichen, als fünfzig Kometen, gehalten haben. Wo will das aber hinaus? Und was will man zuletzt auf dem Lande anfangen?

Mein Vater, der lange in Ungarn gegen die Türken gedienet, und sein Lederwerk, was er auf der Jagd brauchte, diesen Unchristen bei lebendem Leibe aus dem Baste geriffen hatte, und gewiß die Welt kannte, pflegte mir oft zu sagen: Mein Sohn, bleib der edlen Jägerei treu. Sie erhält und vergnügt dich daheim; ehrt dich bei großen Herrn; dienet dir im Felde, und macht dir alle Bissen gutschmeckend. Und diese Lehre habe ich auf meine Ehre richtiger gefunden, als alles, was ich mein Lebetage in Büchern gelesen.

Vier Jäger, ein gut Stück Rindfleisch und ein ehrlicher Trunk, darüber geht mir nichts. Was haben die für Gesichter gegen unsre gekräuselten junge Herrn und aufgethürmten Pasteten? Ich komme alle Jahr für meine Sünde in die Stadt,

und speise bei Hofe. Da sitzt ein jeder, als ob er aufs Maul geschlagen wäre. Von politischen Dingen dürfen Sie nicht sprechen. Aus Büchern schämen sie sich zu sprechen. Lustige Histörchen sind gar aus der Mode. Die Komplimente sind bald aus. Den Wein trinken sie aus Fingerhüten; und ein Bös alle Mode kömmt gar nicht mehr auf den Tisch. Wenn ich mich dagegen erinnere, was zu meines Großvaters Zeit die Gesellschaften waren, wie ein halb Dutzend Waidgenossen, die den Tag über sich im Felde gebraten hatten, Hände und Mäuler bei Tische gehen ließen, was da gesprochen, gelacht und getrunken wurde: so möchte ich auf meine Ehre lieber der wilde Jäger als ein heutiger Landmann seyn.

Das Landleben ist jetzt nichts, als die abgeschmackteste Langweile, die man sich erdenken kann. Man kömmt zusammen in der Stube; sieht auf einem gewächsten Boden, daß man sich alle Augenblick den Hals zerbrechen möchte, und geht so nüchtern auseinander, wie man zusammengekommen ist; und wenn man sich recht vergnügen will: so bringt man die verdammten Karten her. Höchstens spatzirt man, und spatzirt und spatzirt, bis einem der Angstschweiß ausbricht.

Ich wundere mich gar nicht, daß manche Haushaltungen nicht fortkommen. Wenn man vordem von der Jagd zurückkam: so besuchte man noch wohl einmal seine Hofdiener, und sah, was sie machten; und hielt sie beständig bei der Arbeit,

weil sie einen hinter allen Hecken vermuthen mußten. Aber jetzt, jetzt wissen die Faullenzer, der Herr kommt im Thau gewiß nicht; auch nicht wenns regnet; auch nicht wenn die Sonne brennt; auch nicht vor eilf Uhr des Morgens; auch nicht vor fünf Uhr des Abends; und so stehlen sie dem lieben Gott den Tag, und ihrem Herrn das Brod. Die Engländer, das waren noch Leute. Wie sie hier waren, jagten sie nach einem Kirchthurm über Stock und Block, Hecken und Graben, wenn sie keinen Fuchs auftreiben konnten; oder sie ließen des Morgens früh eine gebratene Speckseite über den Weg schleifen, und jagten hernach mit ihren Hunden auf der Spur dieses Schweinewildes, blos um sich an dem Geläut der Hunde zu ergötzen, und ihren Rostbif im Schweiß ihres Angesichtes zu verzehren. Einem solchen Exempel müssen wir folgen, wenn wir das Landleben von dem Fluche der Langweile befreien wollen.

Ich habe noch eine Sammlung von achthalbhundert Waidsprüchen, und einen dicken Band voller Fuchshistorien, welche von meinen Vorfahrern gesammelt sind; damit konnte man sich Jahr aus Jahr ein auf die angenehmste Art in Gesellschaften ergötzen. Aber jetzt ist die ewige und allezeit fertige Karte der einzige Behelf; und ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß keine von unsern Fräuleins auch nur einmal einen rechten Leberreim zu machen weiß. Vordem schossen sie noch wohl einmal mit nach der Scheibe, und

brachten demjenigen, der den besten Schuß gethan hatte, den großen Becher zu. Aber nun, daß Gott erbarme, sinken sie in Ohnmacht, wenn sie einen Schuß hören.

Die heutige Zierlichkeit ist der Tod aller Lustbarkeiten. Kein Ellenbogen auf dem Tische, kein Glas in der Hand, kein Auge, das glühet, kein Herz, das lacht, ... Schieß mich todt Kerl, damit ich das Unglück nicht länger ansehen möge.

P. S.

A propo! wie befindet sich des Herrn Oberjägermeisters grüne Perücke, worin er vordem diesen Tag zu feiern pflegte? Hat er sie auch von den Mäusen auffressen lassen?

Möser.

4) Der Gemsjäger.

Die Gemsjagd ist eine Art von Glücksspiel, das denen, die sich demselben ergeben, fast die Denkungsart, und Sitten der Spieler von Profession einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hintereinander glücklich ist, und mehrere Gemsen erlegt, so verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn fast eben so schnell, als er ihn erlangt hat, in der schmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günstig seyn werde. Wird alsdann diese Hoffnung getäuscht, so fällt er in die drückendste Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorsichtiger macht, weil er, wie alle Menschen, die zu gewissen Zeiten auf einmal viel, und in andern gar nichts gewinnen, selten daran denkt, zu sparen, sondern sich einen guten Tag zu machen. Was so viele Reisebeschreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, ist vollkommen wahr, und läßt sich noch durch mancherlei Zusätze vermehren. So verfolgte zum Beispiel ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tausend Schuh fast senkrecht emporsteigt, und an ihrem obern Theile, dem Scheine nach, nur einige schmale hervorragende Bänke hat, von welchem man kaum glauben sollte, daß ein Vogel da sitzen, viel weniger eine Gems, oder ein Mensch darauf stehen könnte. Der erhitzte

Jäger verstieg sich endlich so weit, daß er weder vorwärts, noch rückwärts konnte, und von der schmalen Felsbank, auf welcher er stand, herunterglitschte. Dieser Fehltritt müßte seinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, sich mit dem einen Fuße an dem Felsen festzuhalten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen, über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Mensch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Gemsjäger, an dessen Leben alle seine Mitbrüder verzweifelten, ließ nichts unversucht, um aus seiner gefährlichen Lage zu kommen. Er schwenkte sich an seinem Fuße so lange hin und her, bis er sich zuerst irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen festen Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in sichere hinabsteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beständige Gefahren überwinden, macht viele so kühn, daß sie sich fast muthwillig in solche Gefahren wagen, in denen sie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten sich zween Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch sonst sichere Fußsteige durch Glatteis schlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen abhängigen Pfad, der an dem Rande des obern Grindelwaldgletschers fortgeht, und an der einen Seite unersteigliche Felswände, an der andern einen scheuslichen Abgrund hat. Auf diesem Pfade glitschte einer von den Abentheurern aus,

und stürzte ohne Rettung in den Schlund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, so sehr verstümmelt, daß man an seinem Leichnam kaum eine menschliche Gestalt mehr erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälse zogen ihn unter den augenscheinlichsten Gefahren eines ähnlichen Schicksals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff, oder ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung seines Sohnes gesetzt hatte.

Meiners.

5) Der Jüngling von der guten und bösen Seite.

Der Jüngling hat alle Eigenschaften, wie sie sein anwachsendes Glück und die auf ihn wartende Welt verlangt. Alles in ihm und außer ihm ist zur Verbesserung und Reife seiner Kräfte, zum künftigen glücklichen Manne, und zu einem nütz=lichen Bürger der Welt angelegt, der, wie er, in gewisser Masse der Wohlthäter derselben wird, und zugleich bei ihr wieder ein Recht auf ihre Dank=barkeit und auf Gegenwohlthaten sich erwirbt. Wir wollen den ganzen Gehalt seines Charakters betrachten; sein Gutes, wie es sich von seinen Schlacken absondern läßt, und die Fehler des Naturells, wie sie durch Unterricht und Bildung zu guten Eigenschaften und der Tugend beförder=lich werden können.

Der Jüngling ist meistens von Natur in sei=nen Wünschen und Unternehmungen kühn, heftig und unbeständig. Der Leichtsinn, eine unstete Ruhmbegierde, eine natürliche Neigung, Alles hastig nachzuahmen, ein gewaltiger Trieb zu sinn=lichen Vergnügungen, leiten und führen ihn, be=mächtigen sich seines Herzens und leicht auch sei=nes Verstandes zum Dienste der Thorheit. Er ist leichtgläubig, bald gewonnen; aber eben so bald beleidiget und schnell zur Ahndung. Er nähert

sich

sich gern der Verschwendung, und verachtet die Sparsamkeit. Er fühlet den täglichen frischen Anwachs seiner Kräfte und wagt sie kühnlich daran, unbesorgt für seine Gesundheit und oft für sein Leben. Er scheut gemeiniglich den Aufseher, will sich selbst Gesetz und Klugheit seyn, und stürzet sich in Fehler. Er scheint bald seinen Fehler zu bereuen, aber in der That kränkt ihn mehr der Vorwurf und der Schimpf, den er sich dadurch zuzieht, als der Fehltritt selbst. Dies ist das Bild des Jünglings, wenn man ihn auf der schlechten Seite betrachtet; und dennoch enthält er bei allen den Fehlern, wodurch sie ihn verunstaltet, die Grundanlage zum guten und nützlichen Menschen.

Der kühne und heftige Jüngling ist der erste Stoff zu dem muthigen und arbeitsamen, der unbeständige und leichtsinnige zu dem folgsamen und gesetzten Menschen. Wie langsam würde sein Gedächtniß, seine Einbildungskraft und sein Verstand mit den nothwendigen Gegenständen und Kenntnissen des Lebens erfüllt werden, wenn er nicht unstät und flüchtig in seinen Neigungen und Wünschen wäre? Ein jeder Schritt zur Thorheit würde ihm ein Schritt zum Laster seyn, wenn er der einzelnen Thorheiten weniger geschwind überdrüssig würde. So kühn und heftig der Jüngling in seinen Unternehmungen ist: so hat ihn doch die Natur, um dem Mangel seiner Erfahrung und seiner Einsicht zuvorzukommen, mit einer edlen Schamhaftigkeit ausgerüstet. Diese warnet und

leitet ihn, wenn er sie nicht frevelhaft unterdrückt. Eben der Jüngling, der gern ungebunden seyn will, ist doch zugleich der Jüngling, der durch geheime Bande an die kleine Welt seiner Familie und Verwandten so weise gefesselt ist, daß er sich, gern oder ungern, dennoch ihren Leitungen ergibt. Liebe und Dankbarkeit gegen seine Ältern und Wohlthäter vertreten öfters bei ihm die Stelle des Verstandes. Er ist hitzig, seinen Gegenstand zu verfolgen; aber ist er nicht auch empfindlich gegen die Bitte einer liebreichen Mutter? Ihn erschreckt der weise Tadel eines gütigen Vaters; und die sanfte Erinnerung eines Freundes wird oft für ihn eine eindringende Sittenlehre. Der Jüngling ist leichtgläubig, und diese Eigenschaft stürzt ihn in viele Fehler; aber er glaubt auch das Gute leicht, und am leichtesten glaubt er es denen, die seine Hochachtung und Liebe zu verdienen wissen. Auf solche Weise wird, an der Seite vernünftiger Menschen, seine Leichtgläubigkeit Glück für ihn; und durch ihren Unterricht, durch ihre Erfahrung, zu der noch seine eigene Erfahrung hinzukömmt, wie oft ihn seine Leichtgläubigkeit betrogen, wird sie mit der Vorsichtigkeit verwandt. Der Jüngling, der jetzt seine Fehler gern verbirgt, ist doch zu anderer Zeit offenherzig genug, sie selbst zu verrathen, und geschwätzig genug, sich selbst zu beschämen. Er giebt Andern dadurch Gelegenheit, sie zu verbessern; und so werden Andere immer das für ihn, was er sich selbst noch nicht ist.

Der Jüngling ist begierig nach Beifall und Bewunderung, und geht mit großen Gedanken von sich und seinen künftigen Unternehmungen einher: eine Leidenschaft, die von der Hand der Weisheit gebildet und regieret, zum feurigen Antriebe des Fleißes und der Bestrebung im Guten für ihn wird. Aber sucht der Jüngling nicht auch außer dieser Ruhmbegierde seine Ehre in Gegenständen, die oft nur seine Verachtung oder seinen Haß verdienen sollten? Ja, aber meistentheils aus Mangel der Einsicht und guten Beispielen. Seine Erziehung sey noch so mangelhaft; so ist doch oft ein einziges rühmliches Beispiel genug, seine Begierde nach Ehre auf gute Sitten und edle Neigungen und Unternehmungen zu richten. Ein unglücklich gewagtes Unternehmen gibt ihm Erfahrung, und diese wird ihm, so oft sie ihn an seinen Fehler erinnert, auch das Gesetz einschärfen, daß er weiser, und bei der Wahl seiner Ehrbegierde vorsichtiger seyn soll. Fällt seine falsche Ruhmsucht gar auf das Laster: so straft ihn das Gewissen, und ruft ihn wieder auf den rechten Weg; das Gewissen, das in seinem empfindsamen Herzen eben so leicht spricht, als seine unerlaubte Begierde. Ohne die hohen Gedanken von sich und seinem künftigen Antheil an den Weltbegebenheiten, würde der Jüngling in seiner Ehrbegierde und in seinem Fleiße bald ermüden. Er betrügt sich freilich, aber doch zu seinem künftigen Vortheile, wenn er nur will. Selbst aus seinem Stolze wird einst die, ihm und

der Welt so nothwendige Tugend der Bescheidenheit und Demuth erwachsen, wenn er nur will. Seine wagende Ehrbegierde versieht ihn mit nützlichen und angenehmen Eigenschaften. Er erlernt viel Lobenswürdiges; schmeichelt sich, so viel er wisse, wie gut er sey; ist muthig; geht immer weiter, sieht immer mehr, das er fassen und wagen muß; immer mehr Fehler, die er ablegen; immer mehr Rühmliches, dem er nachstreben muß. Endlich, nachdem seine Einsicht auf diesem Wege stufenweise gestiegen, und Erfahrung, Zeit und Tadel ihn gelehret haben, wie klein sein Verdienst, und wie unvollkommen seine Tugend sey, verwandelt sich sein Stolz stufenweise in Demuth. So verliert die Raupe ihre berstende Hülle, und nimmt die Gestalt eines gefälligen Sommervogels an.

Der Jüngling ist verwegen, und diese natürliche Verwegenheit wird durch die Ausbildung zu einer weisen Herzhaftigkeit und Entschlossenheit in Gefahren, eine Tugend, die künftig seine Familie und sein Vaterland von ihm erwarten. Sein Blut wallt in seinen Adern, und macht ihn stürmisch und heftig; aber auch begierig nach Leibesübungen, die seine Nerven anstrengen und befestigen, und seinen Körper zur Erduldung der Arbeit und der mannigfaltigen künftigen Beschwerden des Lebens abhärten sollen. Ohne seine Hastigkeit und Flüchtigkeit würde der überfluß seiner Säfte entweder der Gesundheit schaden, oder die Gliedmaßen

des Körpers für die Befehle der Seele ungelenkig werden lassen.

Die Leidenschaften, die ihren Sitz zugleich in seinem brausenden Blute haben, Zorn und Wollust, scheinen die schlimmesten und verderblichsten Züge in seinem Charakter zu seyn. Wie tobt der Zorn eines aufgebrachten Jünglings! Aber, Dank sey es seiner natürlichen Unbeständigkeit! Er währet nicht lange. Und wie versöhnlich ist sein junges Herz, gegen das Herz eines beleidigten Alten betrachtet! Er vergiebt schnell ein erlittenes Unrecht, und bereut ein gethanes eben so schnell, nachdem er bald sanft, bald ernstlich wird. Sein Zorn, wenn er verschwunden ist, lehrt ihn die Vorsichtigkeit, sich vor Beleidigungen zu hüten, und wird, wenn er durch die Vernunft angehalten worden, zu einem plötzlichen rühmlichen Widerwillen gegen das, was sein oder Andrer Glück unbillig störet.

Seine geringe Liebe zum Gelde, die leicht in Verschwendung ausarten kann, bewahret ihn vor einem großen Feinde der Tugend in seiner Seele, vor dem kriechenden Eigennutze, der ihn außerdem in seinem männlichen Alter zu gebieterisch regieren würde. Eben der Jüngling, der jetzt das Geld nicht achtet, soll früh die Neigung der Gutthätigkeit und Freigebigkeit, aus der so viele gesellschaftliche Tugenden entsprießen, in sich wurzeln lassen.

Seine heftige Begierde, Andern nachzuahmen, ist eine Quelle vieler Thorheiten und gefährlicher Versuche; aber diese Begierde, durch Klugheit ein-

geschränket, macht ihn zum nützlichen Bürger der Welt. Sein den Sorgen verschlossenes Gemüth erhält ihn in der Heiterkeit, dem Geschäfte, das er erwählet, ganz zu leben; und seine Wißbegierde, ob sie gleich Anfangs mehr mit den Gegenständen der Sinne und des Gedächtnisses beschäftiget ist, sammelt doch eben dadurch Reichthümer zum Gebrauche des Verstandes ein. Sein Charakter ist der fruchtbare Baum im Frühling; er treibt starke Zweige, treibt Blätter, Knospen und Blüthen. Ohne die ersten können die letzten nicht hervorkommen; aber wenn alle Blüthen Früchte würden, würde sie der Baum nicht tragen können. Die heftige Neugierde des Jünglings wehrt dem trägen Müssiggange; und endlich, so sinnlich er ist, so ist er doch zugleich das Geschöpf, das seinen Hunger am leichtesten und mit den einfältigsten Speisen stillen kann, ohne sich zu beklagen. Unbekannt mit den Gemächlichkeiten, die das Alter fordert und liebet, übernimmt er eine harte Lebens-Art geduldig, wenn sie mit dem Wunsche seiner Neigung übereinkömmt, und von der Pflicht ihm empfohlen wird.

Das jugendliche Herz hat also freilich gefährliche Leidenschaften; aber sie stimmen doch untereinander, wenn sie gut gebildet und regieret werden, dienstfertig zu seinem Glücke überein. Selten ist Geiz, Neid, Betrug, Trotz und Grausamkeit der Antheil jugendlicher Neigungen; ein großes Glück für den Charakter des Jünglings. Gesel-

ligkeit, Begierde zu gefallen, nachzuahmen und Freunde zu haben, Kühnheit, Ehrliebe, Mitleiden, Dienstfertigkeit sind meistens die kleinen Bäche, die das Herz des Jünglings durchwässern, damit es die Früchte seiner Privatglückseligkeit und des allgemeinen Besten tragen kann. Seiner Fehler sind viel, und doch kömmt es auf die Erziehung, die er genießt, und auf ihn selber an, sie immer mehr zu unterdrücken, immer weiser, vorsichtiger, mäßiger und besser zu werden, und wenn er früh sein Herz der Religion übergibt, sich vor wissentlichen Lastern zu bewahren.

So bild', o Jüngling, denn
Dein Herz schon in der Jugend;
Sieh auf die Weisheit stets,
Doch mehr noch auf die Tugend!
Denk, daß nichts glücklich macht,
Als die Gewissensruh,
Und daß zu deinem Glück,
Dir Niemand fehlt, als du.

Gellert.

III. Lebensbeschreibung.

1) Leben Alfred des Großen, *) Königes in England.

Merkwürdig und gesegnet ward für England das achthundert neun und vierzigste Jahr, durch Alfred's Geburt; merkwürdig und gesegnet auch wegen der Zeit, in welcher er geboren ward, denn es war eine mit Drangsalen dieses Land heimsuchende, mit größern Drangsalen schwangre Zeit; aber merkwürdig und gesegnet nicht allein für jene Insel noch für jenes Jahrhundert; Männer seiner Art sind das Eigenthum und die Zierde der gesammten Menschheit, in der ganzen Fläche des Raums, in der ganzen Tiefe der Zeit.

Die Gemahlin des Königes Adelwolf hatte ihm fünf Söhne geboren, und eine uns bekannte Tochter, ehe Alfred, die letzte Frucht dieser Ehe geboren ward. Alfred's Brüder heißen Adelstan, Adelbald, Adelbright und Adelred. Der Schwester Namen ist Adelswitha.

Osburg, seine Mutter, war Tochter des Osak, Obermundschenken des Königes. Er leitete sein Geschlecht ab von einem Edlen, Neffen des Kerdik, Ahnherrn des königlichen Hauses von Wessex,

*) Abgekürzt.

und Gründer dieses Reiches. Dem Oslak hatte der königliche Oheim, die nach einem Sohne Wodan's genannte Insel Wecta geschenkt, die jetzt Wight genannt wird. Von väterlicher und mütterlicher Seite stammte Alfred von Wodan.

Seine Mutter wird uns gerühmt als eine gottesfürchtige und geistvolle Fürstin. Sie gebar den Alfred, oder Aelfried, wie ihn die Alten schrieben, zu Wantage in Berkshire, einer Landschaft des Reiches Wessex (n. Ch. G. 849). — Das Glück, unter zarter und weiser Obhut einer solchen Mutter sich zu entfalten, ward dem Alfred in fünfjähriger Kindheit entrissen. —

Der vierjährige Alfred blühete auf in früher vielverheißender Kindheit, seiner Ältern Wonne. Obgleich, nach Sitte des Landes in jener Zeit, die Knaben nicht öffentlich erschienen, ehe sie waffenfähig waren, vermochten doch der König und dessen Gemahlin nicht, sich die Freude zu versagen, ihn oft vor den Sachsen auftreten zu lassen, deren Herzen er frühe gewann durch Schönheit, Munterkeit, holde Freundlichkeit und ihm entwischende tagende Schimmer des großen Geistes, welcher England erleuchten und erwärmen sollte.

Auffallend zeigte sich des Vaters Vorliebe für diesen Sohn, als er ihn, im fünften Jahre des Alters, mit großem Gefolge nach Rom sandte, zum Pabste Leo dem Vierten, einem Manne von Geist, den die frühen Gaben des holden Kindes so einnahmen, daß er ihn nicht nur an Kindes-

statt annahm, sondern, doch wohl nicht ohne an ihn ergangene Bitte des Vaters, ihn zum Könige salbete (853). Es scheint, daß Alfred nicht lange in Rom blieb. Auf seiner Reise durch Frankreich sahen ihn verschiedne Gelehrte von Verdienst, unter denen Grimbald war, mit welchem er auch auf dem Throne noch immer freundschaftliches Verhältniß unterhielt, und ihn nach England berief.

Wohlgemeinte, aber nicht erleuchtete Frömmigkeit verleitete (855) den Vater, nach Rom zu reisen, obgleich die Dänen in der Insel Sheppey gewintert hatten. Er nahm Alfred mit sich und verweilte ein ganzes Jahr zu Rom, wo die Freigebigkeit des fremden Königes gerühmet ward, dessen von ihm verlaßnes Reich bedrängt und gefährdet war. Seine Gemahlin und sein ältester Sohn waren gestorben. Von diesem wird gesagt, daß er in einer Schlacht gegen die Picten gefallen sey. Auf der Heimreise vermählte sich Adelwolf zu Paris mit Judith, Tochter Karl's des Kahlen, Königes in Frankreich (856).

Des Königs Abwesenheit, seine Trägheit und Schwäche, die gefährdete Lage des Reichs, gaben dem jungen Adelbald, dem greisen Bischof Ealstan, dem Eanwolf (oder Enulf) Statthalter in Sommersetshire, und verschiednen andern Großen, Ursache und Vorwand, einen Beschluß zu fassen, kraft dessen der König sollte gezwungen werden, dem Adelbald die Regierung abzutreten. Als er heimkam fand er das Land in Zwiespalt. Eine

Partei empfing ihn mit Freuden und zeigte sich bereit, den Adelbald unter seinen Fahnen aus dem Lande zu treiben; die andre kündigte ihm den Gehorsam auf. Hatte Adelwolf sich bisher auf mancherlei Weise durch Schwäche gegen England verschuldet, so rettete er es nun durch seinen sanften Sinn von dem Wehe eines heimischen desto mehr verderblichen Kriegs, da wahrscheinlich Dänen noch im Lande, wenigstens immer zu erwarten waren. Er theilte mit Adelbald das Land, überließ ihm dessen ansehnlichern und minder gefährdeten Antheil, Wessex, und behielt für sich nur Kent und Sussex, welche klein, und den Angriffen der Dänen weit mehr als jenes ausgesetzet waren. Adelbald ließ sich diese Theilung gefallen, sey es, daß noch Eine Ader kindlichen Gefühls in ihm zuckte; sey es, daß er es rathsam fand, sich dazu zu bequemen, weil in der That die Westsachsen, welche ihm zugetheilt wurden, erklärten, daß sie in die Verstoßung des Vaters nimmer billigen würden (856).

Man wolle bemerken, daß in dieser Erzählung nur von Kent, Sussex und Wessex die Rede sey. Essex, Mercia und Northumberland (das heißt mehr als zwei Drittheil von England) hatten noch ihre besondern, wiewohl der Krone Wessex zinsbar gewordnen Könige. — Zu eben dieser Zeit ward der fünfzehnjährige Eadmund (oder Edmund) zum Könige von Essex gesalbet.

Adelwolf lebte noch zwei Jahr nach der mit seinem Sohne gemachten Theilung. Während die-

ser Zeit machte er reiche Stiftungen zum Unter=halt der Armen, und zugleich nach dem Geiste der Zeit und nach eigner Ansicht, zu jährlich nach Rom zu sendenden Kirchengaben. Er sah wohl ein, wie fruchtlos und gefährlich es für seinen noch zarten Liebling seyn würde, wenn er ihm, der drei ältere Brüder hatte, eins der drei südlichen Reiche vermachte. Durch seinen letzten Willen be=stätigte er Adelbald in dem Besitze von Wessex, und ernannte Adelbright zum Könige in Kent, Sussex und Surrey; Länder, deren Regierung dieser auch gleich nach dem Tode des Vaters antrat. Er hin=terließ dem Adelred, dem Alfred und seiner mit dem Könige in Mercia vermählten Tochter Adelswitha, nur Güter. Doch ordnete er zugleich Adelbald, Adelred und Alfred zu Erben untereinander.

Einen heilsamen Anlaß gibt uns der Tod der Unsern, sowohl zur Beherzigung unsrer eignen Sterblichkeit, als auch der Tugenden und Liebens=würdigkeiten der Abgeschiednen, der Liebe, die sie uns erwiesen, und der zuvor manchmal wenig beachteten Vergehungen, deren wir uns gegen sie verschuldet haben. Adelbald verlor durch den Tod einen guten, sanften Vater, den er tief gekränkt, der gleichwohl ihm den schönsten Theil seines Reichs überlassen, und noch außerdem in seinem letzten Willen ihn väterlich bedacht hatte. So wenig ehrte gleichwohl der Sohn des Vaters Andenken, daß er, von unkeuscher Flamm' entzündet, seine Stief=mutter, die schöne Judith, heirathete. Doch ent=

ließ er sie, wahrscheinlich erst nach einigen Jahren, auf ernste Mahnung des frommen Swithum, Bischofes zu Wincester. Adelbert starb nach dritthalbjähriger Regierung (860).

Diese Judith, welche in England ein befleckтes Andenken zurückließ, als sie nach Frankreich heimgekehrt war, hatte gleichwohl das Verdienst, dem jungen Alfred einen neuen Schwung zu geben. Von der Mitte des achten Jahrhunderts an hatten die innern Zerrüttungen der Königshäuser und immer sich erneuende Fehden im Siebenreich, die Bildung der englischen Jugend in den Wissenschaften sehr gehemmt. Durch die Kriege mit den Dänen aber, welche, so wie ehemals die noch heidnischen Angelsachsen, bei ihren allgemeinen Verheerungen vorzüglich gegen die Geistlichkeit wütheten, und die Klöster, damalige Sitze der Gelehrsamkeit, zerstörten, war England im neunten Jahrhundert in tiefe Barbarei versunken. Daher mag es begreiflich werden, daß Alfred in's zwölfte Jahr getreten war, ehe er lesen konnte. Sein für alles Schöne lebendiger Geist und das zarte Gefühl des holdseligen Knaben fanden Nahrung an vaterländischen Gesängen, die er sich hersagen und wieder hersagen ließ und auswendig lernte.

Judith, Tochter des fränkischen Königs, an dessen Hoflager noch unsre Sprache, mangelhaft wie sie damals war, aber schon kräftig und traulich geredet ward; Urenkelin des großen Karl, welchem Veredlung dieser Sprache schon am Herzen

lag, der ihre ältesten Schätze sammelte, und an dessen Hoflager, im Felde, wie im Pallast, eine Akademie war, deren Mitglieder sich jeder nach seinem Lieblingsdichter nannte, daher Karl selbst David, und der Jüngling Angilbert, dem er später seine Tochter Bertha zur Ehe gab, Homer; Judith war Liebhaberin von Heldengesängen und Minneliedern. Einst als die jungen Fürsten zu ihr in's Zimmer traten und sie in einem solchen Büchlein lesend fanden, zeigte sie es ihnen, und sagte: „Dem von euch will ich es schenken, der es am ersten auswendig lernt!" Auf einmal erwachte die Begierde in Alfred, selbst lesen zu können, was er sich so gern hersagen ließ; auch ward er angelockt von den schönen Anfangsbuchstaben, wie wir dergleichen in alten Handschriften sehen, und die saubern Bilderchen mit lebhaften, noch frischen Farben und einer Vergoldung bewundern, die in unsern neuesten Tagen erst wieder vollkommen nachgeahmet worden.

Zur Entzündung eines großen Geistes bedarf es oft nur eines Funkens. „Willst du wirklich," sagte er, „demjenigen unter uns das Büchlein schenken, der es zuerst dir wird vorlesen können?" „Ja!" antwortete sie lächelnd und froh. Wie schnell lernte der Knabe lesen!

Sogleich wandte sich sein Verlangen zum Latein. Außer romantischen Sagen und Liedern bot ihm seine Muttersprache keine Schätze der Erkenntniß dar. Aber wo sollte er Lehrer finden? Wo

Bücher? Nur etwa in abgelegenen, der Verheerung entgangnen Klöstern mögen lateinische Schriften und einige Männer, die sie lesen konnten, zu der Zeit in England gewesen seyn. Alfred bedauerte lange nachher, daß es ihm damals, als er der Muße so viel hatte, an Lehrern gefehlt habe. Wir werden sehen, wie er in spätern Jahren, als er mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Kraft herrschte und Krieg führte, dennoch durch weisen und fast beispiellosen Erkauf der Zeit sich zum Gelehrten bildete, der das umnachtete Land mit dem Lichte, das er angezündet, erleuchtete. — In Leibesübungen und in Künsten der Jagd zeichnete er sich schon in früher Jugend aus.

Dem letzten Willen des Adelwolf gemäß, ward nach Adelbald's Tode, Adelbright, welcher schon Kent, Sussex und Surrey beherrschte (860), König in Wessex. In die Zeit der sechsjährigen Regierung von Adelbright wird am füglichsten der für England folgenreiche Tod des in den isländischen und skandinavischen Geschichten und Gesängen hochgefeierten Ragnar Lodbrock geordnet. Auch in fränkischen und englischen Jahrbüchern lebt sein graunvolles Andenken.

Ragnar Lodbrock, obgleich Oberkönig in Dänemark, zog das fahrende Leben eines Seeköniges, der von ihm vernachläßigten Reichsverwaltung weit vor. Kein Land, welches am Meere lag, war vor ihm sicher. Die Ostsee fuhr er hinauf bis zur Mündung der Düna, Schwedens und Nor-

wegens Gestade wurden von ihm angefeindet, Friesland und Frankreich erschauderten vor ihm. Er suchte Schottland und die Orcaden heim. Zuletzt landete er in Northumberland; einige sagen, er sey gescheitert, weil er wider den Rath seiner Gemahlin Aslauga (Tochter Sigurd's Hafnersbane, berühmten Königes in Jütland) Schiffe von außerordentlicher Größe ausgerüstet habe, welche sein Schiffsvolk nicht zu lenken verstanden. Hella, oder Ella, König in Deïri, habe ihn mit großer übermacht angegriffen, und, weil er seinen Namen und Stand nicht nennen wollen, ihn gefangen und in einem Thurm geworfen mit vielen Schlangen. Indem er von ihren Zähnen zernaget worden, habe er, in Gegenwart seiner Hüter, das Lodbrokar Quida, das heißt: Lodbrock's Todtengesang, gedichtet, der auf uns gelanget ist, in welchem er seine Heldenthaten erzählt, den Feinden und dem Tode trotzet, am Ende die von Odin gesandten Jungfrauen im Geiste sieht, welche ihn zu den Freuden Valhalla's einladen. Er beschließt mit den Worten: „Ich werde lächelnd sterben." Eiserne Kraft des Sinnes athmet aus diesem Liede, racheschnaubende Mordlust, wenig Phantasie; aber es zucken aus ihm Flammenzüge eines durch keine Qualen zu dämpfenden freudigen Muths. — Ragnar äußerte gegen seine Hüter, daß, wenn seine Söhne wüßten, wo er wäre, „die Frischlinge den Saustall sprengen würden, in den man den Keuler eingesperrt habe." Es ward dem Ella gemeldet,

welcher sogleich befahl, die Schlangen von ihm zu nehmen, um ihn über jene Worte zu befragen, aber Ragnar war gestorben, als der Befehl gebracht ward. Es geschah wie er im Liede gesungen hatte. Seine Söhne rächten seinen Tod.

Adelbright hatte Achtung und Lieb' erworben, als er im sechsten Jahr seiner Regierung starb (866). Obgleich er Söhne hinterließ, bestieg doch, kraft des väterlichen letzten Willens, Adelred den Thron.

Die Nachricht von Ragnar's Tode hatte den ganzen Norden erregt und die Söhne des Helden zur Rache entflammt. Zehn an Zahl, mit drei Gemahlinnen erzeugt, waren sie von ihm zu gleicher Lebensweise angeführet worden. Auf vielen Fahrten hatten sie ihn begleitet; waren aber auch schon, wie junge aus dem Neste gestoßne Adler, auf eignen Raub ausgegangen. Anjetzt erschien jedes Abentheuer solcher Art ihnen nur wie eine Jagd, welche des Augenblicks Drang nicht erlaubte. Ihr Sinn war auf ernsteres Ziel gerichtet, auf Eroberung Englands, auf Vertilgung der Einwohner. Alte Nachrichten reden von acht skandinavischen Königen, welche sich mit zwanzig Grafen, an der Spitze ihrer Schaaren zur Rache Ragnar's vereinten. Oberste Anführer waren Ingwar und Hubba, Söhne Ragnar's. Argliſt ist oft auch Barbaren eigen. Man kennt den Menschen nicht, wenn man glaubt, daß Geistesbildung der Einfalt des Herzens schade. Aber Besonnenheit wie diese zeigten Barbaren selten. Sie hielten ihre Rache

zurück, auf daß der zu seiner Zeit abgeschnellte Pfeil desto verderblicher träfe. Nicht als Feinde landeten sie in Ostangeln; der König Edmund mußte sie als Gäste aufnehmen, da es, ihrem Unternehmen zu wehren, ihm an Macht gebrach. Er ging, durch den Drang der Umstände vielleicht entschuldiget, doch, wie ich meine, nicht gerechtfertiget, einen Vertrag mit ihnen ein, sie mit Pferden zu versehen, welche sie, ohne seine Gewährung, ohne Zweifel würden geraubt haben, denn sie sahen ein, wie sehr sie zu Ausführung ihres Vorhabens einer guten Reuterei bedürften. — Im Frühlinge des folgenden Jahres rückten sie ein in Northumberland.

Dieses seit langer Zeit, und mehr als irgend eins im Siebenreiche, von inneren Unruhen zerrissene Land ward jetzt zerrüttet durch bürgerlichen Krieg. Denn Ella, dessen Frevel an Ragnar begangen die nordische Rache über das Land führte, hatte vor vier Jahren den rechtmäßigen König Osbert vom Throne verdrängt, und dieser strebte, seine Rechte mit den Waffen zu behaupten. Daher ward es den Dänen leicht, sich der Stadt York zu bemächtigen. — Einzelne Züge von Edelmuth und reiner Tugend sind vermögend, den Geschichtschreiber und den Leser aufrecht zu erhalten bei den Erzählungen der menschlichen Thorheiten und Frevel. Wenige würden gehandelt haben, wie Osbert handelte. Sein Gegner, Ella, hatte nur Verderben von den Dänen zu erwarten; sie

zu sühnen, wäre ihm unmöglich gewesen. Osbert konnte sich mit ihnen wider den gemeinschaftlichen Feind verbinden. Aber in der Gefahr des Vaterlands sah Osbert in Ella nur den Engländer, in den Dänen den allgemeinen Feind. Er verband sich mit Ella gegen die Dänen.

Beide Fürsten griffen die Dänen an mit vereinten Schaaren, nahe bei York, jagten sie in Flucht, drangen mit einem Theile des Heers ihnen nach in die Stadt. Hier erneuete sich die Schlacht, die Dänen siegten. Osbert und Ella fielen (867), mit ihnen die Edelsten und der größte Theil ihrer Schaaren. Die übrigen entrannen und das Land unterwarf sich den Dänen. Nach Einigen fiel Ella lebendig in die Hände der Söhne Ragnar's, welche ihn zu Tode sollen gemartert haben.

Neunzehn Jahre alt war Alfred, als er sich vermählte (868) mit Alswitha, Tochter eines Grafen von Mercia, welcher seiner Leibesgröße wegen Mucil genannt ward und der Eadburg, die aus königlichem Hause von Mercia entsprossen war.

Fast ganz Northumbrien war in den Händen der Eroberer. Nur der kleine nördliche Theil dieses Landes, zwischen der Tyne und Schottland, blieb in gefährdeter Unabhängigkeit. Ein gewisser Egbert ward dort als König anerkannt, aber bald vertrieben. Sein Nachfolger Riseg härmte sich zu Tode über des Vaterlands Wehe. Nach ihm saß ein andrer auf dem Thron. Das große Land, zwischen der Tyne und der Humber, ward beherrscht

von Ivar, einem dänischen Fürsten. Dieser baucte York wieder auf, denn es war zerstört worden, ermunterte auch den Anbau des verheerten Landes.

Ein Theil des dänischen Heers fiel ein in Mercia, und überwinterte zu Nottingham. Mit Untergang bedräuct, sandten der König Burrhed und die Gewaltigen des Landes zu Adelred und Alfred, dem der Bruder unterordneten Antheil an der Reichs-Verwaltung nehmen ließ, und flehten um Hilfe. Sogleich rückten beide Brüder aus mit großem Heer, hinein in Mercia, bis vor Nottingham.

Geschützt von festen Mauern versagten die Dänen die Schlacht; die Engländer vermochten nicht die Stadt zu erobern. Man ging Unterhandlungen ein. Friedensbedingung zwischen Mercia und den Dänen war Rückzug der beiden Brüder gen Wessex, und der Dänen gen York.

Im folgenden Jahr ward England mit Hungersnoth und mit Seuchen unter Menschen und Vieh heimgesucht, gewöhnlichen Gefährten verheerender Kriege (869). Während dieser Zeit übten die Dänen grauenvolle Frevel in York und in der Gegend umher. — Als sie in Ostangeln einrückten, zog ihnen entgegen Graf Wulketul, widerstand ihnen ritterlich, ward aber erschlagen.

Der König Edmund hatte, dem mit den Dänen schon im Jahre 866 gemachten Vertrage trauend, sich nicht auf den Krieg vorbereitet. Anjetzt zog er, mit schnell zusammengerafften Schaaren, wider sie, kämpfte tapfer, aber mit unglücklichem Erfolge,

bei Thedford, ward gefangen, dem Ingwar, Ragnar Lodbrock's Sohne, vorgeführt, der ihm das Leben und den Thron versprach, wenn er dänischer Oberherrschaft sich unterwerfen und dem Christenthum entsagen wollte. Edmund verwarf den Antrag mit Abscheu, worauf Ingwar ihn entkleiden, ihn geißeln, an einen Pfahl binden, und mit Pfeilen erschießen ließ (870). Die Kirche verehrt den heiligen Edmund als einen Märtyrer. Ingwar ging nun zu seinem Bruder Hubba, nach Northumbrien; Gothrum, ein Dänenfürst, ward König in Ostangeln.

Das feindliche Heer fiel nun unter Anführung von Halfden und Bagsey, zwei Seekönigen, in Wessex ein und eroberte Reading. Um festen Fuß zu fassen, grub ein Theil der Dänen, indessen die andern das Land verheerten, einen Kanal zur Vereinigung des Kennet mit der Themse, eine Maßregel, wie man sie rohen Barbaren kaum zutrauen sollte. Graf Adelwolf, Statthalter in dieser Gegend, rüstete schnell ein kleines Häuflein. „Ist," rief er seinen Kriegern zu: „Ist das Heer der Feinde größer als das unsrige, so ist Christus, unser Feldherr, doch stärker als sie!" Er schlug sie bei Inglefield. Unter ihren Todten war Graf Sidrok, der ältere, der ein fürchterliches Andenken in Frankreich nach sich gelassen hatte. — Vier Tage nach her zogen Adelred und Alfred mit vereintem Heer gen Reading, und tödteten viele Feinde vor der Stadt. Die Dänen machten oft Ausfälle mit wech-

selndem Glück, bis sie eine Schlacht gewannen, in welcher Graf Adelwolf erschlagen ward (871).

Wiederum nach vier Tagen ward große Feld-Schlacht geliefert bei Aston, in Berkshire. Der Feind hatte sich in zwei Treffen getheilt, diesem Beispiel folgten die Engländer. Alfred brach früher auf mit dem ihm zugetheilten Heer als Adelred, welcher beim Gottesdienste verweilte, und als der Drang des Augenblicks ihm an's Herz gelegt ward, bezeugte, er würde menschlicher Angelegenheiten wegen den Dienst Gottes nie versäumen. Erst nachdem der Priester das heilige Amt vollendet hatte, machte er sich auf wider den Feind. Gott wandte ab die zu erwartenden Folgen dieser beschränkten Ansicht. In düstern Zeiten vergaßen die Menschen oft, daß der Liebe Gebot allen andern vorgeht, und daß „niemand größere Liebe hat, als der sein Leben läßt für seine Freunde" (Joh. XV. 13).

Alfred, hingerissen von jugendlichem Feuer, eilte in geschloßner Heerschaar gegen den Feind, welcher örtlichen Vortheil hoher Lage hatte. Nur durch Wunder der Tapferkeit widerstand er den Dänen. Im Augenblick heißester Noth kam Adelred mit seinen Schaaren, und gerettet ward England aus großer Gefahr, in welche Alfred's jäher Muth und Adelred's mißverstandne Andacht es gesetzt hatten. Die Dänen erlitten eine große Niederlage; Bagsey, der König, und fünf Jarls blieben auf der Walstatt; ihr Heer ward den ganzen folgenden Tag verfolgt (871).

Nach vierzehn Tagen griffen beide Brüder den Feind an bei Basing, in Hamptshire. Lange schwankte die Schlacht, doch entschied sich der Sieg für die Dänen, welche noch dazu bald nachher verstärkt wurden durch Landung eines frischen Heers. — Abermal wurden, auch nach langem Kampfe, beide westsächsische Fürsten von den Dänen besiegt, bei Morton; Adelred ward tödtlich verwundet, und gab bald nachher den Geist auf (871). Sein Andenken blieb den Engländern werth.

Selten befand sich ein Reich in so gedrängter, verzweifelter Lage, wie nun England beim Tode des Königes Adelred. Ostangeln und Northumberland wurden von dänischen Königen beherrscht; Burrhed, König in Mercia und in dem von seinen Vorfahren eroberten Essex, blieb ruhiger Zuschauer, als Wessex von den fürchterlichen Fremdlingen angefallen ward, uneingedenk, daß er seinen Schwägern die Erhaltung auf dem Throne verdankte; uneingedenk auch, daß, so gefahrvoll die Theilnahme an diesem Kriege ihm scheinen mochte, doch nur durch sie die Rettung Englands möglich schien, da, wofern Wessex unterjocht, auch der Untergang von Mercia unvermeidlich ward. In den beiden letzten Schlachten war Wessex von den Dänen besiegt worden, und diese konnten mit jedem Tage durch Ankunft frischer Heere Verstärkung erwarten.

Adelred hatte zwei unmündige Söhne hinterlassen; aber sowohl nach Adelwolf's letztem Wil-

len, als auch nach feierlicher Erklärung von Adelred, sollte Alfred nach dem Tode dieses Bruders den Thron besteigen. Hätten aber auch keine Verhandlungen dieser Art Statt gefunden, so würden doch die Söhne des letztverstorbenen Königes keinen ausschließenden Anspruch auf die Herrschaft haben machen können. Bei den Sachsen, wie bei den Franken, haftete, nach altdeutschem Gebrauch, das Recht der Krone zwar am königlichen Geschlecht, nicht aber an dem nächsten Erben des Hausguts. Das Wahlrecht ließ der Deutsche sich nicht nehmen, weil es ihm eines freien Volkes Eigenthum schien; aus weiser Sorgfalt für die Ruhe beschränkte er sich in seiner Wahl auf Ein Geschlecht. In diesem Augenblick die Krone auf ein unmündiges Haupt setzen, oder wohl gar einen der Knaben auf den Thron von Wessex, den andern auf den von Kent erhöhen, wäre Verrath an dem öffentlichen Wohl gewesen, und beide Kinder wären erste Opfer dieses Verraths geworden. Aller Augen wandten sich auf den zwei und zwanzigjährigen Alfred, dem glänzende Gaben der Wohlgestalt und des Geistes, schon kräftig erwiesener Heldenmuth mit früher Feldherrnkunde vereint, und edles, liebevolles Herz, die Liebe der ganzen Nation erworben hatten. Daß eben dieser Jüngling, auf den allein ihre Wahl treffen konnte, da außer ihm und jenen Kindern kein Sprößling des Königstammes, ja keine andern Nachkommen in männlicher Linie von Wodan übrig waren; daß eben

dieser Jüngling mit solchen Gaben von der Vorsehung ausgerüstet worden, mußte sie zur kühnen Hoffnung entflammen, daß Gott durch ihn die Schmach und das Wehe heidnischer Unterjochung von dem bedroheten Lande abwehren wollte.

Was allen einleuchtete, schien dem einzigen Alfred zweifelhaft. Als der Bischof von Winchester und alle in ihn drangen, daß er in sein Recht, zur Rettung des Vaterlandes, eintreten sollte, berief er die Wittenagemot, das heißt: die Versammlung der Weisen. So nannten die Sachsen die aus den Bischöfen, Äbten und Edlen, mit Zuziehung rechtskundiger Männer, bestehenden Reichsstände. Die Edlen waren Aldermannen, das heißt: Statthalter der Landschaften, welche in späterer Zeit, unter dänischer Herrschaft, nach dem skandinavischen Worte Jarl, Earl genannt, und erblich wurden. Das heißt: sie wurden Grafen. Diese Versammlung erklärte sich einmüthig für Alfred's Recht an den Thron (871), worauf er zu Winchester von dem Bischofe dieser Kirche feierlich gekrönet ward.

Kaum war ein Monat verflossen, seitdem Alfred die Herrschaft angetreten, als die ganze Macht der Dänen wider ihn anrückte, welcher er, mit kleinem, durch acht blutige Schlachten eingeschmolzenem Heer, entgegen zog. Er traf sie auf den Höhen bei Wilton (in der westsächsischen Landschaft Wiltshire). Es ward lange mit Heftigkeit gekämpfet, ehe das feindliche Heer die Flucht ergriff.

Nun ließen die Westsachsen sich hinreissen von trunkener Siegsfreude, zu ungeordneter Verfolgung; die Dänen wandten sich, nutzten ihren Vortheil, und behaupteten das Feld (871). Sie gingen nach London, welches damals zu Mercia gehörte, lohnten also dem Burrhed sein muthloses, afterweises Stillesitzen zur Zeit allgemeiner Gefahr, wie er es verdiente; überwinterten in jener Stadt, und verheerten ringsumher das Land.

Burrhed war beschäftigt mit einem Feldzuge wider die Britten, die über die westliche Grenze seines Reichs einen Einfall gemacht hatten. Anjetzt machte er sich auf, ließ sich mit dem bundbrüchigen Feind in neue Unterhandlungen ein, schloß Friede mit ihnen (872). Die Dänen scheinen Burrhed trotz des Friedens angefeindet, wenigstens bedräuet zu haben, denn wir sehen, daß er (873) einen neuen Frieden mit ihnen einging, welcher so fruchtlos war, wie die zuvor mit ihnen abgeschlossenen. Im folgenden Jahr fielen sie ein in Mercia, lagerten sich bei Repton in Derbyshire, wo sie überwinterten. Unfähig wider den Feind etwas zu unternehmen, verließ Burrhed das Land, reisete gen Rom, starb daselbst in einem Kloster, und ward begraben in der Kirche der von Ina, Könige der Westsachsen, dort gestifteten und von Adelwolf erneueten Sachsenschule.

Die Dänen bemächtigten sich des Königreichs Mercia (874), über welches sie den Cnolwulf setzten, der Befehlshaber unter Burrhed gewesen. Er

ward ihnen nicht nur zinsbar, sondern auch eidlich verpflichtet, ihnen das Land, sobald sie es abfordern würden, wieder zu übergeben, während seiner Regierung aber ihnen in allen Dingen zu gehorchen. Zur Sicherheit der Angelobung nahmen sie Geißel von ihm. Da es aber nicht der Dänen Wille war, daß er sich auf Unkosten des Landes bereichern sollte, entsetzten sie ihn seiner königlichen Würde.

Die westsächsischen Waffen unter Alfred's Anführung scheinen auf die Dänen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Nur dieser kann es erklären, daß sie nach ihrem Siege bei Wilton sich dennoch zu einem Frieden bequemt hatten, und daß sie, die so bundbrüchig gegen Ostangeln und Mercia verfuhren, mit dem erschöpften Wessex Frieden hielten, da doch mehr als zwei Drittheile von England in ihrer Gewalt waren und sie immer Verstärkung aus der Heimath erwarten konnten.

Sie brachen auf aus Repton und theilten ihre Macht in zwei Heere, deren eins, unter Halfden's Anführung, an die Tyne zog und den Winter an dem Ufer derselben gelagert blieb, folgenden Frühling aber über den Strom ging, mit jedem Weh' eines Vertilgunskriegs den kleinen noch von eignen Königen beherrschten nördlichen Theil Northumberlands heimsuchte, auch in Schottland eindrang und das Land der Picten verheerte. Jenes northumbrische Ländchen ward von den Dänen erobert und dessen Felder unter ihre Könige ver-

theilt. Es war der größte und nördliche Theil des ehemaligen Reiches Bernicia. Das andre Heer zog aus unter den Befehlen der Könige Gothrum, Oscytil und Amund und überwinterte in Cambridge.

Es war unmöglich für jedes Land, welches den nordischen Heimsuchungen ausgesetzt war, sich anders zu sichern, als durch furchtbaren Kriegsstand. Aber auch mit solcher Kriegsmacht konnte Alfred, der nur die mittägigen Landschaften England's beherrschte, nicht hindern, daß nicht in die den Dänen unterworfnen Länder des ehemaligen Siebenreichs neue Schwärme von Normännern landeten, welche, sobald sie gelandet waren, von ihren Landsleuten begünstiget und desto mehr zu Unternehmungen gegen Wessex von solchen gereizt wurden, die keinesweges Lust hatten, ihre schwer erkämpften Eroberungen mit den neuen Ankömmlingen zu theilen. Alfred sah ein, daß bei beständig zunehmender Macht der Dänen endlich Wessex, gleich den nördlichen Ländern England's, ihnen unterliegen würde, wofern er nicht, auf ihrem eigenen Elemente ihnen entgegen gehend, ihren Landungen zuvorkäme.

Die Angelsachsen und die mit ihnen verbündeten Abentheurer, welche Britannien erobert und das Siebenreich gestiftet hatten, waren so erfahrne und unerschrockne Seefahrer wie die Skandinaven. Als sie aber, nach langen und blutigen Kriegen, in Besitz des schönen Landes waren, genossen sie

dessen Fülle und entsagten dem Meer; auch waren sie zu sehr in Kriegen mit den Britten, Picten und Skoten, und mit einheimischen Fehden beschäftiget, als daß sie ferner ihrer vorigen seefahrenden Lebensweise hätten nachgehen können oder wollen.

Schon im ersten Jahre seiner Herrschaft muß Alfred den großen Gedanken, das kühnste, seefahrende Volk auf der See zu bekriegen, gefaßt haben. Dieser Gedanke entzündete ihn wie ein Strahl des Himmels. Er bedurfte zu dessen Ausführung fremder Werkmeister, da seine Westsachsen nur Fischerkähne zu machen wußten; er bedurfte der Segel und der Taue; er bedurfte fremder Steurer, und einer nicht kleinen Zahl fremder Seeleute, um seine Landsleute zu unterrichten, und — was ohne Zweifel das Schwerste, was ohne grenzenloses Vertrauen seines Volkes in ihn nicht möglich war — er mußte in diesem so niederschlagenden Zeitpunkte, als die Nation mit gänzlichem Untergange bedräuet war, seine Westsachsen zu einer ihnen ganz fremden Lebensweise ermuntern, sie mit Muth entflammen, die fürchterlichen Dänen, von denen sie zu Lande besiegt worden, nun auf ihrem Elemente, welches von je her der Dänen Stolz und Ruhm war, anzugreifen.

Solche Schwierigkeiten überwindet nur der Heldenmuth eines außerordentlichen Geistes. Mit diesem hatte der König der Könige den Alfred begabt, und mit der edleren Gabe eines vollen Ver-

trauens in Ihn seinen gekrönten Knecht begnadiget. Darum ward er Retter seines Landes, so groß wie irgend Einer, den Gott ein Land dem Untergange zu entreißen je erkoren, gekräftiget und gesalbet hat.

Vier Jahre nachdem er den Thron bestiegen, fuhr Alfred aus mit den ersten englischen Schiffen, bestand einen Kampf mit sechs dänischen Schiffen, eroberte deren eins, jagte die andern in die Flucht (875). So ging, unter günstiger Vorbedeutung seines Namens, wie des tagenden Morgens erster Schimmer, der englische Seeruhm auf, der nun in vollem Mittagsglanz alle Meere des Erdkreises bestrahlt.

Im fünften Jahre nach dem mit Alfred abgeschloßnen Frieden brachen die Dänen aus Cambridge bei Nacht auf, und fielen ein in Alfreds Reich (876). Es wird gesagt, daß in diesem Einen Jahre Alfred in sieben Schlachten mit den Dänen gefochten habe. Sie eroberten Wernham, eine Festung in Dorsetshire, und lagerten sich in vortheilhafter Gegend. Dennoch gingen sie abermal einen Frieden mit ihm ein, in welchem sie sich eidlich verpflichteten, abzuziehen aus Wessex und ihm Geißel gaben. Ob sie ihn nur sicher machen wollten, um ihn zu täuschen, oder ob sie, nach der Unbeständigkeit, welche Barbaren beizuwohnen pflegt, anders Sinnes wurden, mag schwer zu errathen seyn. Sie überfielen bald nachher bei Nacht die westsächsische Reiterei, tödteten alle Reuter, erbeuteten

die Pferde. Dann überwinterten sie zu Exceſter in Devonſhire. Noch im Herbſte des Jahrs 877 waren die Dänen in Exceſter, nur ein Theil ihres Heers brach auf und verheerte Mercia.

Alfred ließ in allen Häfen ſeines Reiches Boote und Galeeren bauen, rüſtete ſie aus, beſetzte ſie mit Seevolk und mit Kriegern, und ließ ſie auslaufen, um Landungen neuer däniſcher Ankömmlinge zu verhindern. Er ſelbſt mit dem Heere berennte Exceſter, und hielt die Feinde dicht eingeſchloſſen. Seine Flotte ſtieß auf 120 däniſche Schiffe, welche beſtimmt waren, friſche Schaaren zum Entſatze von Exceſter dorthin zu bringen. Sie hatten auf den Wogen ſchon viel von Stürmen erlitten. Deſto weniger vermochten ſie den Kampf mit den Engländern zu beſtehen, zogen, ſich wie es ſcheint, in Unordnung zurück, ſcheiterten am Geſtade und kein Mann entrann (877). Dieſer Verluſt, in Verbindung mit gefürchteter Hungersnoth, mochte wohl Urſache ſeyn, daß die Dänen abermal Friede machten, Geißel gaben, im Auguſt aus Exceſter zogen. Sie verödeten darauf Mercia.

Schon im Jänner des folgenden Jahrs kamen ſie bundbrüchig wieder mit verſtärktem Heer und überrumpelten Chippenham (in Wiltſhire in Weſſex). Dort blieben ſie den übrigen Theil des Winters nicht ohne oft Schaaren auf Streifzüge auszuſenden, welche das Land ringsumher verheerten (878). Nun entging den Sachſen auch der letzte

Muth. Sie sahen, daß die Dänen nach wiederholten Schlachten, in welchen Alfreds Schaaren eingeschmolzen, immer neu verstärkt, sich zahllos und verderblich wie Heuschrecken über das Land verbreiteten. Viele flohen daher aus dem Vaterlande, einige nach Wallis, andere nach Frankreich; einige suchten Zuflucht in Wald und Gebirg; die übrigen, an Alfred's Glück verzweifelnd, fügten sich der dänischen Dienstbarkeit.

Alfred sah sich allein. Man meldet uns nicht, in welchen Ort der Sicherheit er seine Gemahlin und seine Kinder sandte. Er selbst irrte umher, manchmal von einigen seiner Edlen und wenigen Kriegern begleitet, manchmal auch, wo selbst das kleine Geleite würde Verdacht erregt haben, allein, in Kleidung eines Bauern. Endlich fand er Zuflucht bei einem königlichen Kuhhirten. Ob er sich diesem offenbarte? das bleibt ungewiß; so viel erhellet, daß die Frau des Hirten nicht wußte, welchen Gast ihre armselige Hütte barg. Denn einst, als sie Kuchen backte, und Alfred am Heerde saß, beschäftigt mit Säuberung seines Bogens und der Pfeile, hieß die Hauswirthin ihn Acht geben auf die Glut, um zu rechter Zeit die Fladen umzuwenden. Er, in ganz andern Gedanken vertieft, vergaß des Auftrags, und die Frau ward inne, daß die Kuchen angebrannt waren. „Da haben wir's!" rief sie aus, „die Fladen läßt du anbrennen, die du doch so gern essen magst, wenn sie gar sind!"

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß gottesfürchtige Zeitgenossen, dieses, dem großen Könige widerfahrne Drangsal als eine Züchtigung Gottes angesehen haben. Es wird erzählt, daß er, in den ersten Jahren seiner Regierung, sich von Stolz und manchen Gelüsten habe hinreißen lassen; daß er sey ermahnet worden vom heiligen Neot, der mit ihm verwandt war, verschiedene Jahre Einsiedler gewesen, und nun einem Kloster vorstand; daß Alfred weder auf die freundliche Warnung des gottseligen Greises geachtet, noch auch auf die von diesem ihm angekündigte Strafe, und Rettung aus der Noth, wann er würde Buße gethan haben. So berichten einige Lebensbeschreibungen des heiligen Neot, so auch spätere Schriftsteller aus dem Mittelalter, so berichtet der Bischof Asser, Zeitgenoß und Freund des Königs, dessen Leben er vor Alfreds Tode schrieb und unvollendet ließ. Asser gesteht, daß sein königlicher Freund, in den ersten Jahren der Herrschaft, aus jugendlichem Leichtsinn, denen, welche ihm ihre Angelegenheiten vortragen wollten, keinen Zutritt verstattet, den Beschwerden der Geringen über mißbrauchte Gewalt der Großen nicht Gehör gegeben, so wenig wie dem warnenden Manne Gottes Neot.

Wir dürfen diese Rüge nicht verschweigen, da wir deren Wahrheit nicht bezweifeln können; aber auch wir dürfen nicht verkennen, wie Gott seinen Gesalbten, den er so hoch begabt hatte, väterlich züchtigte, um ihn vor den Augen der Welt desto

höher nach dem Drangsal zu erheben, und ihn, nach ernster Bestrafung seiner Vergehungen, nach wahrer Reue, desto mehr zu begnadigen.

In solcher Verborgenheit lebte Alfred itzt, daß manchmal nicht einer seiner Sachsen wußte, wo er war, und ob er lebte. Er war Flüchtling in seinem eignen Reiche.

Sobald die Nachspürungen der Dänen zu erkalten begannen, verließ er den Hirten, und ersah sich einen Anger, welcher nur zween Morgen Landes enthielt, zu seinem und seiner Krieger Aufenthalt, welche Kunde von ihm bekommen hatten, und je mehr und mehr sich um ihn sammelten. Dieser Ort lag in der Landschaft Sommersetshire, und ward, sowohl von den Strömen Thone und Parret, als auch von Sümpfen, zu einer Art von Insel gebildet, welcher er den Namen Aethelingey gab, das heißt, Insel der Edlen. Noch anjetzt heißt die Stätte Athelney. Hier verschanzte er sich mit dem kleinen Häuflein seiner ihn umgebenden Edlen. Auch seine Gemahlin war bei ihm. Ringsumher machten sumpfige Erlenbrüche diese Zuflucht jedem, der nicht örtliche Kunde hatte, unzugänglich, und in dieser von Menschen wenig besuchten Gegend, war desto mehr überfluß an Wildbret. Eine schmale, an der westlichen Seite durch ein Bollwerk geschützte Brücke, führte in die Insel, aus welcher bei Tag und bei Nacht die Sachsen Streifzüge machten, sowohl um zu jagen und zu fischen, als auch um andere Bedürfnisse

von den Dänen zu erbeuten, und ihnen jeden möglichen Abbruch zu thun. Ein Schriftsteller vergleicht Alfred mit einer schlüpfrigen Schlange, die aus ihrer Erdspalte hervorschleicht, den Menschen nachstellt, und dem der sie schon ergriffen hat, wieder entschlüpft. Oftmals schien es, als könne er den Feinden nicht entrinnen, entwischte dennoch mit den seinigen, durch Schnelligkeit und Kunde der Gegend. Die Dänen wurden inne, daß der Löwe noch lebte, und den Sachsen entglomm ein Funke der Hoffnung, welcher bald in helle Glut aufflammen sollte.

Während dieser Zeit soll ein Ereigniß geschehen seyn, welches seine Hoffnungen neu belebte.

Wechselweise pflegten die Krieger auszugehen, und in seiner Reihe der König wie die andern. Eines Wintertages aber waren sie alle ausgegangen, er allein und seine Gemahlin waren heim geblieben. Alfred las, als er auf einmal am Thore klopfen hörte. Er ging, öffnete das Thor; da stand ein Armer welcher bat, ihm, um Christiwillen, einen Bissen Brod's zu geben. Alfred heißt seine Gemahlin nachzusehen im Brodschrank, ob noch etwas vorhanden wäre. Die Königin sieht nach, und meldet ihm, daß nur noch Ein Brod übrig, welches nicht hinreichend seyn würde, die jeden Augenblick zu erwartenden Krieger, welche zu fischen ausgegangen waren, zu sättigen. „Gesegnet sey Gott in seinen Gaben!“ rief Alfred aus, und fügte hinzu: „Ich bitte Dich, um Christiwillen,

Weib, gib ihm die Hälfte des Brod's! Wer mit fünf Broden und zween Fischen fünftausend Mann speisete, der kann auch, so es ihm gefällt, dafür sorgen, daß das halbe Brod für uns ausreiche." Die Königin gab dem Armen das halbe Brod.

Es wird erzählt, daß darauf Alfred sein Buch wieder in die Hand genommen hab', aber bald eingeschlummert, und ihm im Traume der heilige Cuthbert, welcher vor mehr als hundert Jahren gelebt hatte, erschienen sey, und ihm, im Namen Gottes, die Versicherung gegeben, daß Gott sich nun Englands erbarmen, und ihn, der sein letztes Brod mit dem Armen getheilt, wieder auf den Thron setzen wollte. Als bekräftigendes Zeichen dieser Verheißung, würden bald seine Krieger mit einem außerordentlich reichem Fischfang zu ihm kommen. Alfred erwachte, rief seine Gemahlin, ihr den Traum mitzutheilen; sein Ruf erweckte sie, denn auch sie war in Schlummer gesunken. Wie groß war beider Erstaunen, als jeder von ihnen seinen eignen Traum erzählen hörte! Bald kamen die Sachsen von ihrem Ausgange heim, mit so gewaltigem Fischfang, daß dieser schon an sich, auch ohne Verheißung, für ein Wunder gelten konnte.

Im Frühlinge dieses Jahrs segelte Hubba, Sohn von Ragnar Lodbrock, Bruder von Ingwar und Halfden, nachdem er von Northumbrien aus in Wallis eingefallen war und den südlichen Theil dieses Landes verwüstet hatte, dorther mit drei

und zwanzig Schiffen gen Wessex und landete in Devonshire, wo er sich lagerte vor der Felsenburg Kinwith, weil in diese viele der vornehmsten Anhänger Alfred's geflüchtet waren, mit gerechtem Vertrauen in die biedre Tapferkeit des Grafen Oddun, welcher sich mit Kriegern in die Festung geworfen hatte. Hubba wußte, daß es den Belagerten an Lebensmitteln und an Wasser, da sie von den Quellen abgeschnitten waren, bald fehlen würde. Er beschloß daher, durch Hunger und Durst sich des Schlosses zu bemächtigen, dessen Erstürmung ihm mißlingen könnte, und wofern sie ihm gelänge, mit dem Blute vieler Dänen würde erkämpft werden.

Dem Oddun entging nicht der Plan des dänischen Königes, dieser aber wußte nicht, welchen Krieger er vor sich hätte. Oddun überfiel in früher Morgenstunde die zu sichern Dänen mit dem Häuflein seiner Besatzung, Hubba ward fast mit dem ganzen Heer erschlagen und erobert ward die Heer-Fahne der Dänen, welche sie Reafan nannten, nach einem von Ragnar Lodbrock's Töchtern unter Absingung graunvoller Zauberlieder eingewirkten Raben. Diese Eroberung war wichtig, weil die Dänen mit abergläubischem Vertrauen an dem vermeinten Heiligthume hingen, und das Flattern des Bannes für Siegsankündigung hielten, weil es schien als schlüge der Rabe mit den Fittigen; das Herabsinken der Fahne aber als böse Vorbedeutung ansahn (878). Für die Sachsen war das

Jauchzen über diesen Sieg der Hahnenschrei des anbrechenden Tages der Freiheit. Alfred erkannte die Hand des Herrn und beschloß dem Winke zu folgen.

So weise als kühn, wollte der König das kleine Häuflein der Seinen nicht auf's Ungewisse blind in Gefahr führen; so edelmüthig als weise, beschloß er, selbst in's Lager der Dänen hineinzugehen, um ihre Macht, ihre Hilfsmittel und ihre Anschläge zu erspähen. Kundig des Saitenspiels und des Gesangs verkleidete er sich als einen Harfner, deren es viele gab bei den Britten, bei den Deutschen und bei den Skandinaven. Seine unverdächtige und freundliche Kunst öffnete ihm den Eingang in's Lager der Dänen, die sich gern von ihm ergötzen und belustigen ließen. Selbst in's Zelt ihres Königes Guthrum hatte er freien Zutritt; er blieb verschiedne Tage mitten unter den Feinden, beobachtete deren fahrlässige Sicherheit, wie sie, nur auf Plünderung bedacht, die Hut des Lagers und jedes kriegerische Bestreben versäumten, hingegeben in schwelgendes Wohlleben, weil sie im Stolze ihrer Eroberungen keinen fernern Widerstand der Sachsen für möglich hielten. Diese mit Lebensgefahr erkaufte, wichtige Kunde schöpfte Alfred, und begab sich wieder mit reifenden Entschlüssen in seine Insel der Edlen.

Anjetzt, es war um die Zeit der Pfingsten, sandte Alfred Botschaft an die vornehmsten seiner in Sommersetshire, Hamptshire und Wiltshire ihm

ergeben gebliebenen Edlen, hieß sie das Volk waffnen, und mit den Schaaren an bestimmtem Tage zusammenkommen bei'm Felsen zu Brixton am Walde Selwood, in Sommersetshire. Mit lautem Freudengeschrei empfing ihn dort das kleine Heer. Todt hatten sie ihn gewähnt, an ihrer Freiheit verzweifelt. Nun sahen sie den heldenmüthigen König! Seine Gegenwart, die Kunde so er ihnen mittheilte, seiner Zuversicht kühne Freudigkeit entflammte sie. Er führte sie gegen die schwächste Seite des von ihm selbst erkundeten feindlichen Lagers bei Eddington in Wiltshire, griff stürmend die sichern Dänen an, deren überraschte, daher ungeordnete Menge dem kühn eindringenden Häuflein unterlag. Das Lager ward bedeckt mit den Leichen der gefallnen Feinde, die übrigen flohn, und warfen sich in eine feste Burg, welche Alfred sogleich von allen Seiten dicht umzingelte.

Der Schrecken, welcher in die Dänen gefahren war, hinderte sie, einen kühnen Ausfall zu wagen; nach vierzehn Tagen zwang sie der Hunger zu demüthiger Bitte. Sie begehrten freien Abzug, erboten sich, Alfred Geißel zu geben wie viel und welche er fordern würde, verlangten keine von ihm. Er ließ sich diese Vorschläge gefallen, fügte aber die Bedingung hinzu, daß der König Guthrum und alle, die in England bleiben wollten, sich sollten taufen lassen und alle andern sogleich aus seinem Reiche ziehen. Die Dänen zogen ab; nach einigen Wochen kam Guthrum mit dreißig

seiner Edlen zu Alfred, gen Auler (in Sommersetshire, unfern von Athelingey), und wurden getauft. Alfred hub den Dänenkönig aus dem heiligen Bade, nahm ihn an als Sohn, gab ihm den Namen Adelstan. Er blieb noch zwölf Tage nach der Taufe bei Alfred, der ihn in der Regierung von Ostangeln bestätigte und Northumberland hinzufügte, doch so, daß er diese Länder als ein Lehn von Wessex besitzen sollte. Die meisten der Dänen folgten dem Beispiel ihres Königs und ließen sich taufen. So gewann Alfred an diesen tapfern Kriegern ein mächtiges Bollwerk seines Reichs, welches sie noch vor kurzem aufgelöst zu haben glaubten.

Indem er diese, zwar anjetzt von den Dänen verödeten, aber an sich schönen Länder einem Fürsten dieses Volkes anvertrauete, entwarf er die Verfassung, nach welcher Guthrum sie regieren sollte; eine Verfassung, die als Bedingung aufgelegt ward, von deren Haltung oder Bruch die dem Vasallen verliehenen Rechte abhingen. Durch den Sieg bei Eddington gelangte er wieder zum Besitze von Mercia, wo er Adelred als Befehlshaber des Heers anstellte, dem er in späteren Jahren seine Tochter Adelflied zur Gemahlin gab. Die im Reiche Mercia zerstreuten Dänen wurden vertheilt in fünf Städte dieses Landes, Derby, Leicester, Stafford, Lincoln und Nöttingham. Sie bekamen daher den Namen Fiveburgers (Fünfbürger). Diejenigen Dänen, welche sich zu ruhigem

Leben in England nicht bequemen wollten, vereinigten sich unter Anführung von Hastings, einem großen Feldherrn ihres Volks, zu einer Unternehmung gegen Flandern, nachdem sie umsonst gesucht hatten Guthrum zu vermögen, sich mit ihnen wider Alfred zu verbinden. Die französischen Schriftsteller sind voll von Beschreibungen seiner Verwüstungen.

So war es dem dreißigjährigen Alfred gelungen, sein Vaterland der Barbarei, von welcher es umfangen, der Knechtschaft, in die es gesunken, dem Heidenthum, mit dem es bedrohet war, zu entreißen und das angelsächsiche Siebenreich wieder herzustellen, welches er zum Theile mittelbar (Ostangeln und Northumbrien) durch Guthrum, bei weitem aber größtentheils unmittelbar beherrschte. Seine Weisheit und sein Heldenmuth hatten den furchtbaren Feind besiegt, die Freiheit der Sachsen behauptet; seine weise Milde hatte durch menschenfreundliche Schonung der überwundenen aus bittern Feinden, denen er das Eigenthum ließ, oder, wenn sie keins hatten, im verheerten Lande ihnen Eigenthum anwies, ruhige Anbauer eines Bodens gemacht, welchen sie nicht mit neu herankommenden Nordländern zu theilen gesonnen waren, sondern vielmehr bereit, es wider solche zu vertheidigen. Wir haben gesehn, wie Hastings von Guthrum abgewiesen ward. Die sich ansiedelnden Dänen befanden sich wohl unter dem Scepter eines Helden, welcher Vater aller seiner Unterthа-

nen war. Alfred regierte sie nach gleicher Richtschnur mit den Sachsen; beiden galt dasselbige Gesetz; er bestimmte gleiche Geldbuße für den Mord eines Dänen, wie sie für den Mord eines Sachsen bestimmt war, welches in jener Zeit als Maßstab der Würdigung galt. Hierdurch sicherte er ihr Leben und schmeichelte zugleich ihrem Ehrgefühl. Wie hätten sie nicht eine Regierung lieb gewinnen sollen, die ihnen Eigenthum, Leben und Ehre sicherte?

Alfred war noch jung, glänzend schon sein Ruhm, und mit welchem Glanze! aber seitdem er geläutert worden in der Drangsal Tiegel schwindelte ihm nie vor Stolz, denn er schrieb nicht sich selbst weder sein Glück zu noch seine Gaben, sondern Dem, von welchem allein das Glück herkommt und jede gute Gabe. Gefährlich war noch immer seine und seines Volkes Lage. Solches blieb ihm nicht verborgen; aber ihm graucte nicht, denn er setzte sein ganzes Vertrauen in Gott. Daher diese heitre Besonnenheit des Geistes, in deren schönem Lichte sein mit sanfter Milde vereinter Heldenmuth so rein glühete; daher auch diese felsenfeste Beharrlichkeit in Überwindung aller Schwierigkeiten, vereint mit langmüthiger Geduld, und geschmückt mit jener himmlischen Grazie des Glaubens und der Liebe, welche nur den begleitet in allem seinen Thun, dessen kräftige und schöne Naturgaben alle nach Einem Ziele trachten, dem Wohlgefallen Gottes.

Nach menschlichem Ansehen konnte die durch Eine Schlacht bewirkte Wiederherstellung von England nicht bestehen. Das Land war von einem Ende bis zum andern verheert; die Zahl der Streitbaren war durch langen Vertilgungskrieg sehr eingeschmolzen, und — was weit ärger war — der Muth des Volkes war gesunken. Den entscheidenden Sieg hatte Alfred mit der Mannschaft von drei Grafschaften erfochten. Solche Thaten erhöhen selten den Muth derjenigen, welche nicht Theil daran nahmen; vielmehr reizen sie nur zu oft die Eifersucht und den Unmuth solcher, die mit den Thätern nur die Frucht, nicht auch die Ehre der That theilen. Darum ist bei jedem gerechten National-Kriege heilige Pflicht, daß nicht einzelne Völkerschaften, sondern die gesammte Nation den Krieg führe wider den gemeinschaftlichen Feind; eine Wahrheit, welche unsern jungen Fürsten schon als Säuglingen in der Wiege sollte eingesungen werden!

Es war mit hoher Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß die bei Eddington überwundnen, dann nach übergabe der Veste heimgefahrnen Dänen, welche sich kurz zuvor in vollem Besitz des Landes geglaubt, sich in Hoffnungen und Kriegsruhm berauscht hatten, nicht säumen würden, ihre Landsleute zu neuen Landungen, deren Erfolg nicht zweifelhaft scheinen durfte, zu entflammen. Es bedurfte, dieses Unheil abzuwehren, schneller und kräftiger Maßregeln, und Alfred ergriff solche,

welche auch in spaten Zeiten wirkend, sein Reich auf den Gipfel der Macht, der Würde und der Glückseligkeit erhoben haben und es anjetzt darauf erhalten.

Den Feind vom Lande abhalten ist besser, als ihn darin bekriegen. Alfreds erster Versuch, die Dänen auf ihrem eigenen Element anzugreifen, war ihm herrlich gelungen. Er bauete eine Flotte und übte das Volk in Kunde der Seefahrt und des Seekriegs. Er vertheilte die Geschwader in die verschiednen Häfen des Reichs. Landeten dennoch die Feinde, so fanden sie Widerstand von geübtem Landvolk, und wollten sie in die Schiffe fliehen, so waren entweder diese schon zerstört, oder sie wurden bei der Abfahrt von den englischen Geschwadern verfolgt und vernichtet.

Dieses große Werk war noch im Werden, als Dänen aus Frankreich landeten, Rochester belagerten und vor dem Thore der Stadt eine Veste bauten. Die Bürger thaten tapfern Widerstand, Alfred kam mit einem Heere heran, die Dänen flohn in solcher Eile, daß sie ihre aus Frankreich mitgebrachten Pferde sammt den Gefangnen zurückließen, die Anker eilig lichteten, und wieder zurücksegelten nach Frankreich, welches von ihren Landsleuten unter Hastings Anführung schrecklich verwüstet ward (884).

Noch in eben diesem Jahre lief ein englisches Geschwader aus einem Hafen von Kent aus, griff bei der Küste von Ostangeln dreizehn dänische

Schiffe an und eroberte sie alle. Kein Däne entrann. Bald aber liefen dänische Schiffe aus Häfen von Ostangeln, wo sie trotz des geschwornen Eides von Guthrum's Volke, vielleicht von ihm selbst, begünstigt wurden, griffen die sächsischen Schiffe an und siegten (884).

England hatte so wenig ein stehendes Heer zu jener Zeit, als die andern Länder Europens. Und wahrlich, Alfred war nicht der Mann, der ein stehendes Heer, welches den Krieger dem Vaterland entfremdet, würde haben errichten wollen; er, dem die Freiheit seines Volks so nah am großen und warmen Herzen lag, als manchem Könige oder Fürsten unsrer Zeit am kleinen, kalten Herzen seine Machtvollkommenheit liegen mag, der es weder begreifen noch empfinden kann, welche hohe Würde es sey, Haupt zu seyn eines freien Volks!

Die Kriegsverfassung zu Lande in andern Ländern beruhete auf dem Lehnswesen. Dieses fand nicht Statt in England, wo es erst im elften Jahrhundert eingeführt ward, von Wilhelm dem Eroberer. Doch sehen wir, daß schon vor Alfred's Zeit die Grafen, welche schon damals erblich gewesen zu seyn scheinen, das Volk, dem sie vorstanden als Landpfleger, auch als Feldobersten zum Kriege beriefen. Alfred vervollkommnete diese Einrichtung.

Fast alle älteren und neueren Schriftsteller schreiben ihm die Eintheilung des Landes in Shires,

oder Grafschaften zu, wie sie, mit geringer Veränderung noch jetzt besteht. Er aber theilte jedes Shire in Trithings ein (wovon wir noch Spuren finden in den ridings in Yorkshire, den leths in Kent, den rapes in Sussex). Jedes Trithing ward eingetheilt in Hunderten, jedes Hundert in Decennarien, deren jedes zehn Haushaltungen enthielt. Jede gesammte Decennarie war verantwortlich für das Betragen jeder einzelnen ihr angehörigen Haushaltung, doch mit billiger Einschränkung. Ohne Zustimmung der Haus-Väter der Decennarie ward keiner in sie aufgenommen. Wer aber nirgends aufgenommen ward, der ward angesehen als ein Landstreicher, und erfreute sich nicht irgend Einer öffentlichen Gerechtsame.

So war auch jeder Hausvater verantwortlich für das Betragen seines Gastes, wenn dieser mehr als zwei Nächte unter seinem Dache geschlafen hatte.

Das Haupt jeder Decennarie hieß der Borsholder. Dieser berief die ihm unterordneten Haus-Väter zu Entscheidung kleiner Zwiste oder zu Anordnung gemeinsamer Angelegenheiten. In wichtigen Sachen, oder wo zwischen zwei Decennarien zu schlichten war, berief man sich auf die Versammlung des Hunderts, dessen aus zwölf Männern bestehender Ausschuß, unter dem Vorsitz des Hundertmanns, alle Monate sich versammelte und nach Recht und Billigkeit, sonder Gunst

und Ungunst, zu sprechen sich eidlich verpflichtete. Man glaubt hierin den Ursprung des Gerichts der Geschwornen (the Juries) zu erkennen.

Außerdem ward alle Jahr ein großes Gericht gehalten von den Hunderten, wo über Verbrechen gerichtet ward, wo Mißbräuche gerügt und abgestellt wurden; wo auch jeder Hausvater der zehn Decennarien erklären mußte, welcher Decennarie er angehörte. Zweimal des Jahrs versammelte sich das Obergericht der Grafschaft unter dem Vorsitze des Bischofs und des Grafen. Da der Graf, wegen der in ihm vereinten bürgerlichen und kriegrischen Autorität, leicht zu mächtig hätte werden können, setzte Alfred dem Grafen einen Sherif (Burg-Grafen oder Landvogt) zur Seite. Auf dieses Obergericht konnte man von den Untergerichten sich berufen. Von den Obergerichten an den König. Dieser gab selbst ein Gesetzbuch, welches the common Law (das gemeine Gesetz) genannt ward. Solchen Geist athmeten die Gesetze des Königs, daß er auf freventlichen Mord Todesstrafe setzte, auf Theilnahme an einer Verschwörung wider ihn nur eine Geldbuße.

Vorsteher jedes Shire (oder jeder Grafschaft) war der Thane. Ein solcher Thane war Graf, ward auch Aldermann genannt; später, zur Zeit der dänischen Könige, Earl, vom skandinavischen Worte Jarl. Das waren die großen Thanen. Die kleineren Thanen machten den Landadel aus, und waren den Grafen unterordnet. Diese Einrichtung

war zugleich bürgerlich und kriegrisch. Der Graf war Feldhauptmann der Grafschaft; die Häupter der Trithings, der Hunderte und der Zehn waren stufenweise unterordnete Befehlshaber; wahrscheinlich stellte sich der Landadel, als Ritterschaft, zu Pferde, wenn er vom Grafen ins Feld gerufen ward. Ob diese Einrichtung ursprünglich von Alfred herstamme, oder nur von ihm vervollkommnet wurde, ist noch unentschieden. Gewiß aber ist, daß Alfred ein Werk unternahm und vollendete, welches von großen, weit über die Blicke seiner Zeitgenossen gehenden Ansichten zeugt. Es war ein Landbuch, welches ein Verzeichniß enthielt vom ganzen Landeigenthum Englands und von dessen so kleinen als großen Besitzern. Man nannte es die Rolle von Winton (alter Name von Winchester). Wilhelm der Eroberer legte es seinem Landbuche zum Grunde, und noch jetzt werden großentheils nach ihm die Abgaben von liegenden Gründen bestimmt.

Auf der zwiefachen Grundlage dieses Landbuchs und der Eintheilung des Landes in Shires, Trithings, Hunderts und Decennarien, gründete Alfred die Anordnung seiner Landwehr; denn auch dieser große Gedanke einer Landwehr verherrlicht sein Andenken. Wir Deutsche wissen anjetzt diese Einrichtung zu würdigen, seitdem in unsern letzten Kriegen mit Deutschlands uraltem Erbfeinde zuerst östreichische, dann, in dem für deutsches Volksthum, Ehre und Freiheit entscheidenden Jahre,

preus=

preußische Landwehr Wunder der Tapferkeit gethan haben. Alfred ließ die ganze waffenfähige Mannschaft aufzeichnen und waffnen. Theils ward sie in die Festungen gelegt, theils auf dem Lande gerüstet erhalten und geübt, bereit jeden Augenblick aufzubrechen. Wechselsweise widmeten sich die Männer zum Kriegsdienst, und gingen dann, von andern abgelöset, wieder an ihr friedliches Geschäft. Auf diese Weise vermied er das Unheil eines stehenden Heers, und erhielt den großen Vortheil, daß alle Waffenfähigen geübt in Waffen wurden. Seine Leibwache bestand aus drei Schaaren, deren jede Einen Monat die Wache hatte, dann abgelöset ward, so daß selbst die Leibwächter des Königs nur das Drittheil ihrer Zeit dem Dienste widmeten.

Die mit sichtbarem Erfolg gesegneten Bemühungen des gekrönten Weisen für die Sicherheit, den Wohlstand und die Veredlung seines Volks wurden unterbrochen durch einen neuen Überfall der Dänen, welcher furchtbarer als irgend eine ihrer früheren Unternehmungen würde gewesen seyn, wenn nicht Alfred die Zeit des Friedens so weise genutzt hätte. Der Krieger, welcher die Dänen anführte, war einer der größten Seehelden, den der Norden hervorgebracht, Hastings, der schon dreizehn Jahre zuvor, bald nachdem Alfred dem überwundenen Guthrum Friede gegeben und ihn in der Regierung von Ostangeln bestätigt hatte, diesen Vasallen Alfred's und dessen Dänen in Ostangeln

zum Bundesbruch gereizet, und als solches ihm mißlungen war, seinen Lauf gen Frankreich gesteuert hatte. Er blieb hier dreizehn Jahr und führte mancherlei Weh über das Land, bis König Otto (den die Franzosen Eudes nennen), Sohn Ruprecht's des Starken, die Normannen zum Rückzuge nöthigte. Hastings sammelte in Boulogne eine Flotte von dreihundert und dreißig Segeln und steuerte gerade nach England. Zweihundert und funfzig Schiffe der dänischen Flotte landeten in Kent, nahe bei der Grenze von Sussex, und bemächtigten sich der Veste Appledore. Mit achtzig Schiffen lief Hastings ein in die Themse, landete bei Milton, unfern Rochester, und verschanzte sich fest. Die Schaaren beider dänischen Heere streiften verderbend weit umher.

Aber schnell war Alfred aufgebrochen mit seiner Leibwache, und der eilig berufnen Mannschaft seiner Landwehr. Viele zerstreute Feinde fielen ihm in die Hände, die andern hielten sich eingeschlossen in ihren Vesten und zehrten von dem aus Frankreich mit sich geführten Raube. Langeweile und gegründete Furcht vor Hungersnoth trieben den in Appledore laurenden Feind an, plötzlich aufzubrechen, in der Absicht, einzudringen in Essex, wo sie auf Beistand der dort wohnenden Dänen rechneten; aber Alfred fiel sie an, schlug sie, erbeutete ihre Pferde sammt dem Gepäck. Hastings war, vermuthlich nach Verabredung mit jenem Heer, auch aufgebrochen und über die Themse

gegangen, hatte Bamflete (in Essex am Ufer des Stroms) stark befestigt und besetzt, führte dann einen Streifzug in Mercia. Um diese Zeit starb Guthrum. Sogleich standen die Dänen in Ostangeln und in Northumbrien wider Alfred auf, vereinten sich, brachten eine Flotte zusammen von zweihundert Segeln, schifften nach Wessex, warfen die Anker vor Exceſter (in Devonshire), landeten, belagerten die Stadt. Alfred versah London mit einer Besatzung, welche den Heeren des Hastings Obstand halten sollte; er selbst eilte nach Wessex gegen die Empörer und entsetzte Exceſter. Die Feinde flohn in ihre Schiffe, segelten nach Sussex, liefen ein in Chicester und begannen das Land zu verwüsten. Aber die in den vorigen Jahren von Alfred im ganzen Lande gemachten Vertheidigungs-Anstalten bewährten sich in ihrer Weisheit; die Aufrührer fanden allenthalben tapfern Widerstand von Seiten der gerüsteten Landwehr, welche viele von ihnen tödtete und einige Schiffe nahm. Die Dänen segelten von dannen.

Indessen vereinigten sich die in Essex wider Alfred empörten Dänen mit ihren Landsleuten unter der Fahne von Hastings, welcher, das Land verödend, sich von Bamflete, auf dessen Befestigung er sich verließ, entfernte. Die in London stehende Besatzung nutzte die Dreistigkeit des Feindes. Verstärkt durch die Bürgerschaft dieser Stadt, die Alfred bald nach dem vorigen Kriege, in welchem sie war zerstört worden, wieder aufgebaut hatte,

überfielen die Krieger aus London Bamflete, eroberten es, tödteten die Dänen, nahmen Hastings Gemahlin sammt zweien seiner Söhne gefangen und brachten sie nach London. Auch bemächtigten sie sich eines Theils der feindlichen Flotte, zerstörten verschiedne Schiffe, führten die andern theils nach London, theils nach Rochester. Alfred sandte dem Hastings seine Gemahlin und die Söhne, reichlich beschenkt. Es scheint, daß dieser nun auch England verließ; aber der Krieg ward fortgesetzt, da weder die dänischen wider Alfred empörten Einwohner des Landes, noch auch alle Häupter derjenigen, die mit Hastings gekommen waren, den Frieden wünschten.

Ein Heer der Dänen überrumpelte Shoburg, an der Mündung der Themse, legte Besatzung hinein, schiffte den Strom aufwärts, bis tief ins Land, schweifte dann verödend umher bis an die Ufer der Severn. Aber Graf Adelred, Feldhauptmann und Eidam Alfred's, und die Grafen Athelm und Adelnoth rafften schnell gewaffnetes Volk zusammen, erhielten auch Hülfe von den Britten in Wallis, belagerten die festverschanzten Dänen einige Wochen lang, bis diese, nachdem sie ihr Schlachtvieh und dann die Pferde verzehrt hatten, vom Hunger getrieben einen Ausfall thaten, aber geschlagen und größtentheils getödtet wurden. Die übrigen entrannen, begünstiget von Wäldern und von der Wüste, in welche durch die Kriege mit diesem Volk ein Theil von Mercia verwandelt worden.

Diese Flüchtlinge eroberten das schwach besetzte Leicester, ehe Alfred und Adelred, welche sie gemeinschaftlich verfolgten, sie erreichen konnten, in deren Händen gleichwohl der dänische Nachtrab fiel, sammt dem Gepäck und einem Theil der Beute.

Alfred legte sich mit dem Heer um die Stadt, hub aber, wir wissen nicht wodurch veranlaßt, nach zweien Tagen die Belagerung wieder auf, nachdem er das, in der Umgebung noch auf dem Halm stehende Getreide, theils den Pferden zum Futter geben, theils es verbrennen lassen. Das Vieh der Gegend führte er mit sich davon. Nun ward Leicester auch von den Dänen verlassen. Sie fielen ein in Nord-Wallis, machten viele Beute, gingen, so sehr als möglich Mercia vermeidend, jenseit der Humber durch Northumberland und Ostangeln nach Essex. Gegen den Winter bugsirten die Dänen ihre Schiffe aus der Themse den kleinen Fluß Lea hinauf (welcher das eigentliche Essex vom Middlesex scheidet), und baueten eine starke Veste an diesem Strom, zwanzig englische Meilen (ungefähr sieben Stunden) von London, in der Gegend, wo jetzt Harford liegt. Die Besatzung von London machte einen Angriff gegen sie, ward aber mit Verlust zurückgeschlagen. Vier Thanen lagen unter den Todten. Alfred eilte nun selbst herbei. Einst, als er sinnend am Ufer des Flusses nachritt, hatte er einen Gedanken, den er sogleich ausführen ließ. Er leitete durch drei Canäle,

zu deren Sicherung er Schanzen aufwarf, die Waſſer des Lea ab und lagerte ſich in der Nachbarſchaft.

Die Dänen ſchienen nun verſtrickt zu ſeyn in einer Schlinge, welcher ſie ſich nicht würden entwinden können. Ihre Schiffe ſtanden auf dem Trocknen. Nah' war das ſächſiſche Heer, nah' Alfred! Es gelang ihrer Liſt, ihrer Eile und ihrem Muth, den wachſamen Helden zu täuſchen, ihre Weiber und Kinder unbemerkt ausgehen und zu ihren Landsleuten nach Oſtangeln führen zu laſſen. Sie ſelbſt brachen auf ohne Geräuſch, ſchlichen dem Feinde vorbei, eilten in ſtarken Tagreiſen, faſt die Breite von England durchziehend, vom Lea bis zur Severn, an deren Strom, bei Bridgenorth in Mercia, ſie ſich feſt verſchanzten. Man ſollte meinen, Haſtings wäre, wie Turner behauptet, noch in England geweſen. Dieſe mit Heldenmuth unternommene und mit Beſonnenheit und Eile ausgeführte Kriegsthat deutete auf einen großen Feldherrn und möchte eines Hannibals würdig ſcheinen. Nach dem Abzuge der Dänen gingen die Londoner hin zu den verlaßnen Schiffen in dem trocknen Flußbette, deren ſie einen Theil verbrannten, die andern durch die Themſe mit ſich in ihre Stadt führten. Als der Frühling gekommen war und die Dänen ſich geſchwächt fühlten, um der ſich immer mehr verſtärkenden Macht Alfred's die Spitze bieten zu können, zerſtreueten ſie ſich. Einige gingen nach Northumbrien, andre nach Oſtangeln, andre verließen England und ſegelten wieder auf

neue Abentheuer aus gen Frankreich. Andre aber, welche auch in See gingen, suchten Rache zu üben an dem Lande, dessen Eroberung ihnen gleichsam aus den Händen war gerungen worden. Angeführt von Siegefert, einem erfahrnen und kecken Seeräuber, gebürtig aus Northumbrien, suchten sie die Insel Wight heim, und die mittägige Küste von Wessex. Ihre Schiffe zeichneten sich aus durch Größe und durch Schnelligkeit.

Alfred, welcher der Mathematik kundig war und seinen friesischen Schiffsbaumeistern diesen schwersten Theil der ihm sonst wohlbekannten Baukunst abgelernt hatte, erfand nun eine neue Bauart, durch die er seinen Schiffen mehr Größe, Höhe, und, ohne sie mehr den Stürmen auszusetzen, mehr Schnelligkeit gab, als selbst die friesischen und dänischen hatten, welche für die vollkommensten Schiffe in der Welt gehalten wurden. Einige der seinigen waren mit sechzig Rudern versehen, andre mit mehr. Neun dieser Schiffe fanden sechs dänische an der Küste von Wessex, deren drei gestrandet waren. Von den andern drei wurden zwei erobert, das dritte entrann mit fünf Menschen. Nun segelten die Engländer in eine Bucht, in welcher die feindliche Flotte lag. Eine zweifelhafte Schlacht ward geliefert. Lukumon und Adelfert, zwei angesehene Sachsen, drei friesische Hauptleute und zwei und sechzig englische Matrosen wurden getödtet. Der Dänen hundert und zwanzig. Ihre Schiffe nützten die Fluth und liefen

in's offne Meer. Sie hatten sehr gelitten, zwei derselben scheiterten an Englands Gestade. Das Schiffsvolk ward zu Wincester vor Gericht verhört und als Seeräuber gehengt. Gleiches Schicksal traf das Volk von zwanzig andern dänischen Raubschiffen, die in demselbigen Jahre von Alfred's Flotte genommen worden (897).

Also endigte dieser Krieg im vierten Jahre, nachdem er ausgebrochen. Nach menschlichem Ansehen hätte die furchtbare Macht der Dänen, geführt von einem Feldherrn wie Hastings war, England unterjochen müssen, wenn nicht Alfred's erleuchtete und beispiellose Thätigkeit sein Volk vereint, gebildet, wehrhaft gemacht, ihm eine Flotte gegeben; und wenn nicht eben dieser König auch als Held den dänischen Helden überflügelt und an Kunde des Seekriegs selbst die Dänen, die kundigsten und kühnsten Seefahrer der Welt, übertroffen hätte. Ein Jahr vor dem Ende dieses Kriegs ward England mit Seuchen der Menschen und des Viehes heimgesucht, gewöhnlichen Begleitern eines mit Barbaren geführten Krieges. Zwei Bischöfe, zwei Grafen, zwei Statthalter und viele andre von den Großen des Reichs starben an dieser Plage, welche bis in's dritte Jahr dauerte.

Die Geschichte der vier letzten Jahre des Alfred enthält kein auffallendes, öffentliches Ereigniß. Es möchte daher geziemend scheinen, schon hier seinen Tod zu berichten und dann meine Leser mit den Darstellungen der Arbeiten des großen Königes

für sein Reich, seiner Lebensweise, und seiner häuslichen Verhältnisse zu unterhalten.

Es ist in hohem Grade bewundernswürdig, wie Alfred, in der Lage, in welcher er sein vom dänischen Kriege zerrüttetes, mit wahrscheinlichem Untergange bedräuetes Reich fand, als er dessen Regierung antrat, neben dem großen Gedanken, die Freiheit des Vaterlandes, den Bestand der Nation zu retten, schon zugleich an gänzlicher Umbildung, oder vielmehr an Erneuung derselben, mit so rastlosem Eifer und so freudigem Muth arbeiten konnte! Sein Volk, dessen Bildung schon beinah zweihundert Jahre vor ihm, durch den großen Erzbischof Theodor von Canterbury und durch viele andre große Männer jener Zeit, einen hohen Schwung genommen hatte, war durch die langen, vertilgenden Anfeindungen von den Dänen in die tiefste Barbarei gesunken. Die Klöster waren alle zerstört. Die Ordensgeistlichen, damals einzige, aber verdienstvolle Bewahrer und Lehrer aller Wissenschaften, waren ermordet; die nach und nach aus Italien herbeigeführten, zu großen Bibliotheken erwachsenen Büchersammlungen waren verbrannt worden.

Alfred klagt über die Unwissenheit, in welche die Engländer gerathen waren, in der merkwürdigen Zuschrift seiner übersetzung des Hirtenbuchs vom heiligen Pabste Gregor dem Großen, an seinen Freund Wulfsig Bischof zu London. Er bezeugt, daß ihm in den Sinn gekommen, welche

weise Männer vordem in England gewesen! Wie manche Könige bei ihrer Reichsverwaltung den Willen Gottes zur Richtschnur gesetzt und die Völker beglückt hatten; wie erleuchtet und thätig die Geistlichen in ihrer Amtsführung gewesen; wie ehemals Fremde, um sich unterrichten zu lassen, gen England gekommen, da anjetzt die Wissenschaften anderswoher müßten gesucht werden. Er habe bei Antritt der Regierung, diesseits der Humber wenige gefunden, die selbst ihre englischen Gebete recht verstanden, oder aus dem Latein ein Buch ins Englische zu dolmetschen vermocht hätten. An mittägiger Seite der Themse erinnere er sich nicht, auch nur Einen dazu fähigen gekannt zu haben. Gott müsse gepreiset werden, daß nun doch einige wären, welche zu predigen wüßten! Ernsthaft ermahnt er den Bischof reichlich mitzutheilen von der Erkenntniß, die ihm Gott verliehen habe. „Denke," schreibt er, „welche Strafen über uns kommen würden, wenn wir weder selbst die Erkenntniß liebten, noch auch andern sie zurückließen! Ach wir lieben den christlichen Namen, weil wir Christen heißen; wenige von uns üben Christenpflicht!" Er führt ihm ins Gedächtniß die Zeit, da das Äußere noch wohl bestand, aber das Verständniß schon verschwunden war, vor dem letzten Kriege der Dänen (das heißt vor dem mit Guthrum geführten Kriege, denn dieser Brief ward vor dem Kriege mit Hastings geschrieben), als, sagte er, die Kirchen noch geschmückt mit

Zier, und mit Büchern, noch angefüllt von Gläubigen, diese aber wenig unterrichtet, weil die Bücher nicht in der Muttersprache geschrieben waren. Er habe sich manchmal gewundert, daß die Weisen jener bessern, frühern Zeit nicht darauf bedacht gewesen, die Religionsschriften in die Muttersprache zu übersetzen. Doch habe er sich diese Frage dadurch beantwortet, daß ihre Vorfahren weit entfernt gewesen zu ahnen, daß die Nachkommen so träge seyn würden. Sie hätten gemeint, die Weisheit würde desto größere Fortschritte machen, wenn die Menschen mehr Sprachen zu erlernen veranlaßt würden. Seine Meinung sey, wofern der Bischof sie gut finde, daß, wie die Griechen die hebräischen Bücher des alten Testaments ins Griechische, und die Lateiner die ganze heilige Schrift in Latein übersetzt hätten, so auch anjetzt die nothwendigsten Schriften in Englisch (das heißt in Sächsisch) müßten gedolmetscht, und verordnet werden, daß kein freigeborner Knabe, dessen Ältern ihn ernähren könnten, zur Erlernung einer Kunst oder eines Handwerks dürfe zugelassen werden, ehe er gelernt habe zu lesen in der Muttersprache. Diejenigen, welche weiter in der Erkenntniß zu fördern wären, müßten dann Latein lernen.

Das Büchlein von der Seelsorge (Gregor's Pastorale) hab' er, nachdem er, mit Hülfe des Erzbischofs Plegmond (zu Canterbury), des Bischofs Asser und seiner Kapellane Grimbald und Johannes, in dessen Sinn eingedrungen, in Eng-

lisch übersetzt und wolle an jeden bischöflichen Sitz des Reichs ein Exemplar desselben senden, weil man nicht wissen könne, ob allezeit so gelehrte Bischöfe in England seyn würden, wie sie anjetzt, Gottlob! alle wären. Mit den Geistlichen, welche Alfred in dieser Zuschrift nennet, berathschlagte er sich oft, vorzüglich über Angelegenheiten der Kirche und des wissenschaftlichen Unterrichts, doch wohl auch über die Reichsverwaltung, weil die Laien so unwissend waren. Doch werden jene, wo ich nicht sehr irre, uneigentlich von Spelman der geheime Rath des Königes genannt.

Plegmond, Erzbischof zu Canterbury, war ein zu seiner Zeit sehr gelehrter Mann, bürtig aus Mercia, wo er einige Zeit als Einsiedler gelebt hatte. Alfred zog ihn oft zu Rath, sowohl bei kirchlichen als bei wissenschaftlichen Angelegenheiten. Grimbald war Probst im Kloster St. Bertin in Frankreich. Er hatte die äbtliche Würde ausgeschlagen. Zur Zeit da Alfred als Knabe nach Rom reisete, sah er den Grimbald in Rheims. Dieser erwieß sich dem Kinde freundlich und machte tiefen Eindruck auf ihn. Als Alfred König war, bat er den Fulko, Erzbischof zu Rheims, ihm diesen Mann zu überlassen. Er galt sehr viel bei ihm. Durch Grimbald, welcher mit großer Tugend und ausgebreiteter Gelehrsamkeit, die Gabe der Musik vereinte, führte der König gute Kirchenmusik in England ein, wie vor ihm Karl der Große die vom Pabste Gregor dem Großen ange-

ordnete Kirchenmusik in seinem Reiche eingeführt hatte.

Wir finden in verschiednen Ausgaben der Lebensbeschreibung Alfred's von Asser, daß dieser Grimbald und andre ihm aus Frankreich gefolgte Männer, denen wahrscheinlich Alfred die Einrichtung der Schulanstalten anbefohlen hatte, sich lange Zeit bemüheten, die in ihrem Vaterlande hergebrachte Lehrart auf der hohen Schule zu Oxford einzuführen, wogegen sich aber die dortigen Lehrer sträubten und sich rühmten, ihre Weise sey vom heiligen Germanus gebilliget worden. Es entstand darauf zwischen beiden Partheien eine Spannung, welche nach drei Jahren in feindseligen Zwist ausbrach, zu dessen Ausgleichung Alfred nach Oxford reisete, und mit großer Geduld die englischen und französischen Gelehrten anhörte. Für letzte scheint seine Entscheidung nicht günstig — vielleicht ihren Ansprüchen nicht entsprechend — gewesen zu seyn, denn Grimbald ging mit Verdruß von dannen, auf seine ihm zuvor vom Könige verliehene Abtei von Winchester. Grimbald war ein hochverdienter, frommer Mann; aber man begreift dennoch, daß er und seine Landsleute, nach Art ihrer Nation, sich nicht dabei beruhigen konnten, daß ihre Weise nicht sollte eingeführt werden.

Johannes war aus Sachsen, zuerst unterrichtet in der französischen Abtei Corbie in der Picardie (Mutter der deutschen, im Jahr 823 gestifteten, Abtei Corvey). Dann war er Ordensgeistlicher

gewesen in der Abtei St. Davids in Wallis. Er war ein gelehrter Mann von hellem Geist, auch, für jene Zeit, ein feiner Kunstkenner. Auch Asser war Ordensgeistlicher in St. Davids. Mit vieler Mühe erhielt der König von ihm, daß er zu ihm zog; ja er that es auch nur unter der Bedingung, die Hälfte des Jahrs in seinem Kloster leben zu dürfen. Alfred ehrte und liebte ihn sehr und lebte vertraulich mit ihm. Dem Asser verdanken wir die zwar nicht zierlich, aber mit Urtheil und Gefühl geschriebene, nur schade unvollendete Lebensbeschreibung dieses Königs, der ihn zum Bischofe von Shereborn, in Dorsetshire, ernannte. Später war dieser bischöfliche Sitz nach Salisbury verlegt.

Sehr ernsthaft beschäftigte sich Alfred mit der Rechtspflege. Schon in den Jahren, als er nur dem westsächsischen Reiche vorstand, machte er ein Gesetzbuch, welches nicht auf uns gelanget ist. Ihm wird nachgerühmt, daß seine Gesetze sehr milde waren. Leichter ward es ihm, Gesetze zu machen, als Männer zu finden, denen er die Rechtspflege anvertrauen konnte. Diese sollten erst gebildet, Recht mußte indessen doch gesprochen werden. Wegen Unkunde der Richter sah er sich gezwungen, verschiedene von ihren Stellen zu entfernen. Einigen alten Grafen, welche sich nicht unredlich, aber untüchtig gezeigt hatten, erlaubte er, ihr Amt durch Bevollmächtigte zu verwalten. In Bestrafung ungerechter Richter war er uner-

bittlich. Er sah ein, daß Schonung derjenigen, die das Recht beugen, großes Unrecht ist. Solcher ließ er verschiedne am Leben strafen. Beriefen die rechtenden Partheien sich auf ihn, so hörte er sie an mit unverdroßner Geduld, untersuchte mit gewissenhaftem Fleiß, urtheilte mit erleuchteter Gerechtigkeit.

Ein König, der als Held sein Volk der fremden Knechtschaft und der Barbarei, in die es, nach bessern Zeiten, durch lange Kriege mit den Dänen gesunken war, entriß; der für die Beglückung und für die Bildung dieses Volks bei Tag und bei Nacht arbeitete, der keinen Menschen im Lande fand, welcher die Bürde der Herrschaft ihm erleichterte und aus fremden Landen verdienstvolle Männer berief; der, da er sein eignes Land wieder erobern müssen, nach gewöhnlichem Vorurtheil es auch als ein erobertes Land hätte beherrschen, ja sich einbilden mögen, seine außerordentliche Weisheit und Thätigkeit lege ihm die Pflicht dazu auf; wahrlich, ein solcher König hätte wohl mögen geneigt seyn, seinem Volk eine despotische Verfassung zu geben, desto mehr, da England immer von Seiten der Normannen konnte angegriffen werden, und, nach gleichfalls gewöhnlichem Vorurtheil, welches mit täuschender Scheinbarkeit glänzet, die despotische Verfassung, weil sie schnelle und kräftige Maßregeln zuläßt, am meisten geeignet scheint, ein Volk schnell unter Waffen zu bringen. Aber weit entfernt war Alfred

der Große von solcher Ansicht! Kein Grieche oder Römer war wohl je eifersüchtiger für die Freiheit seines Vaterlandes, als Alfred es war! Alle seine Bestrebungen waren auf Veredlung der Engländer gerichtet. Er mußte sie erziehen, aber er wollte sie nicht formen, sondern durch freie Überzeugung sie bilden. Da er wußte, daß seine Bestrebungen durch den Tod konnten gehemmt werden, eilte er mit Anordnung von Einrichtungen, für deren Gebrauch sein Volk noch nicht reif war; suchte aber zugleich ihm diese Reife zu geben, und legte indessen den Grund zu seiner künftigen Freiheit. Das that er durch die oben dargestellte Einrichtung der Rechtspflege, welche die Freiheit in hohem Grade begünstiget. Das that er durch Anordnung der Landwehr, welche nicht minder sein Volk gegen Willkühr des Königs, als gegen Eroberung von außen sicherte. Hier darf ein vielleicht bisher nicht genug gewürdigter, aber bedeutender Zug uns nicht entgehen. Da er, einen Kern des Heers um sich zu versammeln, die Nothwendigkeit einer Leibwache einsah, so sorgte er mit so zartem Gefühl als durch weise Maßregel dafür, daß diese den König umgebenden Krieger nicht dem Bürgersinne, nicht dem Vaterlande entfremdet würden. Darum ordnete er drei Schaaren, deren jede Einen Monat die Hut am Hoflager hielt, und dann wieder zwei Monate daheim war bei den Ihrigen.

Alfred besaß in großem Maße die königliche Gabe, in jedem Menschen dessen eigenthümliche

Anlage zu würdigen, in der Anlage den Keim zu künftigem Verdienste zu erkennen. Ein guter Schriftsteller erzählt, er habe im Hirten, der ihm Zuflucht in der Hütte gegeben, Eigenschaften wahrgenommen, die ihn bewogen, ihn zu ermuntern, sich in Wissenschaften unterrichten zu lassen, und Dunwulf habe seinen Erwartungen so entsprochen, daß er ihn bis zum Bischofe von Wincheſter befördert und ihn auch über Regierungsangelegenheiten zu Rath gezogen habe.

Auf der Insel Athelney bauete er zu dankbarem Andenken der Monate, die er dort mit den Seinigen als Flüchtling zugebracht, ein Mönchskloster, zu dessen Abt er seinen Kaplan, den schon erwähnten Sachsen Johannes ernannte, welcher von zweien seiner Mönche meuchelmörderisch getödtet ward. In Shaftsbury (in Dorsetshire) stiftete er ein Nonnenkloster, dessen Äbtissin seine Tochter Adelgeof ward, nachdem sie Nonne dort gewesen. Er stiftete zu Wincheſter, dem Königssitze von Wessex, ein Nonnenkloster; dann auch ein Mönchskloster, zu dessen Abt er Grimbald ernannte. Vorliebe für seine Westsachsen scheint ihn geleitet zu haben, denn diese vier Klöster liegen in Wessex. überall im Reiche bauete er die zerstörten Klöster und Kirchen wieder auf, so wie auch die im Kriege zerstörten Städte, deren er auch viele neue anlegte.

Er bauete viele Palläſte mit Pracht, und nach seiner Anweisung arbeiteten die geschicktesten Werk-

meister und Künstler, die er aus fernen Landen kommen ließ. Ein Kenner und Freund der Musik rief er Tonkünstler herbei, nicht nur solche, welche fertig zu spielen wußten, sondern feine Kenner und Empfinder des mächtigen Zaubers dieser Kunst, und auch diese lernten noch von ihm.

Wenigen Menschen ward es verliehen, vielen Bestrebungen nachzugehen, ohne oberflächlich, und noch kleiner ist die Zahl derjenigen, welche groß im Kleinen sind, ohne kleinlich zu werden. Alfred, der König, der Gesetzgeber und der Held, war in allen Dingen groß; ward in allen Dingen der Lehrer seines Volkes, sogar die Falkenjäger erhielten Unterricht von ihm, von ihm die Weidmänner in mannigfaltiger Kunde der Jagd.

Außer den Gelehrten und Künstlern, die er herbeirief aus Wallis, Frankreich, Deutschland, Friesland und Bretagne, kamen auch andre aus diesen Ländern und aus Schottland; ja fernher selbst Heiden, die sich niederließen in England, angelockt von seiner väterlichen Milde und von seiner Weisheit. Allen erwies er sich schützend und liebreich, wie seinen Sachsen.

Der Pabst Martin der Zweite (einige nennen ihn Marinus) befreite aus Liebe für ihn und auf sein Ansuchen, die zu Rom gestiftete Schule der Sachsen von allen Abgaben und sandte ihm, nebst andern Geschenken, Holz vom wahren Kreuze Jesu Christi. Abel, Patriarch zu Jerusalem, sandte Briefe an ihn, welche Asser gelesen hat, und Geschenke.

lichkeit werden ihm Fabeln zugeschrieben. Eine Bibliothek in England besitzt eine altfranzösische Handschrift mit der überschrift: Äsopische Fabeln. Die Verfasserin war eine Französin, hieß Maria, lebte im dreizehnten Jahrhundert und sagt am Ende des Büchleins, die griechischen Fabeln des Äsopus seyen zuerst aus dem Griechischen in Latein, dann vom Könige Alfred aus dem Latein in Englisch und nun von ihr ins Französische übersetzt worden. Alfred schrieb Gleichnisse und Sprüche, welche sehr gerühmt werden. Gute Fabeln, wie die Äsopischen, haben entschiednen Werth für jedes Zeitalter der Menschheit und für jedes Alter des einzelnen Menschen; doch vorzüglichen für noch unreife Nationen und für Kinder. In Gleichnissen und Sprüchen redet die höchste Weisheit mit den Menschen. Sprüchwörter sind, nicht mit Unrecht, die Weisheit der Nationen genannt worden. Alfred's Gleichnisse sind verloren gegangen, von seinen Sprüchen hat sich ein schätzbares Bruchstück erhalten, schätzbar auch in geschichtlicher Rücksicht, denn wir sehen aus ihm, daß wahrscheinlich kurz vor seinem Tode, Alfred zu Shifford, in Oxfordshire, ein Parlament gehalten. — Es wird versichert, daß Alfred wirklich die ganze heilige Schrift übersetzt habe. Wahrscheinlicher aber ward er durch seinen Tod daran verhindert. Es ist ja so schon unbegreiflich, wie er bei seinen vielfältigen Geschäften noch Zeit gefunden zu den Schriften, von denen wir wissen, daß er sie verfaßt habe. Wo sollen wir die vielen

Stunden hernehmen, die er auf Dollmetschung der ganzen heiligen Schrift hätte anwenden können?

So wie überhaupt Alfred einzig auf einer Höhe stand, von welcher er seine Zeitgenossen weit übersah, empfand auch er, wie Karl der Große vor ihm, den hohen Werth der Muttersprache, und wie unmöglich es sey, ein Volk zu bilden, wenn die Muttersprache vernachlässiget wird. Er war Held und Dichter, Gesetzgeber und Weiser, ehe er Latein lernte. Seine Muttersprache hatte den großen Alfred gebildet. Ich zweifle sehr, daß er zu einem solchen Manne erstarket wäre, wenn man ihn früh dieser Mutter und Säugamme entrissen und ihn gelehrt hätte, denken und empfinden in einer andern Sprache. Eine geheime Gabe Gottes wirket wunderbar schon im lallenden Kinde, wenn es, auf eine nie zu erklärende Weise, sich durch die Worte Ideen aneignet, von denen man meinen sollte, daß sie weit über seinen Begriff hinaus gingen. Diese Gabe Gottes heiliget gleichsam jedem seine Muttersprache, welche nicht nur, weil die Mutter — die erste und holde Lehrerin — sie spricht, so genannt zu werden verdient, sondern auch weil sie in jedem Mutter vieler Ideen wird und vieler Empfindungen. Fern sey es von mir, den Werth der Kunde alter Sprachen zu verkennen, aber ich meine auch, in ihren Geist werde der Jüngling besser eindringen, der sich daheim fühlt in der Muttersprache, zumal, wenn ihm eine zu Theil ward wie die unsrige, die auf eignen tief in

die Natur eindringenden Wurzeln steht, deren starker und hoher Stamm sich in Äsien und Zweigen weit verbreitet, aus welchen edle Sänger des Hains ihren freien Gesang anstimmen. Freilich war zu Alfreds Zeit unsre Sprache lange nicht, was sie seitdem ward. Aber reich, kräftig, voll Ausdrucks, nicht ohne Geschmeidigkeit war sie schon damals. Sie fügte sich schon übersetzungen aus andern Sprachen, dazu in Prose. Prose ist aber in jedem Volke die jüngere Schwester der Poesie. Hickes, den die Engländer als einen der tiefsten Forscher sowohl ihrer als der nordischen Alterthümer und der angelsächsischen Sprache ansehen, sagt, Alfred habe in historischer Schreibart den Cäsar erreichet. Freunde der Poesie können nicht genug bedauern, daß Alfreds Gedichte nicht auf uns gelangten! Er ward für den größten Dichter der Angelsachsen gehalten. Wie rein, wie voll mag sich aus der Tiefe seines gewaltigen und liebevollen Herzens der lebendige Strom ergossen haben! Dieser freie Geist, der mit Leidenschaft die Freiheit liebte, erschwang sich vielleicht in freien, vom Zwange des Reims nicht gehemmten Rhythmen, welche unsern Altvordern nicht so unbekannt waren, als anjetzt von vielen gewähnet und in den Tag hinein gesagt wird; Rhythmen, die unsrer Sprache und ihren germanischen Schwestern im Norden angeboren, wie dem Vogel die Flügel sind.

Wir haben nun den großen Mann als Held, als König, als Gesetzgeber; wir haben ihn als Schrift-

steller und als Dichter betrachtet. Noch bleibt uns übrig, ihm nachzugehn in die Stille des häuslichen Lebens, wo er im kleineren Kreise nicht minder groß, so wie im größeren nicht minder liebenswürdig erscheint, weil beide denselben Mittelpunkt hatten, welcher allein dem Leben und allem menschlichen Thun hienieden wahre Würde zu geben vermag, lautre Furcht Gottes, Liebe zu Gott.

In früher Jugend war er heimgesucht worden mit heftigen Begierden sinnlicher Lust, zu deren Bekämpfung er sich zu schwach glaubte, gleichwohl, wie es scheint — oder vielmehr eben weil er seine Schwäche fühlte — ihnen nicht erlag. Aber sie beunruhigten, sie verfolgten den lebhaften Knaben, sie ängsteten ihn, und er strebte ihnen Ebstand zu halten mit den Waffen des Wachens und des Gebets. Oftmal stand er auf bei erstem Hahnenschrei oder in Stunden tagender Frühe, eilte in eine Kirche, warf sich nieder vor die Stufen des Altars, und flehte inbrünstig zu Gott, daß Er ihm eine Krankheit senden wolle, durch welche die wilden Gluthen unreiner Begierden in ihm gedämpft würden.

Bald darauf ward er mit einem sehr schmerzhaften Wehe überfallen, an dem er verschiedne Jahre heftige Schmerzen litt, und auch daran zu sterben glaubte. Er nahm abermal seine Zuflucht zum Gebet, und flehete, daß es Gott gefallen möchte, ihm statt dieser Krankheit eine andere zu senden, doch aber eine solche, die ihn wedet

scheuß=

unter dem Druck einer an seinem Leben nagenden, so peinlichen Krankheit!

Im Leben eines der größten und liebenswürdigsten Helden Griechenlands, des Timoleon, wendet Plutarch auf ihn einen Vers des Sophokles an, der von jemand sang: „Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an allem, was er that?“ Solche Grazie pflegt denen selten beizuwohnen, deren Laufbahn mühselig ist, und beständige Anstrengungen erfordert, denn Leichtigkeit ist das Wesen der Grazie. Aber auch darin machte Alfred eine Ausnahme, denn seiner dornigen Lage gewann er die schönsten Rosen ab; sein Umgang war heiter, traulich, holdselig in Freundlichkeit. Die Alten lassen Grazien die Liebesgöttin begleiten. Auch die eitle Fabel deutet auf ernste Wahrheit. Die vollkommne Liebe zu Gott, wenn sie die Furcht ausgetrieben hat, wird begleitet von holden Grazien einer höhern Ordnung, wie solche im allerhöchsten Sinne Den begleiten, Dessen ganzes Leben Ein Leiden, Dessen „Herrlichkeit eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, Der voll Gnad' und Wahrheit, war.“

Alfred hatte die Hälfte aller seiner Einkünfte, welche die öffentlichen Einnehmer in zwei Theile sondern mußten, dem Dienste Gottes gewidmet. Diese Hälfte sonderte er wieder in vier Theile, deren ersten er den Armen austheilen ließ, einheimischen und fremden, welches Volkes sie seyn mochten. Wahrscheinlich kamen viele Flüchtlinge

aus Frankreich, Friesland, Brabant und andern von den skandinavischen Seekönigen verheerten Ländern, in das nun in Frieden und unter gerechter Reichsverwaltung blühende England. Er wachte darüber, daß diese Almosen mit Weisheit gespendet würden, und pflegte gern im Munde zu führen den Spruch des großen Pabstes Gregorius: „Gib nicht wenig dem, der viel, nicht viel dem, der wenig bedarf; versage nicht dem, der etwas, gib nicht dem, der nichts bedarf.“

Den zweiten Theil gab er den von ihm gestifteten Klöstern.

Den dritten der von ihm gestifteten und eingerichteten Schule, deren ich noch besonders erwähnen werde, in welcher viele Knaben aus den Landschaften des Reichs gebildet wurden.

Den vierten Klöstern, sowohl solchen die in seinem Reiche waren, als auch jährlich, aber abwechselnd, an Klöster in Wallis, Kornwallis, Frankreich, Bretagne und Irland. Denn dieser Mann, der ganz seinem Reiche lebte, war gleichwohl weit entfernt von engherzigem sogenannten Patriotismus, und säete auch ins Ausland aus, Segen zu ernten für sein Vaterland.

Da er einsah, daß unter allen zeitlichen Dingen die Zeit selbst Gottes edelste Gabe sey — und wer schätzte ihren Werth wie er! — so widmete er Gott die Hälfte seiner Zeit, sowohl bei Tag als bei Nacht. So erzählt Asser, Malmesbury aber bestimmter, und an sich wahrscheinlicher, Alfred

ren worden, wo doch schon zweihundert Jahre zuvor der heilige Benedikt Biskop es eingeführt, als er, auf einer seiner Reisen nach Rom, nebst andern Handwerkern und Künstlern, Glaser aus Frankreich nach England gebracht hatte. Sobald eine Kerze verbrannt war, ward eine andere angezündet, und es dem Könige angesagt von einem seiner Kapellane, die wahrscheinlich abwechselnd ihre Andacht vor dem Altare hatten.

Er versäumte keinen Tag den öffentlichen Gottesdienst, und beobachtete, gleich Ordensgeistlichen, bestimmte Zeiten, bei Tag und bei Nacht, in welcher er Psalmen und Gebete hersagte. Oft stand er heimlich auf bei Nacht, und schlich in das Haus Gottes.

Immer trug er im Busen ein Büchlein, welches er sein Handbuch nannte. Es enthielt Psalmen und Gebete, an denen er, schon in der Jugend, sich erbauet hatte. Einst, als er mit seinem Freunde, dem Bischofe Asser, im Zimmer saß, und dieser ihm eine Stelle aus einem Buche hersagte, die ihm besonders gefiel, langte er aus dem Busen das Handbüchlein hervor, und bat Asser, ihm diese Stelle hineinzuschreiben. Da aber kein Blättchen unbeschrieben war, ließ Alfred, auf Assers Rath, weiße Blätter hinzufügen. Auf diese schrieb der König einige Übersetzungen kleiner lateinischer Sprüche, die ihm zuerst Geschmack an Dollmetschung aus dem Latein ins Sächsische gaben (887).

Edlen, auch viele geringeren Standes, und seine eignen Söhne unterrichtet und gebildet. Indem sie die lateinischen Schriftsteller verstehen, auch in dieser Sprache schreiben lernten, ward die Muttersprache nicht vernachläßiget, und so wie sie Psalmen auswendig lernten, wurden sie auch sächsische Dichter auswendig zu lernen angehalten. Asser sagt, die Knaben hätten große Fortschritte gemacht, so daß sie schon für gelehrt hätten mögen angesehen werden, ehe sie zu Kräften gelangten, welche sie fähig machten, auch der Jagd und andern ritterlichen Leibesübungen obzuliegen. Unter diesen Knaben war wahrscheinlich ein Fündling. Einst als Alfred auf der Jagd in einem Walde war, hörte er das Geschrei eines kleinen Kindes in einem Baume. Er ließ nachsuchen. Seine Jäger fanden einen schönen Knaben, in Purpur gekleidet, mit goldnen Armbändern, liegend in einem Adlerneste. Alfred nahm ihn auf, ließ ihn taufen, wohl unterrichten, und nannte ihn Nestingum (wir würden sagen Nestling). Nicht unwahrscheinlich ist Turners Vermuthung, daß es das Kind eines Dänen, deren viele im Lande umherschwärmten, und bei denen dieser Gebrauch nicht selten war.

Die letzten vier oder fünf Jahre des menschenfreundlichen Helden waren ruhig; sein Tod war ein Sonnenuntergang an heiterm Abendhimmel. Alfred starb am sechs und zwanzigsten des Weinmonats 901 im drei und funfzigsten

Jahre des Lebens, der Regierung im dreißigsten.

Die Geschichte ist das Lob dieses großen, liebenswürdigen, heiligen Mannes, der jede Größe, jede Tugend, jede Liebenswürdigkeit in einem Grade vereinte, wie sie vielleicht nicht jedes Jahrtausend in Einem vereiniget gesehen hat.

Fr. Graf zu Stolberg.

2) Sokrates.

Sokrates, Sohn des Bildhauers Sophronis-kus und der Hebamme Phänareta, der weiseste und tugendhafteste unter den Griechen, ward 470 Jahre vor Christus zu Athen geboren. Der Vater hielt ihn in seiner Jugend zur Bildhauerkunst an, in welcher er keine geringe Fortschritte gemacht haben muß, wenn die bekleideten Grazien, die auf der Mauer zu Athen standen, wie Verschiedene versichern, von seiner Arbeit gewesen. Zeiten, in welchen ein Phidias und Zeuxis lebten, können keiner mittelmäßigen Arbeit eine so wichtige Stelle eingeräumet haben. Etwa in seinem dreißigsten Jahre, als sein Vater längst todt war, und er, ohne sonderliche Neigung, aber aus Noth, die Bildhauerkunst noch immer trieb, lernte ihn Krito, ein vornehmer Athenienser, kennen, bemerkte seine erhabenen Talente, und urtheilte, daß er dem menschlichen Geschlechte durch sein Nachdenken weit nützlicher werden könnte als durch seine Handarbeit. Er nahm ihn aus der Schule der Kunst, und brachte ihn zu den Weisen der damaligen Zeit, um ihm Schönheiten einer höhern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu lassen. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmtesten Leute in allen Wissenschaften und Künsten. Krito versahe ihn mit den

Nothwendigkeiten des Lebens, und Sokrates legte sich anfangs mit vielem Fleiße auf die Naturlehre. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit sey, die Weisheit von Betrachtung der Natur auf die Betrachtung des Menschen zurück zu führen. Sokrates war der Erste, wie Cicero sagt, der die Weisheit vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführet, und über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genöthiget hat. — Damals stand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bei dem Pöbel, die Art von Gelehrten in großem Ansehn, die sich bemühen, eingewurzelte Vorurtheile und verjährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünstigen. Sie gaben sich den Ehrennamen Sophisten, den ihre Aufführung in einen Ekelnamen verwandelte. Sie besorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen sowohl, als in Privathäusern, in Künsten, Wissenschaften, Sittenlehre und Religion mit allgemeinem Beifalle. Sie wußten, daß in demokratischen Regierungsverfassungen die Beredsamkeit über alles geschätzt wird, daß ein freier Mann gern von Politik schwatzen hört, und daß die Wißbegierde schaaler Köpfe am liebsten durch Mährchen befriedigt seyn will: daher unterließen sie niemals in ihrem Vortrage gleißende Beredsamkeit, falsche Politik und ungereimte Fabeln so künstlich durcheinander zu flechten, daß das Volk sie mit Verwunderung anhörte

und mit Verschwendung belohnte. Mit der Priesterschaft standen sie in gutem Vernehmen; denn sie hatten beiderseits die weise Maxime: leben und leben lassen. Ihre Hauptgrundsätze waren: „Man kann alles beweisen und widerlegen," und: „Man muß von der Thorheit Anderer, und seiner eigenen Überlegenheit so viel Vortheil ziehen, als man nur kann." Da sie listig genug waren, das herrschende Religionssystem mit ihrem Interesse zu verwickeln: so gehörte nicht nur Entschlossenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereien Einhalt zu thun, sondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutsamste Vorsichtigkeit nicht wagen. — Solche Schwierigkeiten und Hindernisse standen dem Sokrates im Wege, als er den großen Entschluß faßte, Tugend und Weisheit unter seinen Nebenmenschen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, seine eigenen Vorurtheile der Erziehung zu besiegen, die Unwissenheit Anderer zu beleuchten, Sophisterei zu bestreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beschimpfung von Seiten seiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, festgesetzte Macht zu bekämpfen, und was das Schwerste war, die finstern Schreckniße des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die schwachen Gemüther seiner Mitbürger zu schonen, Ärgerniße zu vermeiden, und der gute Einfluß, den selbst die albernste Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verscherzen. Alle diese Schwierigkeiten überwand er mit der

Weisheit eines wahren Philosophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menschenfreundes, mit der Entschlossenheit eines Helden, auf Unkosten und mit Verlust aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Gesundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe, und zuletzt das Leben selbst, gab er auf die liebreichste Weise für das Wohl seiner Nebenmenschen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das reine Licht der Vernunft auf die lebendigste Art erkannte. Diese höheren Aussichten des Weltbürgers hielten ihn indessen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen sein Vaterland zu erfüllen. In seinem sechs und dreißigsten Jahre that er Kriegsdienste wider die Potidäer, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die sich wider ihre Tributherren, die Athenienser, empört hatten. Hier versäumte er die Gelegenheit nicht, seinen Körper wider alle Beschwerlichkeiten des Kriegs, und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und seine Seele in Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einstimmung seiner Mitwerber selbst, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denselben dem Alcibiades, den er liebte, und hierdurch aufmuntern wollte, solche Ehrenbezeugungen von seinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in

einem Gefechte das Leben gerettet. Man belagerte die Stadt Potidäa in der strengsten Kälte. Andere verwahrten sich wider den Frost, er blieb bei seiner gewöhnlichen Kleidung, und ging mit bloßen Füßen über das Eis. Die Pest wüthete in dem Lager und in Athen selbst. Sokrates soll der einzige gewesen seyn, den sie gar nicht angriff. Ohne aus diesem Umstande, der ein bloßer Zufall hat seyn können, etwas zu schließen, kann man überhaupt mit Gewißheit sagen, daß er von einer starken und dauerhaften Leibesbeschaffenheit gewesen ist, und solche durch Mäßigkeit, Übung und Entfernung von aller Weichlichkeit so zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beschwerlichkeiten des Lebens abgehärtet war. Dabei unterließ er es selbst im Felde nicht, seine Seelenkräfte nicht nur zu üben, sondern äußerst anzustrengen. Man sah ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft stehen, als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre. Man kann nicht leugnen, daß diese Entzückungen eine Anlage zur Schwärmerei waren, und man findet in seinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon frei gewesen. Indessen war es eine unschädliche Schwärmerei, die weder Hochmuth noch Menschenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfassung, in welcher er sich befand, ihm sehr nützlich gewesen seyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den

Menschen zu so großen Gedanken und standhaften Entschließungen zu erheben. — Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und fing an, mit Nachdruck Sophisterei und Aberglauben zu bekämpfen, und seine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäusern, Werkstätten der Künstler, wo er nur Menschen fand, die er bessern zu können glaubte, da hielt er sie an, ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böse, heilig und unheilig sey; unterhielt sie von der Vorsehung und Regierung Gottes, von den Mitteln, ihm zu gefallen, von der Glückseligkeit des Menschen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines Ehemannes u. s. w. Alles dieses niemals in dem aufdringenden Ton eines Lehrers, sondern als ein Freund, der die Wahrheit selbst erst mit uns suchen will. Er wußte es aber durch die einfältigsten Kinderfragen so einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne sonderliche Anstrengung ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber sich am Ziele sah, und die Wahrheit nicht gelernet, sondern selbst erfunden zu haben glaubte. Diese Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichste, die Sophisten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, so war ihnen nicht beizukommen. Denn da standen ihnen so viel Abschweifungen, so viel Mährchen, so viel Scheingründe, und so viel rednerische

Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu seyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatschen pflegte ihnen selten zu entgehen. Und man stelle sich den triumphirenden Blick vor, mit welchem solche Lehrer alsdann auf ihre Schüler, oder wohl gar Widersacher herabsahen! Was that Sokrates bei einer solchen Gelegenheit? Er klatschte mit; wagte aber einige gar leichte, von der Sache etwas entfernte, Fragen, die der hohe gelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach schlich er sich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer, indem er seinem Gegner die Gelegenheit abschnitt, in anhaltende Reden auszuschweifen. Dadurch wurden sie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu setzen, richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falschen Voraussetzungen ungereimte Folgerungen ziehen zu lassen. Zuletzt sahen sie sich so in die Enge getrieben, daß sie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, sondern ertrug ihre Unart selbst mit der größten Gelassenheit, fuhr fort, die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundsätzen der Sophisten folgten, dem einfältigsten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf solche Weise wurden sie ihren eigenen Schülern zum Gelächter. In Ansehung der Religion scheint er folgenden Grundsatz vor Augen gehabt zu haben. Jede falsche Lehre oder Meinung, die offenbar zur Unsittlichkeit führet, und also der Glückseligkeit des mensch-

lichen Geschlechts entgegen ist, wurde von ihm auf keinerlei Weise verschont, sondern öffentlich im Beiseyn der Heuchler, Sophisten und des gemeinen Volks, bestritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten und abscheulichen Folgen gezeigt. Von dieser Art waren die Lehrer der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, schändlichen Begierden und Leidenschaften, die sie ihren Göttern zuschrieben. über dergleichen Sätze, so wie über unrichtige Begriffe von der Vorsehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen war er niemals zurückhaltend, niemals, selbst zum Scheine nicht, zweifelhaft, sondern allezeit entschlossen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerschrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt hat, sein Bekenntniß mit dem Tode zu versiegeln. Da er seine Lehren niemals mit dem Hochmuthe eines alleswissenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts selbst behauptete, sondern allezeit die Wahrheit durch Fragen von seinen Zuhörern heraus zu locken suchte, so war ihm erlaubt, das nicht zu wissen, was er nicht wissen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wissen, hat so manchen großen Geist verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde eines Andern getadelt haben würde. Sokrates war von dieser Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über seinem Horizont waren, gestand er mit der naivsten Freimüthigkeit: dieses weiß ich nicht;

und wenn er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewisse Geständnisse abgelockt werden wollten, so zog er sich aus dem Spiele und sagte: nichts weiß ich! Das Orakel zu Delphi erklärte ihn für den weisesten unter allen Sterblichen. Wißt ihr, sprach Sokrates, warum Apollo mich für den größten Weisen auf Erden hält? Weil Andere mehrentheils etwas zu wissen glauben, was sie nicht wissen. Ich aber sehe wohl ein und gestehe, daß alles, was ich weiß, darauf hinausläuft, daß ich nichts weiß. — Der Ruhm des Sokrates verbreitete sich in ganz Griechenland, und es kamen die angesehensten und gelehrtesten Männer von allen Gegenden zu ihm, um seines freundschaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. Bei dem allen lebte Sokrates in der äußersten Armuth und Dürftigkeit, und wollte sich nichts für seinen Unterricht bezahlen lassen, obgleich die Athenienser so lehrbegierig waren, daß sie sichs große Summen würden haben kosten lassen, wenn er auf Belohnung gedrungen hätte. Es muß ihm desto mehr überwindung gekostet haben, diese Dürftigkeit zu ertragen, da seine Frau, die wegen ihrer bösen Gemüthsart berüchtigte Xantippe, eben nicht die genügsamste Hausfrau gewesen zu seyn scheint, und er auch für Kinder zu sorgen hatte, die ihre Verpflegung von seiner Hand erwarteten.

Als einst jemand den Sokrates fragte, warum er sich eine Frau genommen, die so wenig umgänglich wäre? antwortete dieser in seinem ge-

wöhnlichen Tone: „wer mit Pferden umgehen lernen will, der wählet sich zu seiner Übung kein geduldiges Lastthier, sondern ein muthiges Roß, das schwer zu bändigen ist. Ich, der ich mit Menschen umgehen lernen will, habe mir aus eben der Ursache eine Hausfrau gewählt, die unverträglich ist, um die verschiedenen Launen der Menschen desto besser ertragen zu lernen.“ Niemand war besser von den Pflichten eines Hausvaters unterrichtet, als Sokrates. Er wußte wohl, daß ihm obliege, so viel zu erwerben, und anzuschaffen, als zum ehrlichen Auskommen für seine Familie nöthig sey, und er hat diese natürliche Pflicht seinen Freunden sehr oft eingeschärft. Allein was ihn selbst betraf, so stand ihm seine höhere Pflicht im Wege, die ihn verhinderte, jener Genüge zu leisten. Das Verderbniß der Zeiten, da alles des feilen Gewinnstes halber geschahe, und insbesondere die niederträchtige Habsucht der Sophisten, die ihre verderblichen Lehren um baares Geld verkauften, und die schändlichsten Mittel anwendeten, sich auf Unkosten des betrogenen Volks zu bereichern; diese legten ihm die Verbindlichkeit auf, ihnen die äußerste Uneigennützigkeit entgegen zu setzen, damit seine reinen und unbefleckten Absichten keiner üblen Auslegung fähig seyn möchten. Er wollte lieber darben, und, wenn ihn der Mangel zu sehr drückte, von Almosen leben, als durch sein Beispiel den schmuzigen Geldgeiz dieser falschen Weisheitslehrer nur einigermaßen rechtfertigen.

Er unterbrach diese wohlthätigen Beschäftigungen und zog abermals freiwillig mit zu Felde wider die Böotier. Die Athenienser verloren eine Schlacht bei Delium, und wurden aufs Haupt geschlagen. Sokrates zeigte seine Tapferkeit sowohl im Treffen, als auf dem Rückzuge. Hätte jedermann seine Pflicht so gethan, wie Sokrates, spricht der Feldherr Laches beim Plato, so wäre der Tag gewiß nicht unglücklich für uns gewesen. Als alles floh, ging er auch zurück, aber Schritt vor Schritt, und indem er sich öfter umkehrte, um einem Feinde, der ihm etwa auf den Hals käme, Widerstand zu thun. Er fand den Xenophon, der vom Pferde gefallen und verwundet war, unterwegs liegend, nahm ihn auf seine Schulter, und brachte ihn in Sicherheit. Die Priester, Sophisten, Redner und andere, die dergleichen feile Künste trieben, Leute, denen Sokrates ein Dorn im Auge seyn mußte, machten sich desselben Abwesenheit zu Nutzen, und suchten die Gemüther wider ihn aufzubringen. Bei seiner Zurückkunft fand er eine geschlossene Partei, der kein Mittel, ihm zu schaden, zu niederträchtig war. Sie mietheten, wie man zu glauben Ursache hat, den Komödienschreiber Aristophanes, daß er durch ein Possenspiel, das man damals Komödie nannte, den Sokrates verhaßt und lächerlich zu machen suchte, um das gemeine Volk theils auszuholen, theils vorzubereiten, und, wenn der Streich gelänge, ein mehreres zu wagen. Diese Fratze führte den Namen: die Wolken. Sokrates

war die Hauptperson, und die Person, die diese Rolle machte, gab sich Mühe, ihn nach dem Leben zu konterfeien. Kleidung, Gang, Gebehrde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Sokrates pflegte sonst niemals das Theater zu besuchen, außer wenn die Stücke des Euripides (daran er selbst, wie Einige wollen, Antheil gehabt) aufgeführt wurden. Den Tag, da dieses Pasquill aufgeführt werden sollte, ging er gleichwohl hinein. Er hörte, daß viele Fremde, die zugegen waren, sich erkundigten, wer dieser Sokrates im Original sey, der auf der Bühne so gehöhnt werde? Er trat mitten im Schauspiel hervor, und blieb, bis ans Ende des Stücks, auf einer Stelle stehen, wo ihn jedermann sehen, und mit der Kopie vergleichen konnte. Dieser Streich war für den Dichter und seine Komödie tödtlich. Die possenhaftesten Einfälle thaten keine Wirkung mehr; denn das Ansehen des Sokrates erregte Hochachtung und eine Art von Erstaunen über seine Unerschrockenheit. Auch fand das Stück keinen Beifall. Der Dichter veränderte es, und brachte es das folgende Jahr wieder auf die Bühne, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Die Feinde des Weltweisen sahen sich genöthigt, die vorgehabte Verfolgung bis auf eine günstigere Zeit zu verschieben. — Kaum war der Krieg mit den Böotiern geendiget, so mußten die Athenienser schon ein neues Heer anwerben, um dem lacedämonischen Feldherrn Brasidas Einhalt zu thun, der in Thracien verschiedene Städte, und unter

andern die wichtigste Stadt Amphipolis ihrer Herrschaft entzogen hatte. Sokrates ließ sich die Gefahr, in die ihn seine letzte Abwesenheit gesetzt, nicht abhalten, dem Vaterlande abermals zu dienen. Dieses war das letzte Mal, daß er seine Vaterstadt verließ. Nach der Zeit kam er, bis an sein Ende, nicht aus dem Gebiete der Athenienser, und unterließ niemals, der Jugend, die ihn suchte, seinen freundschaftlichen Umgang zu gönnen, und ihr durch Lehren und gutes Beispiel die Liebe zur Tugend einzuflößen. Wie er aber überall ein großer Freund und Liebhaber der Schönheit war, so schien er in der Wahl seiner Freunde auch auf körperliche Schönheiten zu sehen. Ein schöner Körper, pflegte er zu sagen, verspricht eine schöne Seele, und wenn sie der Erwartung nicht zusagt, so muß sie verwahrlost worden seyn. Daher er sich denn viele Mühe gab, das Inwendige dieser Personen mit ihrem wohlgebildeten Äußerlichen übereinstimmend zu machen. Niemand aber war ihm so angelegen, als Alcibiades, ein junger Mensch, von ungemeiner Schönheit und von großen Talenten, der hochfahrend, muthig, leichtsinnig und überaus feurigen Temperaments war. Diesen verfolgte er unermüdet, ließ sich bei allen Gelegenheiten mit ihm in Unterredung ein, um ihn durch freundschaftliche Ermahnungen und lichreiche Verweise von den Ausschweifungen des Ehrgeizes und der Wollust, wozu er von Natur sehr geneigt war, abzuhalten.

Die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts war sein einziges Studium. So bald ein Vorurtheil, oder ein Aberglaube zur offenbaren Gewaltthätigkeit, Kränkung der menschlichen Rechte, oder Verderbniß der Sitten Anlaß gab: so konnte ihn nichts in der Welt abhalten, aller Drohung und Verfolgung zum Trotze, sich dawider zu erklären. Es war unter den Griechen ein hergebrachter Aberglaube, daß die Schatten der unbegrabenen Todten am Ufer des Styx hundert Jahre rastlos herumirren mußten, bevor sie herüber gelassen würden. Dieser Wahn mag dem rohen Volke von dem ersten Stifter der Gesellschaft aus löblichen Absichten beigebracht worden seyn. Indessen hat er zu den Zeiten des Sokrates, durch einen schändlichen Mißbrauch, manchem wackern Patrioten das Leben gekostet. Die Athenienser hatten bei den arginusischen Inseln über die Lacedämonier einen vollkommenen Sieg erhalten. Die Befehlshaber der siegenden Flotte wurden aber durch einen Sturm abgehalten, ihre Todten zu begraben. Bei ihrer Rückkunft nach Athen wurden sie, auf die undankbarste Weise, dieser Unterlassung wegen öffentlich angeklagt. Sokrates hatte denselben Tag den Vorsitz in dem Senat der Prytanen, welche die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen hatten. Die Bosheit einiger Mächtigen im Reiche, die Heuchelei der Priester, und die Niederträchtigkeit feiler Redner und Demagogen, hatten sich vereinigt, den blinden Eifer des Volks wider diese

Beschützer des Staats aufzubringen. Das Volk drang mit Ungestüm auf ihre Verdammung. Ein Theil des Senats war selbst von diesem pöbelhaften Wahne bethört, und der überrest hatte nicht Muth genug, sich der allgemeinen Raserei zu widersetzen. Alles willigte darein, diese unglücklichen Patrioten zum Tode zu verurtheilen. Nur Sokrates allein hatte die Herzhaftigkeit, ihre Unschuld zu vertheidigen. Er verachtete die Drohungen der Mächtigen, und die Wuth des aufgebrachten Pöbels, stand ganz allein auf der Seite der verfolgten Unschuld, und wollte lieber das Ärgste über sich ergehen lassen, als in eine so heillose Ungerechtigkeit willigen. Wiewohl alle seine Bemühungen zu ihrem Besten dennoch fruchtlos abliefen. Er hatte den Verdruß, zu sehen, daß der blinde Eifer die Oberhand erhielt, und daß die Republik sich selbst die Schmach anthat, ihre tapfersten Beschützer einem übelverstandenen Vorurtheil aufzuopfern. Das Jahr darauf wurden die Athenienser von den Lacedämoniern auf das Haupt geschlagen, ihre Flotte zu Grunde gerichtet, ihre Hauptstadt belagert und dergestalt aufs Äußerste gebracht, daß sie sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mangel an erfahrnen Anführern auf Seite der Athenienser an dieser Niederlage nicht wenig Schuld gewesen ist.

Lysander, der Feldherr der Lacedämonier, der die Stadt eingenommen hatte, begünstigte eine in

derselben entstandene Empörung, verwandelte die demokratische Regierungsform in eine Oligarchie, und setzte einen Rath von dreißig Männern ein, die unter dem Namen der dreißig Tyrannen bekannt sind. Die grausamsten Feinde hätten in der Stadt nicht so wüthen können, als diese Ungeheuer gewüthet haben. Unter dem Vorwande, Staatsverbrechen und Meuterei zu bestrafen, wurden die rechtschaffensten Leute im Staate ihres Lebens oder ihres Vermögens beraubt. Plündern, rauben, verbannen, diesen öffentlich, jenen meuchelmörderisch hinrichten zu lassen, waren Thaten, mit welchen sie ihre Regierung bezeichneten. Wie mußte das Herz des Sokrates bluten, den Kritias, der vormals sein Schüler war, an der Spitze dieser Scheusale zu sehen! Ja dieser Kritias, sein vormaliger Freund und Zuhörer, zeigte sich nunmehr als seinen offenbaren Feind und suchte Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Der weise Mann hatte ihm einst seine viehische und widernatürliche Geilheit mit harten Worten verwiesen, und seit der Zeit trug ihm der Unmensch einen heimlichen Groll nach, der jetzt auszubrechen Gelegenheit suchte. Als er und Charikles zu Gesetzgebern ernannt wurden, führten sie, um eine Ursache an dem Sokrates zu finden, das Gesetz ein, daß niemand in der Redekunst unterrichten sollte. Sie erfuhren darauf, daß sich Sokrates mit Worten wider sie vergangen, und verschiedentlich habe verlauten lassen, es wäre zwar wunderbar, wenn

Hirten

Hirten die ihnen anvertraute Heerde kleiner und magerer machten, und dennoch nicht für schlechte Hirten wollten gehalten seyn; aber weit wunderbarer wäre es, wenn die Vorsteher eines Staats die Bürger weniger und schlechter machten, und dennoch nicht schlechte Vorsteher seyn wollten. Sie ließen ihn kommen, zeigten ihm das Gesetz, und verboten ihm mit jungen Leuten sich in Unterredung einzulassen. Ist es erlaubt, versetzte Sokrates, eines und das andere zu fragen, das mir in diesem Verbote nicht deutlich genug ist? — O ja! antwortete man. — Ich bin bereit, erwiederte er, dem Gesetze zu folgen, und befürchte nur aus Unwissenheit dawider zu verstoßen: ich bitte daher um eine deutliche Erklärung, ob ihr unter der Redekunst eine Kunst recht zu reden, oder unrecht zu reden versteht? Ist jenes, so muß ich mich enthalten, jemanden zu sagen, wie er recht reden soll; ist aber dieses, so werde ich niemand unterweisen, wie er unrecht reden soll. — Charikles entrüstete sich, und sprach: wenn du dieses nicht verstehest, so haben wir dir es faßlicher gemacht, und schlechterdings verboten, mit jungen Leuten zu reden. — Damit ich aber auch hierin wisse, wie ich mich zu verhalten habe, sprach Sokrates: so bestimmt mir die Zeit, wie lange ihr die Menschen für junge Leute haltet? — So lange sie nicht im Rathe sitzen können, antwortete Charikles, das ist, so lange sie nicht zu reifem Verstande gekommen sind, nemlich bis zu dreißig Jahren. — Wenn ich

aber etwas kaufen will, erwiederte Sokrates, das ein junger Mensch unter dreißig Jahren zu verkaufen hat, soll ich nicht fragen, wie theuer? — Dieses ist dir nicht verboten, sprach Charikles; aber du fragst manchmal Dinge, die du gar wohl weißt: solcher Fragen enthalte dich ferner! — Und Antworten? sprach Sokrates weiter: Wenn ein junger Mensch mich fragt, wo Charikles oder Kritias wohne? darf ich ihm hierauf antworten? — Ja, ja, sprach Kritias; aber enthalte dich der abgenutzten Beispiele und Gleichnisse von Riemenschneidern, Zimmerleuten, und Schmieden. — Vermuthlich, erwiederte Sokrates, auch der Begriffe, die ich durch diese Beispiele zu erläutern pflege, von der Gerechtigkeit, Heiligkeit, Frömmigkeit u. s. w.? — Ganz recht! antwortete Charikles, und vor allen Dingen auch der Viehhirten. Merke dir das! oder ich befürchte, du wirst auch die Heerde kleiner machen.

Sokrates achtete ihre Drohungen so wenig, als ihr ungereimtes Gesetz, das sie, der gesunden Vernunft und dem Gesetze der Natur schnurstracks zuwider, keine Befugniß gehabt hatten, einzuführen. Er setzte seine Bemühungen zum Besten der Tugend und Gerechtigkeit mit dem unermüdetsten Eifer fort, und die Tyrannen unterstanden sich gleichwohl nicht, ihm so gerade auf den Leib zu kommen. Sie suchten Umwege, und wollten ihn mit in ihre Ungerechtigkeiten verwickeln: sie trugen ihm daher, nebst vier andern Bürgern, auf,

den Leon von Salamin nach Athen zu bringen, um ihn hinrichten zu lassen. Die Andern übernahmen den Auftrag; Sokrates aber erklärte sich, daß er niemals zu einer ungerechten Sache die Hände bieten werde. So willst du denn, sprach Charikles, Freiheit haben, zu reden, was du willst, und gar nichts dafür leiden? — Alles mögliche übel, antwortete er, will ich dafür leiden, nur das nicht, jemanden Unrecht zu thun. Charikles schwieg, und die übrigen sahen sich einander an. Diese Freiheiten würden dem Sokrates am Ende dennoch das Leben gekostet haben, wenn nicht das Volk, der Grausamkeit dieser Tyrannen müde, einen Aufstand erregt, ihre vornehmsten Anführer umgebracht, und die übrigen zur Stadt hinausgejagt hätte. Unter der wieder hergestellten demokratischen Regierung fanden die alten Feinde des Sokrates, die Sophisten, Priester und Redner, die längst erwünschte Gelegenheit, ihn mit besserem Glück zu verfolgen, und endlich gar aus dem Wege zu räumen. Anytus, Melitus und Lykon, sind die drei zu ihrer Schmach unvergeßlichen Namen derer, die sich zur Ausführung dieses schändlichen Vorhabens haben brauchen lassen. Sie brachten die Verleumdung unter das Volk: Sokrates habe dem Kritias die Grundsätze der Tyrannei beigebracht, die er neulich mit so unerhörter Grausamkeit ausgeübt hätte. Wer die Leichtgläubigkeit und Unbeständigkeit des Pöbels kennt, wird sich nicht verwundern, daß die Athenienser einer so offen-

baren Falschheit Gehör gaben, obgleich jedermann wußte, was zwischen dem Sokrates und den Tyrannen vorgefallen war. Einige Jahre vorher hatte Alcibiades, der große Talente aber einen sehr wilden Charakter hatte, in Gesellschaft anderer muthwilligen Jünglinge, die Bildsäulen des Merkurs zerschlagen, die eleusinischen Geheimnisse öffentlich verspottet, und wegen dieses übermuths aus seiner Vaterstadt entweichen müssen. Jetzt wurde diese Geschichte wieder rege gemacht, und von den Feinden des Sokrates ausgestreut, er habe dem jungen Menschen die Verachtung der Religion beigebracht. Nichts war den Lehren und der Aufführung des Sokrates mehr zuwider, als ein solcher Frevel. Den öffentlichen Gottesdienst, so abergläubisch er auch seyn mochte, hatte er allezeit in Ehren gehalten; und was die eleusinischen Geheimnisse betrifft, so rieth er allen seinen Freunden, sich in denselben einweihen zu lassen; ob er gleich seine Ursachen haben mochte, es nicht zu thun. Man hat sehr guten Grund, zu glauben, daß die größeren Geheimnisse zu Eleusis nichts anderes waren, als die Lehren der wahren natürlichen Religion, und eine vernünftige Auslegung der Fabeln. Wenn Sokrates sich weigerte, die Einweihung anzunehmen, so geschah es, wahrscheinlicher Weise, um die Freiheit zu behalten, diese Geheimnisse ungestraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Priester durch die Einweihung zu entziehen suchten. — Als die Verleumder das Volk

durch dergleichen boshafte Ausstreuungen genugsam vorbereitet zu haben glaubten, brachte Melitus eine förmliche Anklage wider den Sokrates an die Obrigkeit der Stadt, welche sofort dem Volke davon Nachricht gab. Das Gericht wurde zusammenberufen, und die gewöhnliche Anzahl der Bürger durch das Loos bestimmt, die den Angeklagten richten sollten. Die Anklage war: Sokrates handelt wider die Gesetze, indem er die Götter der Stadt nicht verehrt und eine neue Gottheit einführen will, und die Jugend verderbet, der er eine Verachtung alles dessen, was heilig ist, beibringt. Seine Strafe sey der Tod. — Seine Freunde brachten ihm wohlausgearbeitete Reden zu seiner Vertheidigung. Sie sind sehr schön, sprach er, aber für mich alten Mann schicken sich dergleichen Künste nicht. Willst du nicht selbst etwas zu deiner Vertheidigung aufsetzen? fragten sie ihn. Die beste Vertheidigung, die ich machen kann, antwortete er, ist, daß ich in meinem Leben niemanden Unrecht gethan habe. Ich habe zu verschiedenen Malen angefangen, auf eine Schutzrede zu denken, bin aber allemal von Gott daran verhindert worden. Vielleicht ist es sein Wille, daß ich in diesen Jahren, bevor das hinfällige und einer Krankheit ähnliche Alter kommt, eines leichteren Todes sterben, und weder Freunden, noch mir selbst zur Last werden soll. In diesen Worten hat man einen Beweis finden wollen, daß Sokrates feigherzig gewesen sey, und die Unbe-

quemlichkeiten des Alters mehr, als den Tod gefürchtet habe. Es gehört nicht wenig Dreistigkeit dazu, dem Leser so etwas einbilden zu wollen! An dem zu dieser Untersuchung öffentlich anberaumten Tage erschienen Melitus, Anytus und Lykon, der erste für die Dichter, der zweite für das Volk, und der letzte für die Redner, bestiegen einer nach dem andern den Rednerstuhl, und hielten die giftigsten und verleumderischsten Reden wider den Sokrates. Er betrat nach ihnen den Platz, ohne zu zittern oder zu zagen, ohne, nach der damaligen Gewohnheit auf Gerichtsstuben, seine Richter durch einen jämmerlichen Anblick zum Mitleiden bewegen zu wollen; sondern mit dem gesetzten und zuversichtlichen Wesen, das seiner Weisheit anständig war. Er hielt eine zwar ungekünstelte und unvorbereitete, aber männliche und sehr nachdrückliche Rede, in welcher er alle Verleumdungen und boshaften Gerüchte, die man zu seinem Nachtheil ausgestreuet hatte, ohne Bitterkeit widerlegte, seine Ankläger beschämte, und in ihren eignen Beschuldigungen Widersprüche und Ungereimtheiten zeigte. Seinen Richtern begegnete er zwar mit der erforderlichen Ehrerbietigkeit, sprach aber in einem so festen, und seines Vorzugs sich bewußten Tone, daß seine Rede öfter durch unzufriedenes Murmeln unterbrochen ward. Er schloß mit folgenden Worten: „Werdet nicht ungehalten, Athenienser! daß ich, wider die Gewohnheit der Verklagten, nicht in Thränen zu euch rede, oder

meine Kinder, Verwandten und Freunde in einem kläglichen Aufzuge erscheinen lasse, um euch zum Mitleiden zu bewegen. Nicht aus Hochmuth oder Trotz habe ich dieses unterlassen, sondern weil ich es für unanständig halte, einen Richter anzuflehen, und ihn durch etwas anderes, als durch die Rechtmäßigkeit der Sache, einnehmen zu wollen. Der Richter hat sich durch einen Eid verpflichtet, nach Gesetz und Billigkeit zu urtheilen, und sein Mitleiden so wenig als seinen Zorn den Ausspruch thun zu lassen. Wir Angeklagten handeln also wider Recht und Billigkeit, wenn wir euch durch unsere Klagen eidbrüchig zu machen suchen, und wider die Achtung, die wir euch schuldig sind, wenn wir euch fähig halten, es zu werden. Ich will auf keinerlei Weise meine Errettung solchen Mitteln zu verdanken haben, die weder recht, noch billig, noch gottesfürchtig sind; vornehmlich da ich vom Melitus so eben der Gottlosigkeit beschuldigt worden bin. Wenn ich durch mein Flehen euch meineidig zu machen suchte, so wäre dieses der überzeugendste Beweis, daß ich keine Götter glaube; mithin würde mich diese Vertheidigung selbst der Gottesleugnung überführen. Aber nein! ich bin mehr, als alle meine Ankläger, von dem Daseyn Gottes überzeugt, und ergebe mich daher Gott und euch, mich nach Wahrheit zu richten, und über mich zu verhängen, was ihr sowohl für euch, als für mich für das Beste haltet."

Die Richter waren höchst unzufrieden über dieses gesetzte und unerschütterte Wesen, und unterbrachen den Plato, der nach ihm hervortrat, und zu reden begann. „Ob ich schon der jüngste bin, Athenienser! fing Plato an, von denen, welche diesen Ort hinaufgestiegen —" Heruntergestiegen! riefen sie ihm zu, und ließen ihn seine Rede nicht fortsetzen. Sokrates wurde durch die Mehrheit von drei und dreißig Stimmen für schuldig erkannt.

Es war die Gewohnheit zu Athen, daß die Verurtheilten sich selbst eine gewisse Strafe, Geldbuße, Gefängniß oder Verbannung auflegen mußten, um dadurch die Billigkeit des Urtheils zu bekräftigen, oder vielmehr ihr Verbrechen einzugestehen. Sokrates sollte wählen; aber er wollte auf keinerlei Weise gegen sich selbst so ungerecht seyn, sich für schuldig zu erkennen. „Wenn ich frei sagen soll, was ich verdient zu haben glaube, so wisset, Athenienser! ich glaube durch die Dienste, die ich der Republik geleistet habe, wohl werth zu seyn, daß man mich auf öffentliche Kosten im Prytaneum unterhalte." Auf Zureden seiner Freunde verstand er sich gleichwohl zu einer kleinen Geldbuße, wollte aber nicht zugeben, daß sie unter sich eine größere Summe zusammenschießen sollten. Die Richter berathschlagten sich, welche Strafe sie ihm zuerkennen sollten, und die Bosheit seiner Feinde brachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde. „Ihr seyd mit eurem Urtheil sehr vorcilig gewesen, sprach Sokrates, und habt da-

durch den Verleumdern dieser Stadt Stoff gegeben, euch vorzuwerfen, daß ihr den weisen Sokrates um's Leben gebracht habt; denn sie werden mich weise nennen, wenn ich es schon nicht bin, um euch desto mehr tadeln zu können. Ihr hättet nicht lange warten dürfen, so wäre ich ohne euer Zuthun gestorben. Ihr sehet, wie nahe ich schon dem Tode bin. Euch meine ich hiermit, die ihr mir den Tod zuerkannt habt! Glaubet ihr etwa, Männer von Athen! daß es mir an Worten gefehlt habe, euch einzunehmen und zu überreden, wenn ich der Meinung gewesen wäre, man müßte alles thun, und alles sprechen, um ein günstiges Urtheil zu erhalten? Gewißlich nicht! Wenn ich unterliege, so ist es nicht aus Mangel an Worten und Vorstellungen, sondern aus Mangel an Unverschämtheit und Niederträchtigkeit, euch solche Dinge hören zu lassen, die euch angenehm zu vernehmen, aber einem rechtschaffenen Manne unanständig sind zu sagen. Heulen, schreien, und andere solche kriechende Überredungsmittel, die ihr an Andern gewohnt seyd, sind meiner höchst unwürdig. Ich hatte mir gleich anfangs vorgenommen, lieber das Leben zu verlieren, als es auf eine unedle Weise zu retten. Denn ich halte dafür, daß weder ich, noch ein Anderer mehr berechtiget sey, vor Gericht alles zu thun, um dem Tode zu entfliehen, als im Kriege. Wie oft hat ein Mann nicht in einem Gefechte Gelegenheit, sein Leben zu erretten, wenn er die Waffen von sich

werfen, und denjenigen, der ihm nachsetzt, um Gnade bitten will. Und so giebt es im menschlichen Leben viele Vorfälle, wo der Tod gar wohl vermieden werden kann, wenn man nur unverschämt genug ist, alles zu thun und zu sagen, was dazu erfordert wird. Dem Tode zu entfliehen, Männer von Athen! ist so schwer nicht, aber der Schande zu entkommen, ist weit schwerer; denn sie ist schneller als der Tod. Daher kommt es auch, daß ich langsamer, alter Mann von dem langsamsten ergriffen worden bin; dahingegen meine Ankläger, die ganz munter und lebhaft sind, von der schnellen Schande eingeholt worden sind. Ich gehe zum Tode, zu welchem ihr mich verurtheilt habt, und sie zur Schmach und Unehre, zu welche sie von der Wahrheit und Gerechtigkeit verdammt werden. Ich bin mit dem Urtheilsspruche zufrieden, vermuthlich sie auch: mithin gehen die Sachen recht, wie sie sollten, und ich für meinen Theil finde die Wege des Schicksals auch hierin gerecht und verehrungswerth." Nachdem er hierauf den Richtern, die ihn verurtheilt, freimüthig, aber ohne Galle, einige Wahrheiten gesagt, wendete er sich zu denjenigen, die für seine Lossprechung gestimmt hatten, und unterhielt sie mit einer Art von Betrachtung über Leben, Tod, und Unsterblichkeit, die damals ziemlich der Fassungskraft des gemeinen Volks angemessen gewesen seyn mag. Als er aber mit seinen Schülern und vertrauten Freunden allein war, ließ er sich über

eben diesen Gegenstand mit mehrerer Gründlichkeit heraus. Man führte ihn ins Gefängniß, das, wie Seneka sagt, durch die Gegenwart dieses Mannes seine Schmach verlor, indem das kein Kerker seyn kann, wo ein Sokrates ist. Unterwegs begegneten ihm einige von seinen Schülern, die über dasjenige, was ihm widerfahren war, ganz untröstlich waren. Warum weinet ihr? fragte sie der Weise. Hat mich die Natur nicht gleich bei meiner Geburt zum Tode verurtheilt? Wenn mich der Tod einem wahren und ersprießlichen Gute entrisse, so hätte ich, und diejenigen, die mich lieben, Ursache, mein Schicksal zu bedauern. Da ich aber hienieden nichts, als Jammer und Elend zurücklasse: so sollten mir meine Freunde zu meiner Reise vielmehr Glück wünschen. Apollodorus, der als ein sehr gutherziger Mensch, aber etwas schwacher Kopf beschrieben wird, konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß sein Lehrer und Freund so unschuldig sterben mußte. Guter Apollodorus! sprach Sokrates lächelnd, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte, würdest du es lieber sehen, wenn ich schuldig sterben müßte? — Einige Tage vor der Hinrichtung des Sokrates, kam Krito vor Anbruch des Tages zu ihm ins Gefängniß, fand ihn im süßen Schlafe, und setzte sich leise neben sein Bett, um ihn nicht zu stören. Als Sokrates erwachte, fragte er ihn: warum so früh heute, Freund Krito? Dieser meldete ihm, er hätte Nachricht, daß den nächsten Tag das

Todesurtheil vollzogen werden sollte. „Wenn es der Wille Gottes ist, antwortete Sokrates, mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit, so sey es!“ Krito entdeckte hierauf seinem Freunde, daß er die Wache bestochen, und alles Nöthige vorgekehrt hätte, ihn bei nächtlicher Weile aus dem Gefängnisse zu entführen; und daß es nunmehr auf ihn ankäme, ob er einem schimpflichen Tode entkommen wollte. Er suchte ihn auch durch die wichtigsten Vorstellungen zu überführen, daß dieses seine Pflicht und Schuldigkeit sey. Da er seine Liebe für sein Vaterland kannte: so stellte er ihm vor, wie er verbunden wäre, zu verhüten, daß die Athenienser unschuldiges Blut vergössen: er führte überdieß an, daß er's um seiner Freunde willen thun müßte, die, außer dem Schmerz über seinen Verlust, noch der schmählichen Nachrede würden ausgesetzt bleiben, daß sie seine Befreiung vernachläßiget hätten. Endlich unterließ er auch nicht, ihm ein bewegliches Bild von dem Unglück seiner hilflosen Kinder vorzuhalten, die alsdann seines väterlichen Unterrichts, Beispiels und Schutzes beraubt seyn würden. Hierauf antwortete Sokrates: „Mein lieber Krito! deine freundschaftliche Fürsorge ist löblich, und daher mit Dank anzunehmen, wenn sie sich mit der gesunden Vernunft verträgt. Ist sie aber derselben zuwider, so haben wir uns um so viel mehr davor zu hüten. Wir sollten daher erst in überlegung nehmen, ob dein Vorschlag gerecht, und mit der Vernunft überein-

stimmig sey, oder nicht. Ich habe mich allezeit gewöhnt, mich zu nichts bereden zu lassen, als was ich, nach reiflicher Überlegung für das Beste gehalten, und ich sehe keinen Grund, warum ich von meinen bisherigen Lebensregeln jetzt abwiche, ob ich gleich in der Verfassung bin, in welcher du mich siehest: sie erscheinen mir noch immer in eben dem Lichte, und daher kann ich nicht anders, als sie immer noch werthschätzen und verehren."

Am letzten Tage seines Lebens (so erzählt uns einer seiner Schüler) unterhielt sich Sokrates mit Kriton und einigen andern Freunden über die Unsterblichkeit der Seele, und als Kriton ihn fragte: wie sollen wir nach deinem Tode mit dir verfahren? antwortete er: „wie ihr wollet, wenn ihr mich anders habet, und ich euch nicht entwische." Zu gleicher Zeit sah er uns lächelnd an, und sprach: „ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde! daß derjenige eigentlich Sokrates sey, der jetzt redet, und euch eine Zeit lang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu sehen bekommen, und der für jetzt nur meine Hülle ist, das sey Sokrates, und fragt, wie er mich begraben soll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführt habe, zu beweisen, daß ich, sobald das Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bei euch bleibe, sondern in die Wohnungen der Glückseligen versetzt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten. Seyd so gut, meine Freunde, und verbürget nun beim Kriton das Ge-

gentheil dessen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müsset ihm dafür stehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde senken sehe, und sich nicht so sehr betrübe, als ob mir das größte Unglück widerführe. Er spreche auch bei meinem Leichenbegängnisse nicht: man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinweg, man beerdigt den Sokrates. Denn wisse, fuhr er fort, mein werther Kriton! dergleichen Reden sind nicht nur der Wahrheit zuwider, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sey vielmehr getrosten Muths, und sprich: mein Leichnam werde beerdiget. Im übrigen magst du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubest, daß es die Gesetze mit sich bringen." Hierauf ging er in ein benachbartes Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben, und beschäftigten uns mit der trostlosen Erwartung des Unglücks, das uns bevorstand. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unsern Vater verlören, und von nun an als Waisen in der Welt leben müßten. Als er sich gewaschen hatte, brachte man ihm seine Kinder (er hatte ihrer drei, zwei kleine und ein erwachsenes) und seine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt sich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ

die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang, denn er hatte sich etwas lange in dem Nebengemache verweilet. Er setzte sich nieder, sprach aber sehr wenig; denn bald darauf kam der Trabant der Eilfmänner, stellte sich neben ihn, und sprach: „O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz anderes gewahr, als an andern Verurtheilten. Sie pflegen sich zu entrüsten, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit sey, das Gift zu trinken; du aber scheinst mir allezeit, und vornehmlich jetzt, der gelassenste und sanftmüthigste Mann zu seyn, der jemals diesen Ort betreten hat. Ich weiß gewiß, du bist auch jetzt über mich nicht ungehalten, sondern über die (du kennst sie!), die daran Schuld sind. Du merkest nun wohl, Sokrates, was für eine Botschaft ich dir zu bringen habe. Gehab dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern ist!“ Er sprach es, kehrte sich um, und weinte. Sokrates sah sich nach ihm um, und sprach: „Lebe du wohl, Freund! wir werden dir gehorchen.“ Zu uns aber sprach er: „Was für ein rechtschaffener Mann! er hat mich oft besucht, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. Es ist ein gar guter und ehrlicher Mensch: sehet, wie aufrichtig er jetzt um mich weinet! Allein, Kriton! wir müssen ihm in der That gehorchen: laßt das Gift herbringen, wenn es fertig ist, wo nicht, so mag es dieser zurecht machen.“

Warum so eilig, mein Sokrates? versetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheinet, und noch nicht untergegangen ist. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor sie den Gifttrank zu sich nehmen, und vorher sich gütlich zu thun, zu essen und zu trinken; wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton, antwortete Sokrates, welche jede Frist für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur selbst lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein ist. Thue mir meinen Willen, und halte mich nicht auf.

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand. Der Knabe ging heraus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Giftes, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates sahe ihn kommen, und sprach: „Guter Mann, gieb her! Aber was muß ich dabei thun? du wirst es wissen.“ Nichts anderes, antwortete dieser, als nach dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füße schwer werden; sodann legst du dich nieder: dieses ist alles. Und hiermit reichte er ihm den Becher. Sokrates nahm ihn mit der bewundernswürdigsten Gelassenheit, ohne Zittern, ohne Farbe oder Gesichtszüge im geringsten zu verändern, sahe den Menschen mit seinen weit offe-

nen Augen an, und sprach: was meinst du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dank-Opfer vergießen? Es ist gerade so viel, als nöthig ist, versetzte dieser. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates; aber ein Gebet kann ich doch an sie richten? „Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise!" Mit diesen Worten setzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bisher konnten sich viele von uns noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber ansetzen, trinken, und ausleeren sahen, da war es nicht möglich. Mir selbst tröpfelten die Thränen nicht, sondern ergossen sich, wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Gesicht in den Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können, nicht über ihn, sondern über mich selbst, daß ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu verlieren. Kriton, der sich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, stand auf, und irrete im Gefängnisse umher; und Apollodorus, der die ganze Zeit mehrentheils geweinet hatte, fing an, überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt, und rief uns zu: „was machet ihr Kleinmüthigen! deswegen habe ich so eben die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht so klagen und winseln möchten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse suchen unter Segen und guten Wünschen den Geist aufzugeben. Seyd ruhig, und zeiget euch

als Männer!" Als wir dieses vernommen hatten, schämten wir uns, und hörten auf zu weinen. Er ging auf und nieder, bis ihm die Füße schwer wurden, und legte sich sodann auf den Rücken, wie der Sklave ihm gerathen hatte. Nun fing ihm der Unterleib an kalt zu werden. Er deckte sich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte zum Kriton (dieses waren seine letzten Worte): „Freund! vergiß nicht, dem Gott der Genesung einen Hahn zu bringen, denn wir sind ihm einen schuldig." — Kriton antwortete: es soll geschehen. Hast du sonst nichts mehr zu hinterlassen? Hierauf erfolgte Keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton es sahe, drückte er ihm Mund und Augen zu.

Dieses war das Ende unseres Freundes, eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten unstreitig der rechtschaffenste, weiseste und gerechteste gewesen ist.

Mendelssohn.

IV. Welthistorischer Stoff.

1) Die Westphälischen Freigerichte.

Die Freigrafen und Freischöpfen in Westphalen, welche sich zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts so berühmt und fürchterlich machten, daß es wenig fehlte, oder man hätte gegen sie wie gegen die Tempelherrn verfahren müssen, sind zwar in der Geschichte noch unvergessen, aber doch vielleicht manchem unter uns nicht so bekannt, wie es eine solche Nationalsache verdient. Ich will also eine kurze Nachricht von ihnen geben.

Ihren Ursprung leiteten sie selbst von Carl dem Großen her, und die Gelehrten, welche diese ihre Meinung unterstützen, haben es höchst wahrscheinlich gemacht, daß sie ihr Daseyn den Carolingischen Commissarien (missis per tempora discurrentibus) zu danken hätten. Diese verhielten sich eben so wie die jetzigen archidiakonalischen Commissarien, reiseten des Jahres ein oder mehrmal in die ihnen angewiesenen Distrikte, und hielten in denselben ihre Sitzungen, Namens des Kaisers, oder unter Königs Bann; wobei ein jeder der entweder etwas gegen die ordentlichen Beamten anzubringen, oder doch sonst eine Beschwer-

de hatte, welche nicht anders, als durch den Kaiser selbst gehoben werden mochte, sich angeben konnte. Insbesondere aber untersuchten und bestraseten diese Commissarien diejenigen Verbrechen, deren Bestrafung der Kaiser sich selbst vorbehalten hatte; und wie es überhaupt scheinet, daß der ordentliche Richter nicht anders, als zur Erhaltung, das ist zur Genugthuung mit Gelde richten konnte: also mochten jene Commissarien über alle Verbrechen richten, welche entweder der Kaiser für unablöslich erklärt, oder der Verbrecher selbst dadurch, daß er sich zur Genugthuung vor seinem ordentlichen Richter nicht bequemen wollte, unablöslich gemacht hatte.

Die Natur dieser Anstalt forderte zweierlei, erstlich eine öffentliche und geheime Sitzung. Denn da unter den unablöslichen Verbrechen, Ketzerei, Zauberei und Kirchenraub mit begriffen waren: so ließ sich darüber nicht vor dem ganzen Volke inquiriren; und so ward die Commission wahrscheinlich eben wie unsere Sende, erst mit dem versammelten Volke eröffnet, und hernach mit einem Stillgerichte beschlossen. Zweitens erforderte sie, weil die Commissarien sich nicht lange aufhalten konnten, einen geschwinden Prozeß, und dieser bestand darin, daß in jedem Distrikte, wie es von den archidiakonalischen noch geschieht, zwei oder mehrere der besten und redlichsten Männer zu Eidgeschwornen angesetzt und alle Verbrechen,

die zu ihrer Bestrafung gehörten, auf deren Zeugniß gerichtet wurden. Hiemit stimmt auch die Geschichte, wenn man alle kleine Umstände zusammen nimmt, überein, und die spätern Geschichtschreiber setzen diesem noch den besondern aber sehr wahrscheinlichen Umstand hinzu, daß die Eidgeschwornen dem Volke nicht wären bekannt gemacht worden, damit sich keiner vor ihnen hätte in Acht nehmen können; so daß ein Bruder sich vor dem andern habe fürchten müssen.

Vergleicht man diese Beschreibung der Carolingischen außerordentlichen Commission mit den später also genannten Freigrafschaften: so findet man unter beiden die größte Ähnlichkeit. Ihre Sitzungen hießen Freidinge, der Ort, wo die Sitzung gehalten ward, der freie Stuhl, der Commissarius Freigraf, und die Eidgeschwornen Freischöpfen; der Herzog von Sachsen, welcher auch nothwendig als oberster missus jene missos per tempora discurrentes abschickte, war ihr oberster Stuhlherr; derselbe hatte in dieser Eigenschaft das Patronatrecht über jeden Stuhl, oder die Ernennung des Freigrafen, und dieser ließ sich dann, nachdem er ernannt war, von dem Kaiser, wiewohl es auch zu Zeiten Commissionsweise vom Herzog geschahe, mit dem Königs Bann belehnen.

Vor ihren Richterstuhl gehörten ebenfalls jene Verbrechen und alle Klagen gegen Leute, die vor

ihrem ordentlichen Richter kein Recht geben wollten. Sie hatten auch wie jene ihr Stillgericht, oder ihre sogenannte heimliche Acht, nachdem sie zuvor den freien Stuhl bekleidet, und ihre öffentliche Sitzung unter dem blauen Himmel eröffnet hatten. Es ward dem Volke nicht bekannt gemacht, wer Freischöpfe war; und diese waren durch einen fürchterlichen Eid verbunden, Vater und Bruder, Mutter und Schwester, Freunde und Verwandte anzugeben, wenn sie etwas begangen hatten, was vor dem freien Stuhl zu rügen war. Ihnen lag es zugleich ob, alle Erkenntnisse des freien Stuhls zu vollstrecken, die Ladungen an die Straffälligen zu überbringen, und wenn es das Urtheil mit sich brachte, den Verurtheilten, wo sie ihn fanden, zu hängen. Im Grunde aber hielten sie dem Kaiser alle Länder offen, handelten ohne sich an Territorialgränzen zu kehren, noch immer als außerordentliche, die kaiserliche Majestät repräsentirende Commissarien, und würden, wenn sie bestehen geblieben wären, alle Territorialhoheit verhindert haben.

Des ersten Freigerichts wird ums Jahr 1211 mithin nicht lange nach dem gesprengten Großherzogthum in Sachsen, als einer schon bekannten Sache gedacht. Vermuthlich hatten die vorhin gedachten Commissarien ihr Amt unter den Herzogen fortgesetzt, und sich von diesen als den obersten missis bestellen lassen. Denn da alle Blut-

gerichte von dem Herzogthum ausgiengen; so mußten auch diese Commissarien davon angeordnet seyn. In dieser Zeit müssen sie sich aber auf einem gewöhnlichen und bekannten Fuß gehalten haben, weil die Schriftsteller ihrer gar nicht gedenken; und dieses ist insgemein der Fall mit gewöhnlichen Begebenheiten; man bemerkt in der Geschichte die Cometen und Finsterniße, aber nicht den täglichen Aufgang der Sonne. Erst nach gesprengtem Herzogthume fielen die Freigerichte in die Augen. Kein Reichsfürst wollte gern einen solchen unmittelbaren kaiserlichen Commissair zulassen. Jeder Bischof und Fürst war darauf bedacht die Commission auf sich zu bekommen, selbst Oberlehnsherr der Stühle in seinem Lande zu werden, und damit eine fremde Gerichtsbarkeit auszuschließen. Der Erzbischof von Cölln allein, welcher das Herzogthum in Engern und Westphalen erhalten hatte, widersetzte sich diesen Unternehmungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß er fast überall in Westphalen und Engern als oberster Stuhlherr erkannt wurde. Von ihm hieng also eine Zeitlang die Ernennung aller Freigrafen in diesen Ländern ab, und vermuthlich auch die Belohnung derselben mit des Königs Banne.

In dieser Lage blieben die Freigrafschaften eine gute Weile, außer daß sich viele Bischöfe, Fürsten und Städte, welche das ordentliche Richteramt zur Erhaltung, oder die Gaugrafschaften an sich

gebracht hatten, sich diesem außerordentlichen Beamten zu entziehen, und entweder dieses ihr Richteramt auch auf die Fälle zu Haut und Haar zu erstrecken suchten, oder sich auf andre Art den Freigrafen widersetzten, wozu die allmählige Abnahme des Rechts die Verbrechen mit Gelde zu lösen, der Landfrieden, und andre Arten von Selbsthülfen, hauptsächlich aber die von dem Kaiser gegen sein eignes Interesse ertheilten Privilegien nicht wenig beitragen mochten. Gegen Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erschienen sie aber auf einmal mit einer solchen Macht, daß ganz Deutschland davar zittern mußte; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß mehr als hunderttausend Freischöpfen in Deutschland waren, die wie die Freimäurer vereint und unerkannt, jeden der von der heimlichen Acht verdammt war, unverwarnt hinrichteten, und was die Ausrichtung betrifft, den Banditen und Assassinen gleich verfuhren. Bayern und Östreicher, Franken und Schwaben, wenn sie etwas an jemand zu fordern hatten, der ihnen vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte, wandten sich an ein westphälisches Freigericht, und brachten von demselben Ladungen und Urtheile aus, die sogleich dem ganzen Orden der Freischöpfen bekannt gemacht wurden, und somit jene hunderttausend Henker in Bewegung setzten, die durch den fürchterlichsten

Eid

Eid verbunden waren, weder ihrer Eltern noch ihrer besten Freunde und Verwandten zu schonen. Wenn ein Freischöpfe, der mit seinem in der heimlichen Acht verurtheilten Freunde über Weg ging, demselben nur den geringsten Wink gab, und z. E. nur zu ihm sagte: Anderwärts ist so gut Brod zu essen als hier, um ihm damit zu verstehen zu geben, er möge sich aus dem Staube machen: so waren alle Freischöpfen durch ihren Eid verbunden, diesen Verräther sieben Fuß höher zu hängen, als einen jeden andern Verurtheilten. Ihnen gebührte, nachdem einmal das Urtheil in der heimlichen Acht ausgesprochen war, nicht die geringste weitere Erkenntniß, sondern der strengste Gehorsam, dessen irgend ein Ordensmann nur fähig ist; und wenn der Verbrecher auch von ihnen für den redlichsten und besten Mann gehalten würde: so müßten sie ihn hängen.

Dieses bewog fast jeden Mann von Geburt und Ansehen sich als Freischöpfe aufnehmen zu lassen, um sich solchergestalt destomehr in Acht nehmen zu können. Jeder Fürst hatte einige Freischöpfen unter seinen Räthen, jeder Magistrat unter seinen Gliedern*) und der Adel war häufiger Freischöpfe als jetzt Freimäurer. In Sachen der Stadt Osnabrück gegen Conrad von Langen waren über dreihundert Freischöpfen, theils von

*) Werlich in Chron. Aug. p. II. c. 9.

der Ritterschaft, theils ehrbaren Standes *), in der heimlichen Acht, worin der von Langen verdammt wurde. Auch Fürsten, als der Herzog von Bayern und der Markgraf von Brandenburg, ließen sich zu Freischöpfen aufnehmen, und man erzählt von dem Herzog Wilhelm von Braunschweig, einem Freischöpfen, daß er gesagt habe, ich muß Herzogen Adolf von Schleßwig hängen, wenn er zu mir kömmt, oder die Schöpfen würden mich hängen. **) Man konnte dem Verfahren der Freigerichte nur selten ausweichen, da die Freischöpfen, wenn sie einen Fürsten aus seinem Palaste, oder einen edlen Herrn aus seiner Burg, oder einen Bürger aus der Stadt zu verabladen hatten, sich des Nachts ungesehn und unerkannt an die Mauern der Burg oder der Stadt heranschlichen, und die bei sich habenden Ladungen an die Pforten hefteten. War dieses dreimal geschehen, und der Beklagte erschien nicht: so ward er in der heimlichen Acht verdammt, und um der Vollstreckung des Urtheils vorzubeugen noch einmal vorbeschieden, sodann aber, wenn er nochmals ausblieb, verfehmt, oder von jedem Freischöpfen gleichsam vogelfrei erklärt, und das unsichtbare Heer der Schöpfen verfolgte ihn bis zum Tode. Wenn ein Schöpfe sich zu

---

*) Kreſs vom Archid. Wesen in app. S. 161.

**) Joh. von Rusche de reform. monast. III. 42. p. 942., doch bezweifelt man diese Erzählung.

schwach fühlte den Verurtheilten zu greifen und zu hängen, so mußte er ihn so lang verfolgen, bis er mehrere Freischöpfen antraf, die ihm die hülfliche Hand leisteten; und diese waren auf das ihnen gemachte heimliche Zeichen ohne Widerrede dazu verbunden. Sie hiengen dann den Unglücklichen mit der Weide an einen Baum auf der Landstraße, nicht aber an einen Galgen, um damit anzuzeigen, daß sie ein freies kaiserliches Richteramt durch das ganze Reich hatten, welches an keine herrschaftliche Gerichtsstätte gebunden wäre. Widersetzte er sich so, daß sie ihn niederstoßen mußten: so banden sie den Körper an den Baum, und steckten ihr Messer dabei, zum Zeichen, daß er nicht ermordet, sondern von einem Freischöpfen gerichtet wäre.

Das tiefste Geheimniß deckte alle ihre Handlungen; und man weiß bis diese Stunde noch nicht*), was sie für eine Losung gehabt, woran sich die Wissenden, so nannten sich die Freischöpfen, einander erkannt haben; und noch weniger ihre ganze Einrichtung. Selbst dem Kaiser, ohnerachtet er der oberste Stuhlherr war, durften sie dasjenige nicht entdecken, was in der heimlichen Acht vorgegangen war. Nur dann wenn er fragt:

Ist N. N. verurtheilt? so konnten sie ihm mit Ja oder Nein antworten, wenn er aber fragte:

---

*) Pfeffinger l. c. p. 490.

Wer ist in der heimlichen Acht verurtheilt? durften sie ihm keinen mit Namen nennen, wie man solches aus den Antworten sieht, welche die Freigrafen dem Kaiser Ruprecht im Jahre 1404 ertheilten. *)

Der Kaiser oder sein Bevollmächtigter, der Herzog, konnte nirgend Freischöpfen machen, als auf der rothen Erde, das ist in Westphalen, an einem freien Stuhle unter dem Beistande von drei oder vier andern Freischöpfen als Zeugen. Auch hierin waren sie den Freimäurern ähnlich, und wenn man sich jeden Stuhl als eine Loge, und den obersten Stuhlherrn als Großmeister aller westphälischen Logen denkt: so wird die Ähnlichkeit noch scheinbarer. Was aber für ein mystischer Sinn unter rother Erde verborgen liege, und warum Westphalen die rothe Erde genannt werde, ist noch zu untersuchen; vielleicht zielte man auf die Farbe des Feldes im herzoglich-sächsischen Schilde. Der König Wenzel hatte Freischöpfen außerhalb Westphalen gemacht, und als der Kaiser Ruprecht fragte, wie sich echte Freischöpfen gegen dieselben verhielten: so war die Antwort: man hängt sie von Stund an ohne Gnade.

Der Kaiser allein und kein andrer Fürst konnte einem, der in der heimlichen Acht verurtheilt war, ein frei Geleit ertheilen; eben dieses hatte auch

*) ap. Datt de pace publica p. 777.

Carl der Große in den sächsischen Capitularien sich vorbehalten. Doch antworteten die Schöpfen, ziemte es dem Kaiser besser dergleichen Geleit nicht zu ertheilen, weil ihm mehr daran gelegen seyn müßte, die heimlichen Gerichte zu stärken als zu schwächen; und hierin hatten sie Recht, weil die Freigrafen den unmittelbaren Einfluß der kaiserlichen Gewalt gegen die anwachsenden Territorialhoheiten behaupteten. Obgedachten Conrad von Langen, der sein Gut zwischen der Stadt Osnabrück und dem Dorfe Cesede hatte, nahm der Kaiser Sigismund in seine Dienste, um ihn zu retten. Aber die Freigrafen verfolgten ihn mit ihren Erkenntnissen, wovon er endlich an das Conzilium zu Basel appellirte. *)

Die wahre Ursache ihres Untergangs ist auch ganz sichtbar die Territorialhoheit, welche sich gegen diese außerordentlichen und unmittelbaren kaiserlichen Commissarien so lange sperrete, bis sie solche völlig erstickt hatte. Doch sind sie durch die Reichsgesetze nie völlig aufgehoben, sondern nur auf ihre ursprüngliche Einrichtung, und auf ihre Distrikte eingeschränkt worden. Noch jetzt giebt der Kaiser freie Stühle zu Lehen und man findet auch noch verschiedene Freigerichte in der Grafschaft Mark und dem Herzogthum Westphalen, die aber doch nicht mehr unmittelbar unter dem

*) S. Pfeffinger ad vitr. ill. T. IV. p. 487.

Kaiser, sondern unter ihrem Landesherrn stehn. Den letztern Schaden haben ihnen überall die Archidiakonen gethan, welche als bischöfliche Commissarien eine bessere und nähere Unterstützung an ihrem Herrn, als die Freigrafen an dem entfernten Kaiser hatten, und besonders den Theil der freigräflichen Gerichtsbarkeit, welcher in dem kaiserlichen Kirchen- und Kirchhofesschutz bestand, an sich zogen, auch den Freigrafen nicht weiter das Urtheil über Zauberei und Ketzerei gestatten wollten, wie solches aus verschiedenen Beschwerden der Freigrafen über jene bischöflichen Commissarien zu ersehen ist.

Was aber die wahre Ursache ihres großen Ansehens zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen, darüber sind die Gelehrten nicht eins. Insgemein glaubt man, sie hätten sich durch die westphälischen Landfrieden gehoben. Allein dieses kann unmöglich die Ursache seyn, weil nach dem Sinn des westphälischen Landfriedens von 1325*) die eilende Hülfe der Verbundenen, das Landrecht worunter ein jeder steht, und die Landfriedens- oder Conföderations-Gerichte, alle diejenigen Mittel ausmachen, wodurch einer zu seinem Rechte gelangen kann. Hätte man hier zur Handhabung des Landfriedens gegen dessen übertreter, die Freigrafen und Freischöpfen, nöthig gehabt; so würde man ihrer gewiß gedacht

*) Beim Haeberlin in analectis p. 288.

und sich ihrer anstatt besonderer Conföderations-Gerichte bedient haben; davon findet sich aber keine Spur.

Wahrscheinlicher ist es, daß sie bei eben der großen Anarchie im Reiche, welche die partikulairen Landfrieden nöthig machte, ihr Haupt emporgehoben und statt der Reichsgerichte gedienet haben. Diese waren damals noch nicht eingerichtet, und ihre allgemeine Befugniß ist erst aus dem allgemeinen Landfrieden entstanden. Sie sind im Grunde Conföderationsgerichte, die in Reichsgerichte übergegangen sind, nachdem die deutsche Conföderation, oder der allgemeine Landfrieden, zu einem Reichstagsschluß erhoben worden. Vorher also war in Westphalen und vielen andern Provinzen des Reichs nach abgegangener zerrütteter oder geschwächter herzoglicher Gewalt, (facto) kein Reichsgericht, vor welchem man eines jeden Reichsstandes zu Ehren oder zu Rechte mächtig werden konnte, und diese Lücken fülleten die Freigerichte aus.

Man sieht dieses nicht deutlicher als aus den Gegenmitteln, deren sich die Fürsten gegen die Freigrafen bedienten. Einige sagten, der Kaiser wäre ihrer zu Ehren und zu Rechte mächtig, und so brauchten sie vor keinem freien Stuhle zu erscheinen; dieses wollten aber die Freigrafen nicht gelten lassen, weil sie eben diejenigen zu seyn behaupteten, die unmittelbar unter des Kaisers Banne richteten. Hierin irreten sie sich jedoch,

denn der missus mußte, wenn es hohe Standespersonen betraf, an den Kaiser berichten, der dann ihre Sache vor die Reichsversammlung brachte. Andere Fürsten und Stände nahmen ihre Zuflucht zu Austrägen, und schützten vor, weil sie Austräge hätten, vor welchen sie besprochen werden könnten: so wären sie nicht schuldig den Freigrafen in der ersten Instanz zu antworten. Dieses ließ man gelten, und jedermann, auch sogar Städte wählten sich andere Städte zu Austrägen, um den Freigrafen zu entgehen. Noch andre beriefen sich in dieser Absicht auf ihre Provinzial-Reichsgerichte, wie auf das kaiserliche Gericht zu Rottweil, und beförderten deren Aufnahme. Viele Fürsten errichteten, um ihre Edelleute gegen die Freigrafen zu schützen, fürstliche Landgerichte, und der Adel, wie auch die Städte flogen mit Freuden darunter, alles in der Absicht um den hunderttausend Henkern zu entgehen, die unerkannt in Deutschland lebten, und jeden Verfehmten vom Leben zum Tode richteten.

Man kann also wohl sagen, daß die westphälischen Freigrafen die jetzige Reichsverfassung in vielen Stücken befördert und das in die Anarchie verfallene Volk noch am mehrsten unter die Fürstenhüte und Bischofsmützen gejagt, diese aber genöthiget haben sich einem allgemeinen Reichsgerichte zu unterwerfen, und sowohl für sich als für ihre Unterthanen einen Oberrichter zu erkennen, vor

welchem man, wo nicht in der That, doch wenigstens in der Theorie aller Hohen und Niedrigen in Deutschland zu Rechte mächtig werden kann. Sobald aber die Freigrafen dieses wichtige Werk, obgleich wider ihre Absicht, zu Stande gebracht hatten, bedurfte man ihrer grausamen Hülfe nicht weiter.

Übrigens war das Verfahren der Freigrafen an sich gar nicht unförmlich. Jeder Beklagte ward dreimal, um auf die Klage zu antworten, und wenn er nicht erschien, mithin in contumaciam gegen sich sprechen ließ, zum viertenmal vorgeladen, um der Exekution vorzubeugen. Das Urtheil ward, so lange es ordentlich zuging, von redlichen und ausgesuchten Männern gefället, und solchergestalt keiner ungehört verdammt. Was ihnen dagegen aus Haß von den Territorialherrschaften, welche die kaiserlichen Commissarien nicht leiden konnten, aufgebürdet ist, ist wahrscheinlich großentheils übertrieben; und außer den vorgedachten Schöpfen des Königs Wenzels, und denen, welche von den Freischöpfen auf frischer That ertappt wurden, ein Fall, der vielleicht nie eingetroffen, ist von ihnen vielleicht keiner von Stund an gehangen worden.

Den Namen verbotener Gerichte führten die Freigerichte ohnstreitig daher, weil das Gericht der missorum unter dem blauen Himmel ein ungeboten, das Stillgericht aber ein geboten

Ding war, wovor keiner, als wer dazu verbotet war (ein westphälischer Ausdruck für citiren), erschien. Da auch noch jetzt in einigen Ländern, als z. E. im Österreichischen, der Rahm (cremor) Fahm genannt wird, mithin Fahmen eben so gut als Rahmen oder berahmen für citiren gebraucht seyn kann: so wird Fehmding, ein Name, der den Stillgerichten der Freigrafen gegeben wurde, ebenfalls nur ein geboten Ding anzeigen. Verfehmen ist dann eben soviel als verbannen, weil auch bannen für citiren gebraucht wird.

Möser.

sichtigung auf die in den Königl. Preuß. Staaten eingeführten Silbergroschen. Zum Schul- und Selbstunterricht bearbeitet 1. Thl. 8. 10 slbgr. od. 36 kr. rheinl.

Die Auflösungen für die Lehrer sind auch einzeln zu haben.

Kosegarten, B. T., Jukunde. Eine ländliche Dichtung in 5 Eklogen. Neue auf feinem Papier mit einem saubern Kupfer ausgestattete Ausgabe. Schön eingebunden 8. 25 slbgr. oder 1 fl. 30 kr. rheinl.

Dieses liebliche Gedicht ist ein Seitenstück zu Voß Luise, und gewiß das Gediegenste des gefeierten Schriftstellers. —

Krausnick, L., Conrector in Lenzen, Melodien der preußischen alten und neuen Kirchengesänge nebst den Chören der allerhöchst verordneten Liturgie, zum Gebrauch des Monochoros in Ziffern gesetzt und herausgegeben für Stadt- und Landschulen, nebst einer Abbild. des Monochoros 4. 22½ slbgr. oder 1 fl. 21 kr. rheinl.

Die Sanct-Marienburg. Ein historisch episches Gedicht. 12. broch., mit einem sauber gestochenen Titel, auf feinem engl. Druckp.

1 Rthlr. 10 slbgr. oder 2 fl. 24 kr. rheinl.

Netto, Dr. F., Lehrbuch der Geostereoplastik, oder Anweisung zur orographischen oder geographischen Erdbildkunde, als ein neues, den Unterricht in der Geographie und den damit verwandten Wissenschaften bedeutend erleichterndes Hülfsmittel, oder deutliche und systematische Anweisung für Geographen, Drographen, Forstmänner, Taktiker, so wie für Lehrer, Erzieher und Schüler, sich mit geringer Mühe oro- und geographische Reliefs nach guten Karten aus verschiedenen Massen, z. B. Papiermasse und dgl. selbst anzufertigen. — Zum erstenmal schriftlich dargestellt. Mit 3. Kupfer. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rheinl.

Schulz, S. E., Prediger in Berlin, Postille oder Predigtsammlung über die Evangelien sämmtlicher Sonn- u. Festtage des christlichen Kirchenjahrs. Zum Gebrauch bei der häuslichen Andacht und zum Vorlesen in evangelischen Kirchen. 4. 96 Bogen.

3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

Straus, K, Abriß der Erdkunde von Europa nach Naturgrenzen, zum Schulgebrauch. 8. 5 slbgr. od. 18 kr.

Unser Verkehr. Eine Posse in einem Aufzuge. Nach der Handschrift des Verfassers. Fünfte Auflage., mit einigen Zusätzen. 8. geh. 15 slbgr. oder 54 kr.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

von

L. M. Eisenschmid.

Dritter Band. Zweites Heft.

Verzeichniß
einiger empfehlungswerther Schriften,
welche im Verlage
von
Ludwig Dehmigke in Berlin
erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Boye, W., Luther auf dem Reichstage zu Worms, seine Hin- und Rückreise bis zu dem Schlosse Wartburg. 8. geh. 10 sgr. oder 36 kr. rhein.

Colberg, J. Dr. und Professor an der Universität zu Warschau, Anweisung den Inhalt ebener Flächen ohne Rechnung genau zu finden und die Theilung der Figuren zu erleichtern vermittelst eines neu erfundenen Instruments: „des Planimeters" zum Gebrauch für Feldmesser. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Dr. Grüson in Berlin. Nebst 4 Kupf. gr. 8. geh. 15 sgr. oder 54 kr. rhein.

Couard, C. L., Prediger in Berlin, Predigten über gewöhnliche Perikopen und freie Texte. 3 Theile. 4 Thlr. 15 sgr. oder 8 fl. 6 kr. rhein.
(Die Bände sind auch einzeln à 1 Thlr. 15 sgr. od. 2 fl. 42 kr. rhein. zu haben.)
Diese Sammlung erfreute sich einer so günstigen Aufnahme, daß vom ersten Theil bereits die zweite Auflage erscheinen mußte.

Dielitz, Dr. K., Lehrbuch der französischen Sprache. 1. Thl. 8. 3te verbess. Auflage. 7½ sgr. oder 27 kr. rhein.
Desselben Werkes 2. Thl. 2. Aufl. 15 sgr. oder 54 kr.
Dieses Werk, zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit der Methode musterhaft aus; auch hat der Verleger durch die Bestimmung eines höchst billigen Preises die Einführung in den Schulen sehr erleichtert, giebt indessen bei directer Bestellung von 12 Exmpl. noch bedeutende Vortheile. —

Kohlheim praktisches Rechenbuch der Numeration, 4 Species, unbenannter und mehrfach benannter Zahlen, einfachen Zeitrechnung, Brüche, einfachen Regel-de-Tri und Regel-de-Tri mit Brüchen; mit Regeln, Erklärungen und an 3000 Aufgaben versehen. Mit Berück-

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Dritter Band. Zweites Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1827.

2) Marius gegen die Cimbrer und Teutonen.

Marius war mit seinem Heere nach Gallien gegangen. Hier waltete und wirkte er ungehindert im südlichen Theile der Provinz, wo Meer und Alpen ihm einen schönen Winkel sicherten. Das Heer wurde vermehrt an Menschenzahl, und verstärket durch Ordnung, Zucht, Arbeit und Aufregung jeder geistigen und sittlichen Kraft. Verschanzungen und Befestigungen wurden angeleget, Gräben wurden gezogen, mit Fleiß, Umsicht und Sorgfalt Alles bedacht und Alles vorgekehrt. Auch wurde das Verhältniß zu verbündeten Völkern sicher gestellet, damit nicht auf hohlen Boden gebauet würde. Nach Ablaufe des Jahres aber fand sich wiederum Niemand, dem unter so schwierigen Umständen das höchste Staatsamt anvertraut werden konnte. Deßwegen ward es dem strengen Feldherrn, von welchem allein noch Heil zu erwarten war, von Neuem abwesend, zugetheilt. Das folgende Jahr verging indeß abermals. Die Cimbrer griffen nicht an; keine Entscheidung erfolgte. Marius setzte ohne Unterlaß die Werke fort, die er angefangen hatte. Die Gefahr minderte sich nicht; eher schien sie zu wachsen. Deßwegen wurde dem Mann, außer welchem noch immer Niemand Vertrauen im Volke fand, zum vierten

Male, während seiner Abwesenheit in Rom, das Consulat bestimmt. Marius, im Gefühle seines Werthes und nicht abgeneigt, es zum Bewußtseyn aller Römer zu bringen, wie wichtig er ihnen war, stellte sich, als wolle er diese Ehre bei dieser Lage der Dinge verbitten. Lucius Saturninus aber, der das Volk von Neuem nur auf ihn hingewiesen hatte, nannte ihn einen Verräther des Vaterlandes, weil er sich in solcher Noth dem Dienste desselben zu entziehen suche. Hierauf nahm er die Würde an, und Lutetius Catulus, ein Mann, welcher den Großen lieb und der Menge nicht zuwider war, wurde sein Amtsgenosse. Und auch dieses Jahr verlief größtes Theiles, ohne neue Ereignisse.

Es ist schwer zu glauben, daß in fast drei Jahren gar kein Verkehr, keine Berührung, keine Unterhandlung zwischen den Teutschen und den Römern Statt gefunden habe. Die Anstalten und Arbeiten des Marius können von ihnen nicht unbemerket geblieben seyn. Auch ihm dürften die Teutschen wohl Vorschläge zu Frieden und Bündniß gemacht haben. Marius aber, schlauer als Alle, hat sie vielleicht trügerisch hingehalten, um die Anstalten zu vollenden, auf welche er seinen Plan berechnet hatte. Endlich jedoch mögen sie erkannt haben, daß ihre Mäßigung bei den Römern Nichts austrage, und daß vor denselben keine Sicherheit zu gewinnen sey, als durch Schwerdt und Schlacht. Und in dieser Erkenntniß wichen

sie der Nothwendigkeit, und gaben Gallien auf, das Land zehnjähriger Anstrengung, um das Verderben über Rom zu bringen.

Ihr Plan war groß. Wäre er in der Ausführung, die sie in den letzten Monden des Jahres ein hundert und zwei vor Christo versuchten, nicht mißlungen, so würde ihm die Bewunderung späterer Menschengeschlechter nicht gefehlt, aber das Leben würde in seiner Entwickelung auch einen ganz anderen Gang genommen haben. Sie wollten ohne Zweifel die Hochgebirge der Alpen umgehen, von zwei Seiten, vom mittelländischen Meere her und von Teutschland aus, in Italien eindringen, und an der anderen Seite des Gebirges sich vereinigen, um mit gemeinsamer Kraft auf Rom loszustürmen. Gallische Völker, die Tiguriner, sollten, während diese Fahrt von den Teutschen versucht ward, die Durchgänge der Alpen decken. Dieser große Plan indeß war nicht ein Werk der Kunst und tiefer Kenntnisse, sondern ein Werk der Nothwendigkeit. Er ging hervor aus den Umständen. Von der einen Seite war es nothwendig, daß sie mit Teutschland in Verbindung blieben, weil sie nur hier den Ertrag ihrer Fahrten und Kämpfe in Gallien sichern konnten. Und in der That ließen sie denselben unter einer Bedeckung von sechs tausend Mann am Rhein aufgestellet zurück, auf der Grenze ihres Vaterlandes und ihrer Eroberung. Von hier aus durften sie auch nur auf Verstärkung ihrer Macht rechnen, und mußten deßwegen

einen Weg nach Italien eröffnen. Von der andern Seite konnten sie nicht alle auf diesem Wege den Einfall in Italien versuchen. Es mochte gefährlich seyn, das römische Heer in Gallien zurück zu lassen, Meister des Landes und frei in seinen Unternehmungen. Vielleicht hatten sie überhaupt keinen andern Zweck, als durch eine große Bewegung um die Alpen her und durch einen Einfall in Italien, den Marius zur Räumung Galliens zu nöthigen, da er ihnen, in seiner starken und sicheren Stellung, immer große Gefahr drohete bei ihren Unternehmungen in diesem Lande. Zu verwundern jedoch wäre es auch nicht, wenn Glück und Sieg sie verwegen gemacht und sie gewöhnt hätte, ihre Kräfte dergestalt zu überschätzen, daß ihnen die Eroberung Roms und Italiens nicht als ein zu großer Gedanke vorgekommen wäre. Aber die Trennung ihrer Macht ward ihr Unglück. Sie vermochten nicht zu würdigen, wie viel Ein Mann verändert, der Geist in abgerichtete Massen zu bringen, und die todte Kunst der Menge mit Seele zu erfüllen weiß. Noch mehr mag es zu ihrem Verderben gereicht haben, daß sie die Entfernungen der Örter nicht hinreichend kannten, und deßwegen so große Bewegungen nicht zu berechnen, und in übereinstimmung zu bringen verstanden. Der größte Fehler war, daß das Heer, welches in Gallien blieb, dem Marius gegenüber, aus Ungeduld oder getäuschet, viel zu früh aufbrach, ehe das andere, welches über den Rhein gegangen

war, in Italien anlangen und Rom in Angst und Verzweiflung setzen konnte; und daß alsdann dieses Heer sich fortreißen ließ, und dem Marius voraus ging, an Statt ihm zu folgen.

Teutonen und Ambronen werden diejenigen genannt, welche gegen das Lager des Marius zogen, wie die Römer glaubten, um durch das Land der Ligurier Italien zu erreichen. Marius trat ihnen nicht entgegen; er erwartete sie in seiner wohlbefestigten Stellung, nicht fern vom Meere. Jene reizten, hier angelangt, auf alle Weise zur Schlacht; die erbitterten römischen Soldaten verlangten dringend den Kampf. Der Feldherr aber blieb ruhig stehen unter dem zwiefachen Drängen, und entschuldigte sich gegen die Seinigen mit der Ungunst der befragten Götter. Ein Teutone forderte ihn zum Zweikampf auf: Marius wies den Barbaren ab mit Verachtung und Hohn. Er ließ ungehindert die Verwüstung geschehen, welche die erbitterten Schaaren über das Land brachten, um ihn zum Kampfe zu locken, hervor aus seiner Feste. Den unmuthigen Soldaten schalt er: Jetzt sey an Nichts zu denken, als an die Rettung des Vaterlandes. Nicht ungern sah er auch den Ingrimm der Seinigen. Wenn diese sich an des Feindes Gestalt und Art, an ihre Waffen und ihr Geschrei gewöhnt hätten, so würden sie, meinte er, desto furchtbarer kämpfen, je mehr die Lust bis zum Ungestüm, bis zur Wuth gesteigert wäre. Die Teutonen, immer verwegener, versuchten einen

Sturm auf das Lager selbst: der Sturm wurde zurückgewiesen, aber aus der Mauer ging Marius nicht hervor. Endlich entschlossen sie sich in Verblendung und Bethörung, vielleicht von Feigheit und Furcht der Römer herleitend, was Weisheit des Feldherrn war, eine Fahrt fortzusetzen, die sie nicht berechnet hatten, unbekümmert um die faulen Feinde. Sie wollten nicht fehlen bei der Ankunft ihrer Brüder in Italien. Was blieb ihnen auch übrig? Mit Verachtung zogen sie am römischen Lager vorbei. Höhnisch riefen sie den Soldaten zu: „ob sie Aufträge zu geben hätten nach Rom, an ihre Frauen? man würde sie richtig und bald bestellen.“ Marius, selbst nicht ohne Verlegenheit, bändigte kaum noch den Zorn seiner Krieger.

Schnell aber, als die Feinde vorüber waren, brach er auf, und gelangte auf kürzerem Wege zugleich mit ihnen an den kleinen Fluß Cänus, jetzt Arc genannt, an welchem Aquä Sextiä lag, das gegenwärtig Aix heißt. Hier wählte Marius einen Hügel zum Lagerplatze, von welchem herab er die Gegend ringsher zu übersehen vermochte. Die Teutschen lagerten sich an beiden Seiten des Flusses. Durch diese Lagerung wurden die Römer vom Wasser abgeschnitten. Diese, vom Durste gequälet, klagten und murrten. Es gab nur Ein Mittel, dem Mangel abzuhelfen. Marius wies auf den Fluß hin: „ihr seyd Männer, sprach er; dort ist Wasser; für Blut ist es zu haben: und

ihr klaget, daß es fehle?" Aber die Soldaten waren nicht begierig diesen Preis zu zahlen: nur in geordneter Schlacht wollten sie kämpfen. Die Knechte vom Troß indeß, die Folgen weniger erwägend, begaben sich an den Fluß. Nun sahen sich die Soldaten genöthiget, hinzueilen zum Schutze dieser Verwegenen. Die Teutschen aber und ihre Bundesgenossen waren in alter Sicherheit; sie aßen, sie badeten sich, sie freueten sich des schönen Landes. Auf das Geschrei am Flusse stellten sich dreißig tausend Ambronen, welche am nächsten gelagert waren, unter die Waffen, erhoben freudig den Schlachtgesang, und rückten festes Schrittes vor, die Tritte messend nach dem Klange zusammengeschlagener Waffen, sich gegenseitig ermunternd durch den Ruf des eignen Namens: Ambronen, Ambronen! Aber der Fluß hinderte; der Kampf wurde wild und verworren. Die Verwirrung wuchs durch den Umstand, daß die Ligurier im römischen Heere, die zuerst zum Angriffe kamen, den Ruf: Ambronen, erwiderten, als wäre der Name auch der ihrige. Die Römer gewannen die Oberhand. Sie drangen vor mit den ambronischen Flüchtlingen bis zu den Zelten und Wagen der Teutonen. Daselbst aber fanden sie unerwarteten Widerstand. Frauen, in Verzweiflung über einen solchen Gang nach solchen Erwartungen, stürzten hervor mit Beilen und Schwerdtern, schlugen nicht minder auf die Fliehenden, als auf die Verfolgenden, weil sie das Unglück dem Verrathe der

Ambronen zuschrieben. Den Römern rissen sie die Schilde hinweg, und ließen sich ruhig niederhauen, oder stürzten sich selbst in die Schwerdter hinein, um solchen Jammer zu endigen durch den Tod von Feindes Hand. Die Nacht nur brachte die Kämpfenden auseinander.

Es war eine grausenhafte Nacht. Das ganze Heer der Teutschen war in Bewegung. Sie waren aufgeschreckt aus ihrer Täuschung, und suchten eine bessere Stellung zu gewinnen. Auch mochten die Leidenschaften erwacht seyn: es konnte an Vorwürfen und Beschuldigungen nicht fehlen. Die Klage um die Gefallenen kam hinzu, und der Jammer der Verwundeten, das Wehgeschrei der Weiber und Schlachtgesang, und Drohung gegen die feigen Römer, die endlich aus ihrem Schlupfwinkel hervorgekommen waren. Dieses mannigfaltige Getöse hallete wieder in den Wäldern und gewann durch den Wiederhall an Gräßlichkeit. Den Römern gieng es durch Mark und Gebein. Es schien ihnen ein beständiges Gebrüll roher Wuth, dem Geheule wilder Thiere gleich. Und eine tiefe Angst war in ihnen. Den Fluß hatten sie gewonnen und den Durst gestillt; aber sie hatten eben so viel Blut als Wasser getrunken, und der Ekel vor diesem Greuel schüttelte sie furchtbar. Auch mochte die Art, mit welcher die Weiber den Tod gesucht hatten, nicht aus ihrer Erinnerung verschwunden seyn, so wenig als die früheren Schlachten zwischen diesen Menschen und den Römern. Marius

indeß verlor die Besinnung nicht. Die größte Besorgniß hatte er vor einem nächtlichen Angriff auf sein schlecht befestigtes Lager; aber die Verwirrung unter den Teutschen bewahrte ihn vor dieser Gefahr. Unter seinen Anordnungen für die Entscheidung des nächsten Tages war das Wichtigste, daß er den Claudius Camillus mit drei tausend Mann zu Fuß und einer Menge Knechte vom Trosse, welchen er das Ansehen von Reitern zu geben suchte, zu dem Wald, im Rücken der Feinde sandte, um diese durch einen zweifachen Kampf zu täuschen und außer Fassung zu bringen.

Am folgenden Morgen stellte Marius die Legionen sogleich in Schlachtordnung. Die Teutonen, voll von der alten Verachtung für den feigen Feind, und getrieben von dem Verlangen nach Rache für die Ereignisse des vorigen Tages, stürmten, sobald sie die Römer erblickten, in wildem Zorn und mit höhnendem Geschrei den schlüpfrigen Hügel hinan, um sie zu züchtigen für die neue Frechheit. Sie vergaßen, daß sie nüchtern waren und abgemattet durch die Unruhe der Nacht; sie dachten nicht an die Nothwendigkeit der Ordnung. Ein solcher Anfall aber wurde leicht von den festgeschloßenen Reihen der Römer zurückgeworfen; leicht wurden sie den Hügel hinabgedrängt. Und als sie sich nun in der Ebene wieder zu sammeln versuchten, um die versäumte Ordnung zu gewinnen: da erscholl plötzlich der Schlachtruf in ihrem Rücken, und aus dem Walde drangen Schaaren hervor, zu

Roß, wie es schien, und zu Fuß. Es war Marcellus. Die Teutonen, durch diesen unerwarteten Angriff überrascht und erschrecket, vermochten nicht, die Verwirrung zu überwältigen. Also entschied sich der Sieg für die Römer, und Marius verstand es, ihn vollständig zu machen. Die Teutonen setzten den Todeskampf fort bis in die Nacht. Wer entfliehen konnte, der suchte sich zu retten. Teutobach, ihr König, ein schlanker Jüngling, hoch und stark, entkam; aber er hatte das Unglück, auf der Flucht von den Sequanern gefangen und an die Römer ausgeliefert zu werden. In der Nacht ließ Marius diejenigen, die sich ins Lager geworfen hatten, fortwährend beunruhigen. Hunger, Ermüdung, Verzweiflung vernichteten ihre letzte Kraft. Die Frauen, über den Leichnamen ihrer Gatten und Brüder, und im Angesichte des ungeheuren Unglückes, hatten nur noch Einen Gedanken: den Gefallenen die alte Treue zu bewahren. Sie sandten an Marius die Bitte: er möge sie in seinen Schutz nehmen, damit ihrer Keuschheit geschonet werde. Die Antwort war zweideutig. Hierauf folgten sie den Ihrigen durch freiwilligen Tod. Der überrest des ganzen Heeres ward am anderen Morgen leicht ermordet oder gefangen. Auf die Zahl der Gefallenen aber und der Gefangenen kommt es nicht an. Livius hat die größte: zweimal hundert Tausend sind erschlagen, und neunzig Tausend sind in Gefangenschaft gerathen. Plutarch hat die geringste: hundert Tausend sind

gefallen oder gefangen genommen. Die übertreibung ist unverkennbar. Das Wichtigste aber leidet keinen Zweifel: das teutsche Heer war vernichtet, und Nichts fehlte am Siege der Römer.

Zu derselbigen Zeit, da diese großen Ereignisse vorbereitet wurden, ging das vierte Consulat des Marius zu Ende. Es war nicht unbekannt, daß die Entscheidung endlich herannahe. Um so ängstlicher waren die Gemüther. Die erhitzte Einbildungskraft sah überall Zeichen und Wunder, und es fehlte nicht an Menschen, welche die seltsamen Erscheinungen deuteten, und den Ausgang vorher verkündigten. Aber das Consulat suchte Niemand, und Niemand konnte es erhalten, als der Eine, zu welchem das Vertrauen so ungeschwächt blieb, als es wohl begründet war.

Marius stand, angethan mit dem Purpurgewand, in der Mitte seiner geschmückten Krieger, um den Sieg zu feiern durch ein großes Opfer. Von der Beute war Alles, was nicht zur Verherrlichung seines Triumphes dienen konnte, zu Einem großen Scheiterhaufen aufgethürmet. Er selbst hielt die Fackel mit beiden Händen zum Himmel hinauf, um dieses Opfer anzuzünden. Siehe, da sprengten Herolde heran, Freunde des Feldherrn, umarmten ihn, und begrüßten ihn als Consul zum fünften Male! Und ein unendlicher Jubel erhob sich in dem Heere, vor Sieg und Freude trunken, und mitten unter demselben loderte der Scheiterhaufen empor.

Aber der zweite Theil des teutschen Heeres, die Cimbrer waren noch unbesiegt. Diese Cimbrer nemlich waren zu derselben Zeit, da die Teutonen in die römische Provinz eindrangen, über den Rhein gezogen, und stiegen alsdann, der späten Jahreszeit ungeachtet, über die tridentinischen Alpen. Den Römern schien das Gelingen dieses Wagnisses einem Wunder gleich. Voll ängstliches Erstaunens sahen sie die Lust, mit welcher die Teutschen der Kälte trotzten, sich des Schnee's erfreuten und auf den eisigen Bergen ergötzten, im Laufe den Gipfel ersteigend und schnell an der steilen Wand sich herabstürzend, hingestreckt auf die langen Schilde. Der Consul Catulus, der Italien schützen sollte gegen dieses Geschlecht, hatte die Schlünde besetzt, in welchen sich Italien den Alpen öffnet. Die Cimbrer aber, eine böse Vorbedeutung nicht achtend, griffen ihn an, warfen ihn zurück, und verfolgten ihn, hart drängend, die Ufer der Etsch hinab. Catulus sah nur Eine Rettung: er mußte sein Heer vor dem Feind über den Fluß führen. Und ihm gelang, die Cimbrer zu täuschen. Er traf Anstalt zu Lagerung und Schlacht auf dem linken Ufer, und veranlaßte sie zu gleichen Vorkehrungen. Dadurch ward ihm möglich seine Verschanzungen und seine Brücke zu vollenden, und mit dem Heer, jedoch nicht ohne Verlust, das rechte Ufer zu gewinnen. Die Teutschen, ergrimmt über das Entkommen des Feindes, drangen sogleich mit tobendem Ungestüme vor gegen den

Fluß. Während sie mit großen Baumstämmen die römische Brücke zertrümmerten, stürzten sie sich selbst mit den Waffen in die Wellen, schwammen hinüber, und stiegen tobend an dem anderen Ufer herauf. Die Römer, kaum der Gefahr entgangen, die Brust angefüllt mit Staunen und Angst, verloren vor diesem Ungestüme Muth und Besonnenheit, und geriethen in eine verwirrte Flucht, bei welcher der Consul dadurch den Schein einiger Ordnung zu erhalten suchte, daß er sich unter die ersten Flüchtlinge stellte. Nur hinter dem Po wagte man eine neue Stellung zu nehmen. Viele trieb der Schrecken bis zur Hauptstadt. Die Cimbrer nahmen die Feste der Römer an der Etsch ein, und bewiesen der Tapferkeit, mit welcher sie vertheidiget ward, dadurch ihre Achtung, daß sie der Besatzung freien Abzug verstatteten. Sie thaten dieses gegen einen Eid, auf einen chernen Stier geschworen, der jedoch von den Römern in der Folge nicht gehalten zu seyn scheint. Ihren Sieg verfolgten sie nicht weiter: nur das obere Italien bis zum Po unterwarfen sie ihrer Gewalt.

Wären die Cimbrer vorgedrungen bis Rom und über Rom hinaus: gewiß, es wäre kein Glück gewesen für das teutsche Volk, und zuverlässig ein großes Unglück für den Geist, für jede gute Kunst, für alle menschliche Bildung; auch würden sie selbst, die Cimbrer, durch dieses Unternehmen ihr Geschick vielleicht verzögert haben, allein sie würden demselben nicht entgangen seyn. Ob

sie aber im Stande gewesen sind, Rom zu erreichen, und ob sie es mit Absicht vermieden oder durch Saumseligkeit unterlassen haben: das ist nicht zu entscheiden. Römer haben geglaubt, es würde ihnen gelungen seyn, Rom zu gewinnen, wenn sie den ersten Schreck mit Schnelligkeit benutzet hätten. Ihr Verweilen im oberen Italien aber haben sie dem Wohlleben zugeschrieben, das die Cimbrer hier fanden, den Genüssen und der Üppigkeit, in welcher sie ihre Raschheit, ihre Kampflust, ihre Schnellkraft verloren, im Besonderen den warmen Bädern, den leckeren Speisen und dem köstlichen Wein. Auf diese Urtheile hin haben Neuere die Trägheit der Cimbrer gescholten und ihre Nachlässigkeit. Vielleicht mit Unrecht. Es ist schwer zu glauben, daß kriegerische Männer, welche seit zwölf Jahren große Erfahrungen gemacht und die Wollüste des südlichen Galliens überwunden hatten, im Augenblicke der Entscheidung, durch große Anstrengungen herbeigeführet, thörichten Kindern gleich, in verderblichen Genüssen sich ganz hätten verlieren und den Preis so vieler Schlachten hätten vergessen sollen. Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie für nothwendig gehalten, bei dem Eindringen in ein neues, unbekanntes Land, ein hohes Gebirg im Rücken, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, um zu sichern, was sie gewonnen hatten. Und wenn man voraussetzen darf, was man billig voraussetzen muß, daß sie, vor der Trennung von ihren Gefährten, eine feste Verab-

redung getroffen, und daß sie folglich mit denselben in übereinstimmung zu handeln gesucht haben, mag ihr Zweck gewesen seyn, den Marius zur Räumung Galliens zu nöthigen, oder die Eroberung Italiens ihr Gedanke: so konnten sie den obern Theil des Landes nicht verlassen. Im ersten Falle war ihr Drohen von hier aus hinreichend, und sie mußten sich den Rückzug offen halten; im anderen Falle mußten sie die Ankunft der Brüder erwarten, um Arbeit und Beute mit ihnen zu theilen. überdieß zeigte sich in den Tagen des Ausganges weder Entsittlichung, noch Entmuthung in den Cimbrern. Sie waren noch immer dieselben. Wer kennt auch überhaupt ihre Macht, ihre Verbindungen, ihre Verhältnisse? Wäre an Statt des römischen Heeres das Heer der Teutonen über die südlichen Alpen gekommen: so möchte, was jetzt als Trägheit und Säumniß erscheinet, leicht als Mäßigung und Klugheit gepriesen werden, wenn uns anders alsdann auch eine Geschichte von diesem Vorgange geblieben wäre.

Marius nemlich hatte, als die Teutonen überwältiget waren, seinem Heere den Befehl gegeben, nach Italien zu ziehen, um dem Pro-Consul Catulus zu Hilfe zu kommen. Er selbst ging nach Rom, lehnte die Ehre eines Triumphes ab, weil er, um das Vertrauen der Bürger zu vermehren, zeigen wollte, daß er am glücklichen Ausgange nicht zweifelte, und eilte alsdann, nachdem er die nöthigen Verabredungen getroffen hatte, zu seinem

Heere zurück. Er fand es schon in Italien: Marius führte die vereinten Heere über den Po, und nahm eine befestigte Stellung. In derselben ward er von den Cimbrern nicht angegriffen; er aber griff auch die Cimbrer nicht an. Endlich kam es zu einer Unterhandlung. Die Cimbrer verlangten durch Gesandte von den Römern die Räumung Galliens, und Stadt und Land für sich und ihre Brüder. Auf die Frage: von welchen Brüdern sie sprächen? antworteten die Gesandten: von den Teutonen. Hierauf ließ Marius mit bitterem Spott und unter dem Hohnlachen der Seinigen gefangene Fürsten, mit Ketten belastet, vor die Gesandten bringen. Dieser Anblick klärte sie fürchterlich auf über das Schicksal der Teutonen; und mit dem Eindrucke desselben kehrten sie zu den Ihrigen zurück und verbreiteten Schrecken und Wuth.

Marius hatte seinen Zweck erreichet. Die Cimbrer rückten sogleich vor. Ihre Sehnsucht, Rache zu nehmen für die gefallenen Brüder, trieb sie; auch hatten sie jetzt keinen Grund mehr zu zaudern. Bojorix ritt selbst an das Lager hinan, und verlangte, daß Marius Zeit und Ort zur Schlacht bestimmen möchte: in einem ehrlichen und offenen Kampfe sollte entschieden werden, ob Marius Grund gehabt habe zu seiner schnöden Weise. Es wird versichert, daß er sie festgesetzet habe auf den dritten Tag; aber es ist nicht wahrscheinlich. Gewisser ist: die Schlacht fand wirklich Statt am dritten Tage, in der raudischen Ebene, einer

Flur, die mit Gewißheit nicht mehr zu bestimmen ist.

In dieser Schlacht zeigte sich Roms Glück, dem Marius vertrauet hatte, auf eine glänzende Weise. Marius benützte einen dicken Morgennebel, um sein gewaltiges Heer zu ordnen und dergestalt aufzustellen, daß die Sonne, sobald sie durch den Nebel brach, den Teutschen in die Augen fallen, und, von den blanken Helmen der römischen Soldaten zurückprallend, eine doppelte Blendung verursachen mußte. Und als sie hervorgebrochen war, und ihre Strahlen an dem hohen Sommertage immer brennender auf die starken Männer in der Hitze des Kampfes herabsandte, da erhob sich ein frischer Wind, trieb den ermattenden und gequälten Cimbrer den Staub in die Augen, und umgab sie mit der Ungewißheit und dem Grauen einer nächtlichen Schlacht. Dennoch verloren sie lange Zeit hindurch weder Haltung noch Besonnenheit. Des Marius Heer bildete in der Aufstellung einen halben Mond. Auf den Flügeln waren die Legionen gestellet, die ihm gehörten und mit denen er bei Aquä Sextiä gesieget hatte. Im Hintergrunde, nahe am Lager, stand Catulus mit seinen Legionen. Es ist ungewiß, ob Marius diese Anordnung getroffen habe aus Eifersucht und Argliſt, um den Catulus zu kränken und um sich den Sieg und die Ehre des Sieges allein zuschreiben zu können, oder weil er, bekannt mit der Kriegsweise der Teutschen, und wohl wissend, daß sie in einem

großen Keile den kräftigsten Stoß auf die Mitte zu richten pflegten, ihren Anprall verzögern, schwächen, vereiteln wollte. Die Cimbrer rückten vor in einem großen Vierecke. Die ersten Reihen, gerade heran, hatten sich mit Ketten am Gürtel zusammengebunden, damit der Feind am Einbruch in die Masse verhindert werden sollte. Ihre Reiterei, nach Plutarch fünfzehntausend Mann, in glänzender Rüstung, auf den Helmen beflügelte Kämme und Thierköpfe, stand auf der rechten Seite. Als das cimbrische Fußvolk die Bewegung machte, mit welcher es den Keil bildete, glaubten die Römer, es sey Flucht. Also setzten sie nach, und sogleich war ihnen die cimbrische Reiterei hart im Nacken; der Keil drang im Sturmschritte vor auf des Catulus Schaaren: und das Schicksal des Tages schwankte furchtbar hinüber zum Nachtheile der Römer. Marius und Catulus, in höchster Angst, hoben die flehenden Hände zum Himmel und gelobten den Göttern große Gelübde. Bald jedoch machte sich die Kriegskunst der Römer geltend. Die Ordnung wurde wieder gewonnen. Für die Cimbrer war es ein großes Unglück, daß mehrere ihrer Führer getödtet wurden. Unter diesen war Bojorix, ihr oberster Feld-Hauptmann, nachdem er in tapferen Thaten Rache genommen hatte an den Feinden. Nun fehlte es an Ordnung und Einheit. Die Verkettung der ersten Reihen schützte nicht, sondern wurde zum Verderben, als Viele der Tapfersten dahin gesunken waren, ge-

troffen von den Pfeilen oder den Wurfspießen der Römer. Die hintersten Haufen flohen und das Gewürge wurde gräßlich und allgemein.

Die Römer drangen den Fliehenden nach bis in ihr Lager. Daselbst erwartete sie ein anderer Kampf. Während die Hütten der Cimbrer sogar von den Hunden der Gefallenen vertheidiget wurden, erschienen die Weiber im schwarzen Trauergewand auf Wagen und Karren in der Mitte der Männer, und stritten, wie von Thürmen herab, mit Lanze und Speer gegen die Feinde. Und als sie den unendlichen Jammer ihres Herzens in solcher Weise umsonst zu mildern versucht hatten: da wandten sie die Verzweiflung gegen sich selbst und gegen die Ihrigen, und suchten dem Unglücke der Sklaverei zu entgehen durch jeglichen Tod. Sie ermordeten ihre Kinder, sie ermordeten sich selbst mit ihren Kindern. Sie erstachen sich, erdrosselten sich, und mit dem eignen Haare; sie erhenkten sich, ließen sich von Ochsen zertreten, von Wagen zermalmen und schleifen von Pferden. Keine Todesart war zu gräßlich, wenn nur die Knechtschaft vermieden ward. Und diejenigen allein, Männer oder Weiber, geriethen in römische Gefangenschaft, denen Zufall und Unglück unmöglich machten, den Tod zu finden.

Die Menge der Gefallenen oder Gefangenen zu zählen ist auch hier so unnöthig, als eine vergebliche Arbeit seyn würde. Römische Schriftsteller haben sich bis zur Schamlosigkeit vergessen:

Florus giebt den Verlust der Cimbrer auf sechzig Tausend an, und den Verlust der Römer auf weniger als drei Hundert. Das Wesentliche ist und bleibt: Die Cimbrer gingen zu Grunde vor den römischen Waffen in der raudischen Ebene; der Krieg war geendiget; die Tiguriner, die zum Schutze der norischen Alpen zurückgeblieben waren, verschwanden, und setzten sich vielleicht in den Gebirgen der Schweiz fest, wo Niemand sie suchte. Marius hatte Rom von der langen Angst befreiet; er feierte mit Catulus einen gemeinschaftlichen Triumph, bei welchem der König Teutobach durch Größe, Gestalt und Art mehr die Blicke auf sich zog, als alle Siegeszeichen; Marius jedoch wurde als der eigentliche Retter, als ein dritter Romulus, gepriesen und verherrlicht. Und gewiß, hätte er nicht das Unglück gehabt, diese unendliche Feier zu überleben: er würde schön und groß für ewige Zeit in der Geschichte glänzen. Die Cimbrer und Teutonen aber, obgleich sie von der Erde vertilget waren, hatten durch ihre Thaten ihren Namen so tief in die Geschichte eingegraben, daß sie nimmermehr aus dem Andenken der Menschen verschwunden sind, und daß dem teutschen Volke bei dem Eintritte in seine geschichtliche Laufbahn kaum irgend Etwas hätte förderlicher seyn können, als das Andenken an einen solchen Untergang.

Luden.

3) Die Schlacht bei Strasburg.

Das römische Lager war nur etwa vier Meilen von dem Lager der Alemannen entfernt. Ein friedliches Abkommen war nothwendig, oder eine Schlacht mußte entscheiden. Die Alemannen schickten eine Gesandtschaft an den Cäsar, und verlangten von ihm, daß er sie im ruhigen Besitze eines Landstriches lassen sollte, den sie, aufgefordert vom Kaiser Constantius, mit ihren Waffen erobert hätten, und der ihnen von eben diesem Kaiser im letzten Friedensschlusse abgetreten wäre. Sie legten ihm die Urkunden vor. Ohne Zweifel hofften sie, entweder ihre Forderung erfüllet zu sehen, oder doch, durch die Unterhandlung Zeit zu erhalten, um alle ihre Schaaren über den Rhein zu setzen, und alsdann mit gleicher oder überlegener Macht zu schlagen. Julianus aber nahm die Gesandten gefangen, und rückte sogleich mit seinem Heer aus dem Lager, den Alemannen entgegen, in der Hoffnung, diese würden noch nicht vorbereitet seyn zum Kampfe, theils weil sie noch nicht vereinet waren, theils weil sie glauben mußten, ihre Abgeordneten wären im römischen Lager in Unterhandlung mit dem Cäsar. Als er dem teutschen Heere nahe gekommen war, unterbrach er den Zug, und schlug seinen Soldaten vor, den Kampf zu verschieben bis auf den anderen Tag.

Seine Seele mochte nicht ohne Besorgniß seyn, mit Soldaten, die an Niederlage und Flucht gewöhnet waren, wider einen Feind zu streiten, der, stark und trotzig, durch seine Siege zu einem kühnen Vertraueu gekommen war. Er wollte sie prüfen. Das Heer verlangte die Schlacht. Da rückte der Cäsar vor. Auf einem Hügel, mit reifen Saaten umgeben, nicht fern von dem Ufer des Rheines, beobachteten drei teutsche Reiter die Bewegungen der Römer, und eilten, als sie die Annäherung derselben bemerkten, zu den Ihrigen zurück: ein Vierter, der zu Fuße war, fiel in die Hände der Römer. Alsobald sahen die Römer, daß die Alemannen ihre furchtbaren Keile bildeten. Daher machten sie Halt und stellten gleichfalls ihre Ordnung auf. Julianus vereinigte seine gesammte Reiterei, die er zuerst auf beide Flügel vertheilet hatte, auf dem rechten, und behielt eine auserwählte Schaar der tapfersten Männer um seine Person. Die Alemannen stellten ihre Reiter, den römischen gegenüber, auf ihren linken Flügel. Dieselben waren, wie zu den Zeiten Arioviſt's, mit leichten Fußgängern vermischet, welche, während der feindliche Reiter mit dem teutschen kämpfte, ihr Schwert dem Pferd in den Bauch stoßen, oder den Reiter selbst unversehens hinabstürzen konnten, damit durch die vereinte Kraft die überlegenheit der Bewaffnung des Römers desto sicherer aufgewogen würde. Den rechten Flügel deckten sie durch einen Hinterhalt, der unter einer hohen

Wasserleitung durch Rohr und Gesträuch verdecket ward. Der linke Flügel, wo der heißeste Kampf erwartet ward, stand unter Chnodomar's Anführung. Auf einem schnaubenden Rosse reitend, ragte der gewaltige Mann über alle hervor; der Glanz seiner Waffen zeichnete ihn aus; um seinen Kopf wehete ein flammender Haarbusch; in seiner Hand schwang er einen Speer von ungeheuerer Größe. Den linken Flügel führte Serapio, der durch Einsicht und Tüchtigkeit seine hohe Jugend in Vergessenheit brachte. Der Feldherr der Römer, Severus, führte den linken Flügel an einen Graben hinan, der mit Alemannen besetzet war. Durch ihren Anblick erschrecket, blieb er fest stehen. Er scheuete sich zu weichen, er wagte nicht vorzudringen. Die Alemannen erwarteten ruhig den Angriff. Das Geschoß flog herüber und hinüber. Julianus, von zwei hundert Reitern begleitet, durcheilte die Reihen der Legionen und suchte den wankenden Muth in ihrer Brust aufzuregen und zu erhalten, bald durch ein kräftiges Wort, bald durch freundlichen Zuspruch. Chnodomar, dieses Zaudern der Römer gewahrend, vermochte den ungestümen Geist nicht länger zu bändigen: er schwang sich von seinem Pferd und stellte sich an die Spitze der Schaaren zu Fuße. Die anderen Könige folgten seinem Beispiele. Zugleich erschallte der eherne Schlachtruf; und die Teutschen, ihres Entschlusses vergessend, drangen eiligst hervor und warfen sich mit Ungestüm auf die römische Reiterei.

Ihr Haar flog wild um ihren Kopf; aus ihren Augen sprühete das Feuer der Streitlust. Die Schlacht ward allgemein: Mann an Mann gedränget, Schild an Schild. Dicke Staubwolken erhoben sich über die feindlichen Heere; vorwärts und zurück ging der Kampf, und ein unermeßliches Getöse der Weichenden und Verfolgenden, des Obsiegenden und des Fallenden drang durch die Finsterniß des Staubes und verkündigte das Wogen der Schlacht. Der linke Flügel der Römer gewann Raum; auf dem rechten aber wichen die geharnischten Reiter vor der Gewalt der Teutschen zurück und wandten sich bald zu verworrener Flucht. Der Cäsar jedoch, die Gefahr bemerkend, sprengte ihnen nach mit verhängtem Zügel, warf sich entgegen und rief ihnen zu, weniger zürnend als versöhnend: „wohin wollt ihr, tapfere Männer? Kann die Flucht euch Heil bringen? Zurück zu den Unsrigen, um wenigstens Zeugen ihres Ruhmes zu seyn!"

So brachte er sie von Neuem auf das Feld der That und des Blutes. Chnodomar aber, als er die Flucht der Reiter sah, ließ den Kern seiner Krieger vordringen auf den Kern des römischtn Fußvolkes. Die Teutschen, am Siege nicht mehr zweifelnd, erhoben im Anzuge den furchtbaren Barrit. Wie ein Gesäusel der Kampflust beginnend, schwoll er mächtig an, und wurde dem Donner gleich, mit welcher die Sturmwoge sich am Felsen bricht. Ihm folgte das Geräusch der

Waffen. Es war ein Kampf der äußersten Wuth. Das Schilddach, welches die Römer über ihren Köpfen bildeten, spaltete sich leicht vor den Schwertschlägen der Teutschen, und keine Rettung schien übrig zu seyn. In dem Augenblicke der höchsten Noth aber kam ein frischer Haufe von batarischen und herulischen Miethtruppen mit klingendem Spiele den Römern zu Hilfe und stellte das Gleichgewicht des Kampfes der Verzweiflung wieder her. Von der andern Seite drang plötzlich die auserwählte Schaar vornehmer allemannischer Männer heran, die bis zu der letzten Entscheidung im Rückhalte gestanden hatte. Unaufhaltsam brach sie sich die Bahn durch die römischen Reihen bis zu der Legion der Leibwache des Cäsars und zu dem Orte, wo sein Zeichen aufgerichtet war. Im brennenden Zorn aber vergaß diese Schaar ihre Seiten zu decken. Indem nun die Leibwache, des großen Augenblicks eingedenk, einem Thurme gleich, feststand, drangen die Römer in die geöffneten Seiten ein. Die Teutschen, verschwenderisch mit ihrem Leben, verzweifelten noch nicht am Siege. Den Tod um sich her verbreitend, empfingen sie freudig den Tod. Auf den Gefallenen stellte sich der Gesunde und kämpfte mit gleicher Unverzagtheit, über Leichen hinweg, auch seinem Verderben entgegen. Aber das Schicksal begünstigte so ungeheuere Anstrengungen nicht. Als die Menge den schweren Kampf der auserwählten Schaar ohne Erfolg sah, da fing

sie an zu wanken und zu weichen. Einer riß den Anderen mit sich fort, und selbst der Tapferste erkannte, daß ihm Nichts übrig bleibe, als auch auf seine Rettung zu denken, um dem Vaterlande das Leben zu erhalten für glücklichere Tage. Rettung aber war nur hinter dem Rhein. Einige setzten auf Schiffen über diesen Fluß, Andere suchten durch Schwimmen das jenseitige Ufer zu erreichen. Viele fanden auf dem Rückzuge den Tod, Viele bei der Verwirrung in den Wellen ihr Grab. Julianus, zufrieden mit dem Rückzuge, hielt sein Heer von drängender Verfolgung zurück, um den Sieg nicht noch ein Mal in Zweifel zu bringen. Chnodomar aber wollte das feindliche Ufer, so oft Zeuge seiner Thaten und seines Ruhmes, nicht verlassen. Von seinen Getreuen umgeben, nahm er den Weg nach seinem alten befestigten Lager, von welchem aus er das Heer des Barbatio angegriffen und vernichtet hatte. Aber ihn verfolgte vor Allen das Unglück. Als er, nahe am Rhein über einen Graben setzen wollte, stürzte unter ihm sein Pferd und blieb stecken in dem schlammigen Boden. Der König raffte sich auf und eilte einem nahen Hügel zu. Er war aber von den Römern erkannt. Eine Reiter-Cohorte setzte ihm nach. So tief aber war der Eindruck, den er durch Leben und That auf die Römer gemacht hatte, daß diese Reiter keinen Angriff wagten, sondern den Hügel umstellten und den König belagerten. Endlich warfen ihn Hunger und Mü-

digkeit in ihre Hand, und mit ihm gerieth ein Geleite von zwei hundert getreuen Männern, es geriethen drei vertraute Freunde, die es sämmtlich für Schande hielten, ihr Schicksal von dem Schicksal ihres Königes zu trennen, in die Gefangenschaft der Römer. Es waren die einzigen Gefangenen nach einem so harten Kampf.

Einen solchen Ausgang hatte die Schlacht bei Strasburg.

Luden.

---

4) Schlacht bei Tagliakozzo. Konradin stirbt auf dem Blutgerüste.

Konradin brach von Rom auf, wandte sich aber nicht, wie Karl von Anjou erwartete, auf der gewöhnlichen Straße nach dem stark besetzten Paß von Ceperano, in dessen Rücken überdies das befestigte St. Germano und Kapua lag; sondern hoffte auf einem kürzeren und kühleren Wege, über unbesetzte Berge, in denjenigen Theil des apulischen Reiches einzubrechen, wo er von vielen ihm heimlich verbündete Edlen und von den ihm leidenschaftlich zugethanenen Saracenen den größten Beistand erwarten konnte. Gen Tivoli zog das Heer, das reizende Thal des Teverone aufwärts, dann, über die wüsten Berge bei Riofredo, in die mit Anhöhen rings umkränzte Ebene von Karsoli hinab. Von Ceperano bis hieher giebt es, auf eine Strecke von zehn deutschen Meilen, durchaus keinen gangbaren Weg über die hohen Bergrücken, an deren Morgenseite der Garigliano hinabströmt; — und auch jetzt zeigten sich noch große Schwierigkeiten, wie man von Karsoli in die palentinischen Ebenen zwischen Tagliakozzo und Alba hinabkommen solle. Der kürzere Weg über Kolle und Rokka Cerra ist so ungeebnet, und führt über so schmale ängstliche Berglehnen, daß hier an vielen Stellen nur einzelne nach ein-

ander, nicht mehre neben einander gehen können. Daher ließ man vielleicht einen kleinen Theil der Fußgänger in dieser Richtung ziehen; der größte Theil des Heeres nahm dagegen wahrscheinlich den etwas längeren, aber auch viel bequemern Weg durch das wohlbebaute schöne Thal von Lallamura, in das Thal von Karionara, und umging auf solche Weise den hohen Bergrücken von St. Martino. Dieser bildet von hier zur Rechten die nördliche, mit hohen Kastanien bewachsene Thalwand; gegen Mittag strecken sich Weinlehnen, und in der Mitte des durch Felder, Gärten und Baumgruppen reich geschmückten Thales schlängelt sich ein von Pietrasekka her eilender, die ganze Gegend erfrischender und belebender Bach. Gen Pietrasekka hin wird aber das Thal immer enger, die von beiden Seiten sich nähernden Felsen immer höher und schroffer, in der Tiefe rauscht jener Bach aus einer finstern Höhle hervor und in der äußersten, wie man glauben muß, unersteiglichen Höhe erscheint jener Ort wie ein Adlernest auf wilden, zerrissenen, überhangenden, röthlichgelben Kalkfelsen. Die künstliche Straße windet sich indeß, ununterbrochen gangbar, immer höher hinauf; dann senkt sie sich wieder in etwas zum Thale von Uppa, so daß bei der nächsten Wendung plötzlich die hohen, wunderbaren Gestalten des mit ewigem Schnee bedeckten Velino glänzend herüberleuchten. Nachdem der Weg so eine Zeit lang von Morgen gegen Abend fortgelaufen ist,

dreht er sich gegen Mittag und man erreicht, einen nur mäßigen Hügel hinansteigend, den Punkt der Wasserscheide, wo eine neue Welt plötzlich und überraschend vor die Augen tritt. Aller Schein des Nordens ist verschwunden, Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Wälder, an Bächen liegende freundliche Häuser, an den Felswänden kühn hinaufgebaute Orte zeigen sich in unglaublicher Mannigfaltigkeit, und wie Tagliakozzo sich als letzter Schlußpunkt zur Rechten darstellt, so erscheinen in noch größerer Entfernung, mit dem Dunkelblau des Himmels verschmelzend, die ruhigen Fluthen des See's von Celano. — Heiterer, heimathlicher, in besserem Frieden mit sich und der Welt mag man leben in dem schönen Schwaben und an den Ufern des Bodensee's: aber mannigfaltiger, bewundernswürdiger, unwiderstehlicher ist diese neapolitanische Zauberei, welche sich des Gemüthes ganz bemächtigt, sich dasselbe ganz unterwirft. So wie jedoch an einem sonnenhellen Tage bisweilen unerwartet der dunkle Schatten einer Wolke über die glanzreiche Gegend hinwegfliegt, so wird bisweilen jener überschwengliche Genuß unwillkührlich durch den Gedanken umschattet: daß der unwiderstehliche Eindruck einer solchen Natur nicht bloß begeistere, sondern auch wohl verführe und vom Höhern abziehe.

Wie fröhlich und jubelnd und aller finstern Ahnungen ledig mag Konradin's Heer in dies neu eröffnete Paradies hinab geblickt haben; was

mußte der Jüngling fühlen, der dies herrliche Reich, sein Erbreich, jetzt zu seinen Füßen sah; dem seit übersteigung aller natürlichen Hindernisse, der Weg nach Sulmona, ja nach allen Gegenden offen zu stehen schien! — Auch war dies in der That der Fall und Karl überrascht worden, weil er sonst so viele leicht zu vertheidigende Engpässe bei Vikovaro, Riofreddo und auf dem Wege von Karsoli nach Tagliakozzo gewiß nicht unbesetzt gelassen, sondern einen Kampf versucht hätte, ehe seine Feinde in die palentinische Ebene hinabzogen, welche ihnen bei der größern Zahl ihres Heeres, besonders an Reiterei, so vortheilhaft seyn mußte. Andererseits erscheint es aber auch natürlich, daß Karl bis auf den letzten Augenblick die Belagerung Lucerias betrieb, um wo möglich nach Einnahme dieser Stadt im Rücken gesichert zu seyn. Erst auf erhaltene Botschaft von Konradin's Annäherung zog er in Eilmärschen über Sulmona nach Aquila, sammelte hier seine Mannschaft und ermahnte die Bürger, an deren freundlicher Gesinnung er zweifelte, zur Treue. Da stand ein alter Bürger auf und sprach: „halte keine langen Berathungen, sondern eile deinen Feinden rasch entgegen, damit sie nicht mehr Land gewinnen und der Sieg schwieriger werde. Wir bleiben dir treu, darauf kannst du dich verlassen.“

Unterdeß war Konradin's Heer, bei Tagliakozzo vorbei, auf der valerischen, in dieser ebenen Gegend noch nicht ganz verdeckten Straße bis

Skurkola, oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliakozzo, oder nach der Stadt woher Karl angriff, Schlacht bei Alba, nennen kann; aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfstätte am nächsten lag, Schlacht bei Skurkola nennen sollte.

Die palentinische Ebene, so heißt sie nach ihrem Haupttheile, beginnt bei Tagliakozzo, das noch an schroffen Bergen hinangebaut ist, und erstreckt sich von Abend gegen Morgen bis Alba; ihr zweiter Durchmesser geht von Skurkola und Massa auf der Mitternachtsseite, bis über Cese hinweg nach der Südseite. Eine gewaltig hohe und schroffe Bergwand, zu den Massen des Velino gehörig, streckt sich fast in gerader Linie auf der Nordseite und wird nur durch das schmale Thal unterbrochen, in welches der Salto hineinfließt. Aber auf dem linken Ufer dieses Flusses erheben sich sogleich neue ungangbare Bergrücken, an deren Abhange Skurkola liegt. Auf ähnliche Weise ist die Gegend morgenwärts von Alba mit Bergen eingeschlossen, welche nur in Nordosten ein Thal offen lassen, durch welches ein Weg über Orinuko nach Aquila führt. Alba selbst erhebt sich aus der Ebene, zum Theil durch cyklopische Riesenmauern gestützt wie eine ungeheure Insel und Felswarte; so daß nach zweien Seiten ein rascher Abfall von der größten Höhe bis in die völlige

Ebene statt findet: nemlich auf der Nordseite gen Rassa und auf der Morgenseite nach einem Thale, welches sich von Drinuko und Treforme bis Avezzano und dem Celaner See erstreckt. Bei weitem weniger schroff ist der Abhang auf der Abendseite gen Tagliakozzo, und noch abweichender und mannigfaltiger sind die örtlichen Verhältnisse auf der vierten Seite gegen Mittag. Sobald man hier nemlich von der größten Höhe, bei einem Kloster vorüber, um ein bedeutendes hinabgestiegen ist, hebt sich der Boden bei dem Dorfe Antrosciano und bildet einen Hügel. Jenseit desselben steigt man wiederum gelinde bergab und glaubt, daß sich der Boden allmählich verflache; bis man in der Nähe des neu und rasch aufsteigenden Berges Felice eine tiefe Senkung findet, welche die Behauptung bestätigt, daß man den Celaner See, statt zum Garigliano, einmal habe hindurch zum Salto ableiten wollen. Der Berg Felice, welcher mannigfaltig gestaltet und gewendet, von Mittag her in die palentinische Ebene eingreift, berührt sie an allen andern Stellen ohne Senkungen oder Einschnitte ähnlicher Art. — Mitten durch die große Ebene, von Tagliakozzo sich herwindend, strömt der Salto zum Thale von Rosciolo, und nimmt an dieser Stelle den Bach Rasia auf, welcher von Skurkola her nahe den Bergen entlang fließt. Auf der geraden Straße von Tagliakozzo nach Alba führt eine Hauptbrücke über den Salto, und weiter morgenwärts folgten

sonst über kleine Senkungen und Quellen noch mehre kleine Brücken, wovon diese Gegend den Namen Siebenbrücken (sette ponti) erhielt. In der Ebene selbst liegt eigentlich nur das Dorf Ka=pella, jetzt, wie damals, reich von Bäumen um=geben. — Was die Eingänge und Ausgänge der ganzen Gegend anbetrifft, so kennen wir bereits den Weg von Tagliakozzo; der von Rosciola war für beide Theile unwichtig, der hinter die Berge über Cese zum Garigliano unbrauchbar für ein Heer, und der über Orinuko lief seitwärts nur gen Aquila; wogegen endlich die Straße bei Alba und Antrosciano vorbei, in der kürzesten und ge=radesten Richtung über Celano und Sulmona in das Innere des Reiches führte.

Konradin's Heer lagerte nun in der Art, daß hinter ihm die Straße nach Tagliakozzo offen blieb, und das Gesicht gen Alba gekehrt war. Die Berge von Skurkola, der Bach Rasia und der Fluß Salto deckten und befestigten diese Stel=lung nach allen Seiten. — Nicht minder zweck=mäßig erscheinen die Maßregeln Karls. Von Aquila eiligst über die Berge herziehend erreichte er die Gegend von Ovinulo und Avezzano, rückte dann weiter vor und lagerte sich am 22. August auf der bezeichneten Anhöhe bei Antrosciano, etwa eine halbe Miglie von Alba und zwei Miglien von fei=nen Gegnern entfernt. Sein linker Flügel war durch Berge, der rechte durch die größeren Höhen von Alba geschützt, und der von dieser Stelle aus

bis zur eigentlichen Ebene noch immer bedeutende Abhang erschwerte seinen Feinden jeden Angriff. Dennoch rückten Konradins Schaaren, als sie die Franzosen erblickten, zum Kampfe gleichsam herausfordernd, vorwärts; weil Karl sich indeß wegen großer Ermüdung der Pferde ruhig hielt, und nicht, wie sie wünschten, in die Ebene hinabkam, kehrten sie in ihr Lager zurück.

Gleich nachher sah man, daß viele wohlgekleidete Personen feierlich eben dahin zogen, und hörte, es sey eine Gesandtschaft aus Aquila, welche an Konradin viele Geschenke und die Schlüssel der Stadt überbringe. Hierüber erschrak König Karl gar sehr: denn wenn Aquila von ihm abfiel, so konnte dem großen Mangel an Lebensmitteln nicht, wie er hoffte, von daher abgeholfen werden, und er mußte das ganze Thal zwischen Alba und dem Velino decken, damit Konradin nicht von dieser Seite vordringe. Um über diese entscheidend wichtigen Umstände ins Klare zu kommen, setzte sich der König, einen raschen Entschluß fassend, sogleich zu Pferde, ritt in der Nacht mit wenigen Begleitern bis Aquila und rief dem Thorwächter zu: „wem huldigt die Stadt?“ Auf die Antwort: „dem Könige Karl!“ ritt er hinein, ermahnte ohne abzusteigen, mit wenigen, aber nachdrücklichen Worten zur Treue, bat um eilige Übersendung von Lebensmitteln und war vor Tagesanbruch schon wieder in seinem Lager. Jene nur von unzufriedenen Edeln veranlaßte Gesandtschaft hatte wahr-

scheinlich den doppelten Zweck gehabt, sich bei Konradin in Gunst zu setzen, und Karl zu täuschen und zu schrecken; welches auch, jedoch nur auf kurze Zeit, gelang und am Ende sogar vortheilhaft für ihn wurde.

Die Kunde von seiner Anwesenheit in Aquila verbreitete sich nemlich noch während der Nacht, und erzeugte den größten Eifer, seine Wünsche zu erfüllen. Mit Anbruch des Tages sahen beide Heere zu ihrer Verwunderung die Berglehnen nach der Seite von Aquila mit Menschen überdeckt; Frauen und Jungfrauen stiegen, Lasten auf dem Haupte tragend, vorsichtig hinab, und bewaffnete Jünglinge gingen schützend zur Seite. Sie wandten sich zum Lager Karls, brachten Lebensmittel und wurden mit Freuden und Ehren empfangen.

Bald aber mußte man ernsterer Dinge gedenken, denn in Konradins Lager zeigte sich die größte Bewegung. Er theilte sein Heer in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Castilianer, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia und aus Tusciern, geführt von dem pisanischen Grafen Gerhard Donoratiko. Den zweiten Haupttheil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin und Friedrich von Österreich selbst stellten.

Noch immer schlief König Karl, eine Folge der nächtlichen Anstrengung. Als man ihn endlich weckte, erschrak er gar sehr über die unleugbare Mehrzahl seiner Feinde, und wandte sich Rath

suchend an Erard von Valery, einen so klugen als tapfern Ritter, welcher gerade in diesen Tagen mit mehren Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn du siegen willst," sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden, als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er theilte es in drei Schaaren. Die erste unter Jakob Gaucelme und Wilhelm l'Etendart bestand aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite unter dem Marschall Heinrich von Cousance aus Franzosen; die dritte bildeten achthundert, vom Könige und von Valery auserwählte befehligte Ritter. Jene erste Schaar Provenzalen sollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigstens anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beistand leisten, wo er am nöthigsten erscheine, von der letzten Schaar endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte sich Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Kapella halber, weder in dem konradinisch gesinnten Alba, noch in Skurkola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermißt zu werden, vielleicht auch um sich persönlich zu sichern, erlaubte oder befahl König Karl: daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schaar der Provenzalen in die Ebene hinab, und hoffte den übergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu besiegen: aber beides mißlang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehre aufgefundene Fuhrten des Salto vordrangen und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben, und vom Prinzen Heinrich rastlos auf dem Wege gen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese übele Wendung nahm, rückte die zweite französische Schaar, unter Heinrich von Cousance, zur Hilfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen dergestalt empfangen, daß sie nach kurzem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers, in nicht geringerer Verwirrung, als die Schaar der Provenzalen, entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem verdoppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger die Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „was willst du mit dieser geringen Schaar ausrichten, gegen die Überzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt

ermuthigter Deutschen? Bleib, bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben; dann wollen wir sie überfallen und vernichten." — Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben; so wurde der, alles auf die Spitze eines bloßen Glücksfalls hinauftreibende Rath Valerys, die nothwendige Ursach eines unausweichbar vollständigen Untergangs. — Leider aber gewann er sein kühnes Spiel: denn Konradin und die seinen lebten der festen überzeugung, nicht allein alle Feinde seyen besiegt, sondern auch in dem Marschall von Cousance der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und vertheilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluthen der Salto.

„Jetzo ist es Zeit!" sprach Erard von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obenein die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten sich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Viel-

mehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Skurkola vor und sprengten alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen und plündern; aber vorsichtiger, als die Anführer der Deutschen, hielt sie Valery an der Stelle beisammen, wo jene gestanden hatten: denn er ahnete, daß noch nicht alle Gefahr vorüber sey. Heinrich von Kastilien nemlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgt und, sich dann seitwärts wendend, selbst das französische Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antrosciano gen Skurkola hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freudig und beredt zu seinen Begleitern; dann rückten alle vorwärts, um sich mit ihren Siegesgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstätte bei Skurkola näher kamen, erschien einzelnes, was sie bemerkten erst unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichen Gewißheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war! Doch verlor Heinrich, als ein ächter Kriegsmann, die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „hat sich das Glück nach so günstigem Anfange von uns abgewandt, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns wenden.“ — In geschlossenen wohl-

geordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deshalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wiederum ein Vorschlag Valerys aus der Noth half. „Alles kommt darauf an," so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen." Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehre und mehre, so daß die Spanier, des Sieges gewiß, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den übrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dies die Spanier: indeß einigten sie sich dennoch von neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rüstungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deswillen ward befohlen jene, wie bei Turnieren, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben, welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelassen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Kastilien fliehen; nach so mannigfachen, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viel furcht-

bare Ereigniſſe bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus.

Noch an demſelben Abend erſtattete König Karl dem Pabſte einen Siegesbericht und äußerte am Schluſſe: „die Schlacht ſey weit härter und blutiger geweſen, als die bei Benevent. Ob und wohin Konradin, Friedrich von Öſterreich und Heinrich von Kaſtilien geflüchtet, wiſſe man noch nicht; doch hätten einige des letzten Pferd unter den erbeuteten erkannt.“

Heinrich war nach Montekaſſino entkommen und erzählte kühn, daß die Franzoſen beſiegt ſeyen: allein aus der ganzen Haltung und Umgebung ſchloß der Abt ſehr leicht auf die Unwahrheit dieſer Ausſage, nahm den Prinzen gefangen und überlieferte ihn auf Befehl des Pabſtes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieſer verſprach, daß er — ſeinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Öſterreich, Graf Gerhard von Piſa, Graf Galvan Lancia, deſſen Söhne und mehre Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewieſenen höchſten Theilnahme, hier thätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro ſie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich einzelne, deren Schickſal an das ihrige feſt geknüpft war, in der alten Geſinnung beharrten, ſo zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier ſo viel Gleichgültigkeit, dort ſo viel Furcht, daß man das Ärgſte erwarten mußte,

sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung: wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus, den Kampf gegen Karl zu erneuen. — Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog: daß die Eingeschifften angesehene, von Skurkola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute seyn müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!" — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur

Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechtern unter seinen Vorfahren. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen, daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sey, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kömmt — mit dem irrigen Wahne: es sey noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet, Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorne Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hieher gesandten Reiterschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande

seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte: er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Kampanien hindurch in die Hauptstadt seines Reiches geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sey, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren, oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt; sondern jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch; sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter ging hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heer gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit

fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen, und dieses anzünden! Wenn man aber auch diesen letzten, fast unglaublichen Bericht zu verwerfen geneigt ist, immer bleibt des Erwiesenen, des Ähnlichen nur zu viel übrig; — und wie der Herr so die Knechte!

Die Bürger in Potenza ermordeten alle konradinisch-gesinnte Adliche, in der Hoffnung, sich dadurch zu retten: allein dieser Frevel half ihnen so wenig, als Bitten und Flehen: ihre Stadt wurde geplündert, ihre Häuser zerstört und viele zum Tode verurtheilt. Auch Alba, welches während der Schlacht seine Theilnahme an Konradins Fortschritten nicht verhehlt hatte, ward zerstört, und auf eine solche Weise zerstört, daß bis auf den heutigen Tag niemand durch die beispiellos wilden Ruinen ohne Furcht und Entsetzen hindurchgehen kann!

Die Einwohner von Korneto hatten den Anhängern Konradins französische Pferde übergeben und beriefen, als sie den Ausgang der Schlacht bei Skurkola erfuhren, die Urheber dieser Maßregel auf das Schloß, als wollten sie dasselbe eifrigst schützen und vertheidigen. Aber während des Abendessens, wurden jene, die edelsten und tüchtigsten unter den Bürgern, hundert und sechs an der Zahl, gefangen, gebunden und an den König geschickt. Hundert und drei ließ er sogleich aufhenken, drei sandte er, ungewiß in welcher Absicht, nach Melfi. Allein diese, welche alle ihre Freunde

ver-

verloren, welche auf dieser Erde nichts mehr zu hoffen hatten, stürzten sich in einen Abgrund und endeten, jenen Unglücklichen freiwillig folgend, ihr Leben!

Am längsten widerstand Luceria, so daß nur wenige von den Saracenen dem Tode durchs Schwert oder durch Hunger entgingen; die Christen, welche ihnen Hülfe geleistet hatten, wurden hingerichtet.

Ähnlich waren die Ereignisse in Sicilien. Der Fall Konradins entmuthigte seine Anhänger, wogegen Wilhelm l'Etendart den Franzosen große Verstärkung zuführte. Er nahm Augusta durch Verrath, ließ aber nachmals die Verräther niedermetzeln, gleich den Verrathenen. Weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht ward irgendwo verschont, und Wilhelm gefiel sich darin, die ungerechten Strafen mit unmenschlicher Grausamkeit durch künstliche Martern zu schärfen. — Noch hielt sich Konrad Kapece in Kontorbe mit Deutschen und Tusciern; da versprachen die letzten, gegen Sicherheit ihrer Personen, die Auslieferung ihres Anführers. Kapece stand an der Hauptkirche, als er die Verschworenen nahen sah, und redete sie also an: „ich kenne eure Absicht und will mich gern für euch aufopfern; aber sehet euch wohl vor, ob eure Rettung gewiß ist: denn der Muth zu Freveln wächst mit der Macht, und leicht dürfte die französische Treulosigkeit, nach meinem Fall, auch jeden von euch vertilgen." — Jene antworteten: „Herr wir vermögen nicht uns alle zu

retten, aber eure Auslieferung wird die meisten befreien, darum widerstrebet nicht. Und auch ihr erhaltet vielleicht Verzeihung: denn l'Etendart versprach alles irgend mögliche zu thun, wenn er Kontorbe einnehme ohne Schaden seines Heeres." — Als Konrad sah, daß er die Treulosen zu keinem andern Beschlusse vermögen könne, setzte er sich auf sein Pferd und ritt schweigend hinab in das französische Lager. Unverzüglich ließ ihm hier l'Etendart die Augen ausstechen, und ihn dann bei Katanea an einer öden Stelle des Meeresufers aufhenken. Zwei seiner Brüder, durch große Schönheit und Tapferkeit gleich ausgezeichnet, litten in Neapel auf Befehl König Karls dasselbe Schicksal.

Der Pabst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange gefreut hatte, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechts-

Gelehrte aus mehren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln gebietet göttliches, wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung wandte König Karl, — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend, und seine Behandlung Benevents vergessend, — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht ähnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein

der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigener Macht das Todes-Urtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blut-Gerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien als sey dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nemlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauber-Kreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur

deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ärnten, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes

Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?“ — Diese Worte erzeugten Rührung aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in That übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten

auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Österreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „o Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Österreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungs-Summe geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen

Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getödtet werde! — Nach diesen mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreissenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es z. B., schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät, und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid, oder für Lohn, den Leich-

nam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

Soviel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle — mögen sie nun später von reuigen Königen, oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden seyn — Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgiltigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

F. v. Raumer.

5) Schlacht bei Ampfing.

Ein ganzer Sommer verstrich über die großen Rüstungen. Am ersten war der schöne Friedrich von Österreich schlagfertig. Mit ohngefähr dreißig tausend Mann, worunter wohl zwei und zwanzig hundert schwergeharnischte Ritter, kam er über Salzburg gegen Bayern. Als davon der König, welcher sein Heer in den Gegenden des alten Schlosses Dachau sammelte, Kundschaft empfing, vergaß er, wie viele ihm noch fehlten, und rückte dem Feind' entgegen, dessen Vordringen zu hindern. Schon waren die Österreicher über die Mühldorfer Innbrücke gegangen. Sie breiteten sich vor diesem Städtlein auf den leichten Anhöhen aus, von welchen man in die Wiesen des Dorfes Ampfing hinabgeht. Da begegneten sich die Schlachtschaaren der Gegenkönige.

Als Johannes von Böheim die überlegene Macht Österreichs ersah, deren linken Flügel der Inn, deren rechten die Höhen am Isenfluß deckten, welcher unter Mühldorf zum Inn kommt, sprach er zu Ludwig: „Mein, wie mag unser Häuflein solcher Gewalt obsiegen?“ Ludwig antwortete: „Mit Gott, mit Gott, nur getrost!“ und ließ nicht merken, wie übel ihm sey; hatte kaum eilf Pfund Häller im Säckel, und Noth dazu an Lebensmitteln im Heer.

Dennoch sprach er den Zaghaften Muth ein; that heiter in großer Gefahr; schützte das Lager gegen Überfall, und jeder Tag Aufschub bracht' ihm Gewinn. Denn es stießen der Zurückgebliebenen noch viele zum Heer. Auch Friedrich erwartete aus Schwaben her seinen Bruder Leopold zur Verstärkung. Er sandt' ihm mit großer Ungeduld Eilbothen. Aber bei dem Kloster Fürstenfeld kamen die Bothen um ihre Rosse und wurden verspätet. Dies rettete König Ludwigs Glück. Denn allseitig strömten seinem Lager bei Ampfing Tag um Tag Kriegsschaaren herbei, daß er bald der Stärke des Gegners gewachsen ward. Auch Ritter Seyfried Schweppermann kam, den er vier Tage lang mit Ungeduld erwartet hatte. Derselbe, obwohl betagt, und von unansehnlicher Gestalt, aber ein erfahrner Feldhauptmann, war von Ludwig ausgewählt, an seiner Seite den Gang der Schlacht zu leiten.

Der schöne Friedrich von Österreich bereute die verlorne Zeit, welche nur den Feinden Vortheil brachte. An Leopolds Kommen verzweifelnd, beschloß er schleunigen Angriff. Die Sterndeuter in seinem Gefolge wurden befragt; sie weissagten Unglück. Die Bischöfe und Feldobersten warnten: eines Treffens Glück wäre zweifelhaft; beim Unfall ein Rückzug des Heers, eingeklemmt zwischen zwei Flüssen, ohnfehlbares Verderben desselben; die einzige Brücke bei Mühldorf schlechter Trost für eine geschlagene Macht. Dennoch beharrte

Friedrich. Selbst die Schwierigkeit der Flucht erhöhete seine Hoffnung zum Sieg, den, wenn nicht Muth, Verzweiflung ertrotzen werde. Alles ward zum Angriff bereitet. Der Erzbischof von Salzburg schlug vor den versammelten Schaaren drei und neunzig Edle zu Rittern.

Am acht und zwanzigsten Tag Herbstmonds im Jahr dreizehn hundert zwei und zwanzig rückten beide Heere in die weite Behenwiese bei Ampfing zur Entscheidungsschlacht gegeneinander. Die Macht Österreichs in vier Gewalthaufen. König Friedrich der Schöne selbst in vergoldeter Rüstung schimmernd, auf prächtigem Streitrosse, der Tapferste unter den Tapfern, in der Heermitte unter dem Reichsbanner. Diesen Haufen befehligten die Gebrüder Ulrich und Heinrich von Waldsee. Die Heerschaar zur Linken führte der Erzbischof von Salzburg; rechts dem Könige sein Bruder Heinrich von Österreich, unter Österreichs Banner von Dietrich v. Pilichdorf getragen. Ungarn und Heiden schwärmten verworren am Berg. — Die Bayern gingen über den Isenfluß ins Wahlfeld; ihre Heerfahne trug der Graf von Schlüsselburg. Dem Banner von Österreich gegenüber trat König Johann; hinter ihm Herzog Heinrich von Niederbayern; in der Mitte des Heeres alle Ritterschaft Bayerns und des Reichs, an ihrer Spitze der Pfleger von Neustadt, Albrecht Rindsmaul, ein männlicher Held; rechts, den Salzburgern entgegen, Kurt von Bayer-

brunn. Zum Rückhalt blieb der Burggraf von Nürnberg jenseits des Isen, dem Feinde hinter Anhöhen verborgen. So ordnete der fromme Schweppermann die Haufen zum Kampf. König Ludwig, im schlichten blauen Wappenrock, auf einem guten Renner sitzend, beobachtete von der Heermitt' aus die Bewegungen der Menge, ohne selbst in den Streit zu gehen.

Mit dem Tage begann die Schlacht. Die Haufen stießen gegeneinander. Langes, blutiges Streiten. Es fochten die Böhmen unter Pfeilwolken, umschwärmt von den leichten Geschwadern der Ungarn, übermannt von den österreichischen Rittern. Fünfhundert waren umzingelt; ihr König Johannes selbst auf die Erde gebracht. Ein feindlicher Ritter half ihm auf, als er unter den Hufen des Rosses vom Marschalk von Pilichdorf lag. Schweppermann, vom König gerufen, stellte die Ordnung her, indem er eine Schaar Geharnischter von den Pferden steigen und mit gefällten Speeren gegen die Bogenschützen dringen ließ. Die ehernen Reihen brachen durch.

Lange wankte der Sieg. Die Sonne stand hoch; und begann sich schon zu neigen, als die Kräfte der Streiter allgemach ermüdeten. Da winkte Schweppermann. Friedrich von Nürnberg mit dem Rückhalt kam über das Wasser, den Österreichern in die Seite. Sie meinten, es sey Herzog Leopold und jauchzten. Aber diese gerastete Schaar stieß vernichtend in die Betrogenen. Ver-

zweiflung, Tod oder Flucht in ungeheurer Verwirrung. Österreichs Banner ward umringt; der Marschalk von Pilichdorf ließ es nicht fahren. Herzog Heinrich von Österreich in großer Lebensnoth dabei, riß es ihm aus der Faust und gab sich damit überwunden. Wie alles wankt' und wich, stand noch der schöne Friedrich unerschüttert im Getümmel. Ihm setzte der Pfleger von Neustadt hart zu; der erkannt' ihn am Wappenrock seines Hauses. Getödtet fiel des Königs Roß; der König selbst gefangen. Er gab sein tugendliches Schwert dem Burggrafen von Nürnberg, welcher ihn aus dem Gedränge führte. Nun ward Österreichs Niederlage allgemein; den Fliehenden das Gedränge nach dem Inn zum Rückzug und Streiten beschwerlich. Bei dreizehn hundert des Adels von Österreich und der Steyer, und bei hundert des Salzburgischen wurden gefangen. Verwundete und Erschlagene bedeckten den Wahlplatz von einem Strome zum andern.

Das Heer, vom zehnstündigen Tagwerk ermattet, übernachtete auf dem Schlachtfelde. Ludwig, als er den gefangenen Gegenkönig erblickte, begrüßt' ihn holdselig ohne übermuth und sprach: „Es freut mich, Oheim, Euch zu sehen." Aber Friedrich, vom Schicksal gebeugt, heftete die Augen betrübt an den Boden. Er selber hatte gewähnt, es sey Ludwig im Gefecht getödet worden. Auch geht noch die Sage, wie Ludwig, in den Kampf verflochten, große Gefahr ge-

habt, doch hätten die Bürger von München, am tapfersten die Bäckerknechte, seinen Leib geschützt.

Der Mangel der Lebensmittel war im Lager der Sieger sehr groß. Der König und seine Großen fanden zu einem Nachtmahl kaum Eier genug. Ludwig vertheilte die wenigen und sprach: Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schwepermann zwei." Und folgendes Morgens zog er aus mit dem Heer in die Umgebungen von Ötting.

Zschokke.

6) Die Schlacht von Wagram (1809).

Die bayerische Division, seit dem ersten Juli von Linz nach Wien unterwegs, stand den dritten Tag schon, nach sechs und dreißig zurückgelegten Wegstunden, in St. Pölten, und am 5. Juli bei Tagesanbruch zwischen Wien und Schönbrunn. Von Tag zu Tag hatte Generallieutenant Wrede durch den Fürsten von Neufchatel Bericht über den Stand der Dinge bei Wien, und auf die feinste Weise daran geknüpfte Einladungen erhalten, seinen Zug zu beschleunigen, wenn er am nahe bevorstehenden Heldenwerk Theil nehmen wollte. Solcher ritterlichen Aufforderung konnte Wrede nicht wiederstehen. Seine Begierde, Genosse des großen Tags zu werden, theilte sich dem ganzen Heerhaufen mit. Unfreudig aber stand er mit seinen Bayern bei Wien, als er nun den Kanonendonner jenseits der Donau vernahm und er nun bestimmt schien, die Einwohner der Hauptstadt zu bewachen, die von ihren Dächern und Thürmen den Gang des Kampfes im Marchfeld beobachteten. Er sandte wiederholt an den französischen Kaiser Officiere ab, der ihm aber nur immer mündlich erwiedern ließ: „Est-ce-que la tête lui brule déjà?“ *)

*) Brennt ihm der Kopf schon?

Endlich ward er Abends, doch nur für seine Person, in die kaiserliche Beiwacht nach Raschdorf berufen. Der Weg dahin, bei Nacht, und zwischen fortgesetztem heftigem Feuer der gegenseitigen Plänkler, war gefahrvoll. Zwei Stunden vor Mitternacht langte Wrede beim Kaiser an. Dieser, auf einer Bärendecke am Feuer sitzend, in einiger Ferne von den Marschällen umringt, die alle mit entblößten Häuptern schweigend umherstanden, empfing den bayerischen Feldherrn mit sichtbarem Vergnügen. Zutraulich nahm er diesen unter den Arm, und vom Gefolge sich entfernend, fragte er ihn um Alles, was er auf dem Wege von Schönbrunn nach Wien gesehen, was hier das Volk mache, in welchem Zustande die bayerische Division sey? Als ihm der General Alles und die Hoffnung der bayerischen Division geschildert hatte, für ihre Anstrengungen, im Eilzuge von Linz nach Wien, durch die Theilnahme an der Hauptschlacht belohnt zu werden, bemerkte Napoleon: Er wäre wegen des folgenden Tages und wegen seiner Lage im Allgemeinen nicht ganz ohne Besorgniß, der Erzherzog Karl, vortheilhaft gestellt, und man könne sich nur vermittelst glücklicher Manövres aus der Gefahr ziehen. Als der General erwiederte: dieß scheine ihm um so gegründeter, da die zur Lobau, vom rechten Ufer führende Brücke nicht stark genug sey, und jeden Augenblick, wenn sie breche, die Rückzugslinie bedrohe, versetzte der Kaiser: „C'est pour-

quoi il faut se battre et vaincre, et vous aurez des Ordres pour me joindre.“ *)

Napoleon kehrte mit diesen Worten zu seinem Sitz zurück, eine Ruhe äußernd, der seine bewegten Gesichtszüge widersprachen. Todtenstille herrschte im Kreise der Umherstehenden. Von Zeit zu Zeit rief der Kaiser: „Général Wréde, étesvous là?“ **) Wrede bat endlich den Fürsten von Neufchatel, ihm die Befehle für den folgenden Tag auszuwirken, aber der Fürst wies ihn an den Kaiser. Wrede nahete sich endlich diesem wieder um 12 Uhr Nachts, und stellte ihm vor, daß er, um zu seinen Truppen zu gelangen, zwei Stunden, und dann noch Zeit bedürfe, um mit Tagesbeginn aufbrechen und den ihm bestimmten Standpunkt mit der Division erreichen zu können. „C'est bon, vous allez avoir vos ordres“ ***) sagte der Kaiser, und er fiel wieder in sein voriges Nachdenken. Um 1 Uhr Morgens erneuerte Wrede seine gemachte Vorstellung noch dringender, worauf der Kaiser den Fürsten Neufchatel rief, und ihm die Ausfertigung des Befehls gebot: die Division Wrede solle mit anbrechendem Tage über die Donau gehen, sich gegen Stadt Enzersdorf bewegen, und dort fernere Weisungen erwarten. Schon graute der Morgen des 6. Julitages, als

---

*) Drum müssen wir uns schlagen, und siegen, und Sie werden Ordre bekommen, zu mir zu stoßen.

**) General Wrede, sind Sie da?

***) Gut! Sie sollen Ihre Ordre bekommen.

Wrede zu den Seinigen zurückkam. In wenigen Minuten aber brachte sein Ruf Alles unter die Waffen; freudig eilte Alles dem Kampfplatze zu.

In denselben Augenblicken war schon das ganze österreichische Heer in Bewegung, denn Erzherzog Carl wollte seinem Gegner mit allgemeinem Angriff zuvorkommen. Er ließ das sechste, dritte und das Grenadier-Corps gegen Napoleons linken Flügel anrücken, also, daß das sechste Corps stets an der Donau bleiben, und dem dritten Corps Hand bieten, das dritte gegen Breitenlee ziehen, aber die Stammesdorfer-Höhe mit einer Brigade und Batterie besetzt halten, und übrigens den Grenadieren angeschlossen bleiben, das Grenadier-Corps aber gegen Süssenbrunn vordringen sollte. Zwischen Süssenbrunn und Aderklaa bewegte sich Fürst Lichtenstein mit dem Reserve-Corps vorwärts, rechts in Verbindung mit dem Grenadier-Corps, links in Verbindung mit dem ersten Corps unter Grafen Bellegarde, der seine Richtung nach Aderklaa hatte, und links an den Rußbach gelehnt, die Höhe hinter Deutsch-Wagram einnehmen sollte. Fürst Hohenzollern sollte mit dem zweiten Corps die Stellung hinter dem Rußbach aufs Äußerste vertheidigen; Fürst Rosenberg hingegen sich gegen Napoleon's rechten Flügel werfen, in der Voraussetzung der Ankunft des Erzherzogs Johann; und Fürst Reuß indessen den Spitz, die schwarze Lache und alle übrige Punkte an der Donau decken.

Das französische Kriegesheer stand noch um vier Uhr Morgens in seinen Stellungen. Als aber Bellegarde zwischen Wagram und dem von den Franzosen verlassenen Aderklaa erschien, und Fürst Rosenberg bei Glinzendorf und Groß-höfen, erhob sich, besonders hier, sogleich lebhaftes Gefecht. Denn Davoust, durch die Cuiraffier-Divisionen des Herzogs von Padua verstärkt, drohete hinter Glinzendorf weg, Rosenbergs Corps seitwärts zu umgehen. Dieses mußte sich daher erst an den Rußbach, später aber, nach bedeutendem Verlust, wieder in die Stellung bei Markgrafen-Neusiedel zurückbegeben.

Während dessen waren auch die Corps von Klenau, Collowrath und die Grenadiere hinter Leopoldsau auf den linken Flügel der Franzosen gestoßen, auf sächsische und französische Reiterei, die zum Bernadottischen Heerhaufen gehörte, und bald zurückgetrieben war. Napoleon aber, wenig um seine gefährlich bedrohete Linke bekümmert, wollte seine ganze Kraft in die Mitte seines Heeres zusammendrängen und zugleich sich auf der Rechten stärken. Darum zog er Massena's ganzes Corps und einen Theil des Bernadottischen gegen Aderklaa, und ließ Groß-Aspern und die Umgebung nur durch eine Abtheilung Bernadotte's besetzen, mit Auftrag, sich im äußersten Nothfall nach der Insel Lobau zurückzuziehen.

In der That blieb dieser Abtheilung von Sachsen und Franzosen, nach dem blutigsten Streit

gegen Klenau's übermacht, nichts anderes übrig. Sie eilte, mit Zurücklassung von Geschütz, in Verwirrung, zum Theil gesprengt, der Brücke zur Lobau entgegen und hinüber, verfolgt durch Klenau, während weiterhin auch Graf Collowrath bis Breitenlee vorgedrungen war, und schon gegen Raschdorf strebte.

Das war der Augenblick, in welchem die Division Wrede über die Lobau-Brücke daherschritt, durch mehrere nacheinander eingetroffene Adjutanten Napoleons aufgefordert, ihren Zug zu beschleunigen. Die Bayern sahen die Niederlage und das Weichen des linken Flügels. Die ihnen entgegen eilenden Flüchtlinge und Verwundeten gewährten den Anblick einer auch für sie verlornen Schlacht. Aber das Schauspiel, wie furchtbar es sie auch umgab, erschreckte diese altgedienten, vom trefflichen Geiste beseelten Kriegesleute nicht. Mit einer schönen Haltung, wie auf dem Paradeplatz, Alle in Kleidung und Waffen, seit dem vorigen Tage wie zu einem Fest, sorgfältiger angethan, flößten sie durch ihre Ruhe den Bewohnern Wiens Erstaunen, den Kämpfenden neues Vertrauen, den Flüchtlingen Scham ein.

Als Generallieutenant Wrede das linke Ufer der Donau betrat, schwankte er einen Augenblick, ob er nicht dem bedrängten linken Flügel des französischen Heeres zu Hilfe gehen solle? Doch hatte ihm Napoleon allzubestimmt eine Aufstellung neben den französischen Garden gebieten lassen.

Er begab sich daher in Person eiligst zum Kaiser selbst, und war nicht wenig erstaunt, diesen außerordentlichen Mann, auch nachdem er ihm das Schicksal des linken Flügels genau geschildert hatte, in einer Ruhe und Unbefangenheit zu sehen, als wäre er ein Gebieter der Verhängnisse. Weit entfernt, die bayerische Division, schon bis auf tausend Schritt herangekommen, zur Unterstützung des fort und fort weichenden Flügels zu verwenden, befahl er ihr, sich ungesäumt seinen Garden anzureihen. Es geschah. Die Garden jauchzten ihr bei der Ankunft grüßend ein Lebehoch zu; denn Napoleon selbst hatte in einer kurzen Anrede an die Bayern, ihrer bisherigen Tapferkeit gedenkend, erklärt, welchen Werth er auf ihr Ankommen im entscheidenden Augenblick setze. Wrede verhieß im Namen Aller, als Dank für diese ehrenreiche Auszeichnung, eine würdige That.

Während die Österreicher unter Klenau's und Collowrath's Befehl siegreich vorschritten, stand Bellegarde's Corps unerschütterlich zwischen Aderklaa und Wagram, die Grenadiere und das Reiter Reserve-Corps ebenfalls in die Linie von Aderklaa und Süssenbrunn vorgezogen. Zwar Massena stürmte, trotz dem heftigsten Feuer des Feindes, in zwei Colonnen vorwärts gegen Aderklaa, warf links und rechts Alles über den Haufen und nahm das Dorf. Bellegarde aber führte den Franzosen, die als Folge ihres ungestümmen Vorrückens gleichsam in Plänkler-Haufen aufgelöst

waren, tapfere Massen entgegen, und trieb sie wieder zurück. Napoleon hielt die Gesammt-Kraft seiner Heer-Mitte in Ruhe, und die feindlichen Schlachtreihen gegenüber durch ununterbrochenes Kanonenfeuer in ihrer Stellung fest. Als er aber vom Marschall Davoust, der beim Anfang der Schlacht gegen Loibesdorf gezogen war, Meldung empfing, nun stehe er oberhalb Ober-Siebenbrunn in zwei Treffen gegen der Österreicher linker Seite, sey im Vorrücken, habe dem Corps des Fürsten Rosenberg schon großen Schaden zugefügt, und dessen meistes Geschütz zerstört, wandte sich der Kaiser zum General Wrede und sagte: à présent vous allez voir mes manoeuvres et que j'ai gagnè la bataille!" *)

Darauf ließ er Dudinot's Corps über Pysdorf nach Glinzendorf eilen, um Davoust's fortgesetzte Bewegungen zu begünstigen. Bald nach diesem begannen die französischen Geschützmassen, die auf der Seite von Grafen-Neusiedel aufgestellt waren, ihr mörderisches Feuer in die Reihen der Österreicher. Dann mußte Massena, wieviel er auch beim mißlungenen Angriff auf Aderklaa gelitten hatte, noch ein Mal gegen diesen Punkt anstürmen, und Macdonald, mit seinem ganzen Corps, mit einem Theil der kaiserlichen Garde Reiterei und mit hundert Kanonen ihn unterstützen.

---

*) Jetzt werden Sie meine Mandvres sehen, und daß ich die Schlacht gewonnen.

Im Trabe, bis auf halbe Schußweite, rückten die Kanonen vor, gegen die feindlichen Schlachthaufen, in und bei Aderklaa. Ihr Donner brüllte. Macdonald, im Sturmschritt, fiel den rechten Flügel des österreichischen Grenadier-Corps, den linken des Feldmarschall-Lieutenants Collowrath an. Aber der ungeheuere Stoß erschütterte die österreichischen Schlachtreihen keineswegs, denen Fürst Lichtensteins Reiterei zum mächtigen Schutz diente. Macdonald konnte nicht weiter vordringen. Er hatte Mühe, sich in der Linie zu behaupten, die sein Geschütz eingenommen hatte.

Da rief Napoleon dem General Wrede zu: „à present je vous lache! vous voyez la position fâcheuse de Macdonald. Marchez, relevez ce corps! attaquez l'ennemi; enfin faites ce que bon vous semble!“ *) Wrede stellte alsbald sein gesammtes Geschütz, 84 Stück stark, ins erste Treffen, sein Fußvolk ins zweite, seine Reiterei ins dritte. So zog die Division vorwärts. Macdonald übersah mit Vergnügen die kampflustige Schaar der Bayern, begrüßte ihren Anführer, und zog sein Corps, das vor Aderklaa in einer Plänklerlinie, höchstens 1800 Mann stark, aufge-

*) Jetzt gebe ich Ihnen Spielraum. Sie sehen die beschwerliche Stellung Macdonalds. Gehen Sie, lösen Sie dieses Korps ab; greifen Sie den Feind an, und handeln Sie endlich nach Ihrem Gutdünken!

aufgelöst war, durch die bayerischen Treffen zurück. Wrede's Artillerie begann das Feuer; seine Schlachthaufen drangen an. Die Österreicher, von den Anstrengungen des heißen Tages ermüdet, leisteten den frischen, ausgeruheten Truppen, die ihnen jetzt entgegentraten, keinen langen Widerstand. Sie nahmen ihren Rückzug hinter Gerasdorf, um so mehr, da jetzt schon die ganze österreichische Armee durch die sieghaften Fortschritte des rechten Flügels der Franzosen zur rückgängigen Bewegung genöthiget war. Es machte in derselben Zeit ein Lanciers-Regiment der kaiserlichen Garde einen heftigen Anfall gegen das Corps Bellegarde, und zwar gegen das Regiment Schwarzenberg-Uhlanen, wurde von diesem aber mit solchem Ungestüm gegen den rechten Flügel der bayerischen Artillerie zurückgeschleudert, daß zwei Kanonen der Batterie Wagner dabei umstürzten. Generallieutenant Wrede sah es, und machte eben eine befehlende Bewegung, die Stücke wieder in Ordnung zu bringen, als sein Roß durch eine feindliche Kanonenkugel getödtet, unter ihm stürzte, und er selbst durch eine in der rechten Seite unterhalb der Rippe empfangene bedeutende Quetschung von einer Stückkugel zu Boden geworfen ward. Er ermahnte seine Truppen zur tapferen Ausdauer, und entfernte sich vom Schlachtfelde. General Graf Minuzzi übernahm nun den Befehl, und setzte den Kampf mit Glück, meistens durch Artillerie bis Abends neun Uhr fort.

Davoust hatte, vereint mit Dudinot, sich dem österreichischen Corps Rosenberg's immer näher angedrängt. Dieses, wenn auch vom Hohenzollern'schen Corps unterstützt, konnte dennoch der immerwährenden überflügelung nicht widerstehen; sah vergebens der hilfreichen Ankunft des Erzherzogs Johann entgegegen, der erst spät Abends das Schlachtfeld erreichte, und verließ endlich Mark-Grafen-Neusiedel, und selbst den hochgelegenen befestigten Thurm daselbst, gleichsam den Schlüssel der ganzen Stellung, nach dreimaligem ungestümmen Angriff der Franzosen. Der Rückzug der Corps, anfangs in guter Ordnung, wandte sich zuletzt etwas verworren, doch nur mit Zurücklassung wenigen Geschützes, gegen Wolkersdorf. Auch alle übrigen Heerhaufen der Österreicher verließen nun in bester Ordnung das Schlachtfeld, und begaben sich auf die Kreuzensteiner-Höhen bei Stockerau, den Weg nach Böheim deckend, so wie Rosenbergs-Corps auf der Hohen-Leitha, zum Schutz der mährischen Straße, Stellung suchte.

So endete bei Wagram der Schlachttag, an welchem von beiden Seiten 3 bis 400,000 Mann und 1200 bis 1500 Stück groben Geschützes einander gegenüber gestanden waren. Der Verlust war auf beiden Seiten groß *) gewesen; die Division der Bayern hatte wenig eingebüßt. —

---

*) Die Franzosen gaben ihren Verlust auf 1500 Todte und 4000 Verwundete an. Die Österreicher zählten an Todten 120 Staabs- und Oberoffiziere, 3507 Mann; Verwundete 616 Offiziere u. 17,400 Mann; vermißt wurden 111 Staabs- und Oberoffiziere, 7474 Soldaten. Französischer Seits waren 154,000 Kanonenschüsse geschehen; 80,000 Kugeln gruben die Franzosen nach der Schlacht noch aus dem Schlachtfelde. —

Ed. Frhr. v. Völderndorff u. Waradein.

7) Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, 1453.

Auf dem ehrwürdigen, doch morschen Throne Konstantins des Großen saß, nach langer Folge und blutigem Wechsel der Geschlechter, Konstantin XI. Auf daß dieser Thron, den so viele unbedeutende, elende, abscheuliche Imperatoren entehrt hatten, doch noch mit Ruhm falle, dazu schien das Schicksal den männlichen Konstantin aufbehalten zu haben. Daß der dürre Stamm, der in den Stürmen der Jahrhunderte bereits seine Krone und seine stolzen Äste verloren hatte, nicht mehr zu verjüngen sey, das fühlte er wohl; aber ihm lag ob, so lange als möglich das tödtende Beil vom Stamme selber abzuhalten. Unsere Zeiten, so hatte des Kaisers Vater, der weise Manuel oft geklagt: vertragen die Größe und den Ruhm der Helden nicht; uns ist nur die Sorgfalt des bekümmerten Hausvaters übrig, der die letzten Trümmer seines ehemaligen Glückes ängstlich hütet! — Getreu dieser Lehre, so viele Selbstverleugnung sie auch dem hochherzigen Konstantin kostete, hatte er beim Anbeginn seines Reiches dessen letzte Provinz an seine herrschsüchtigen Brüder überlassen, und sich auf den nächsten Bezirk um Konstantinopel eingeschränkt, damit nicht im Bürgerkriege des Volkes Blut verspritzt werde; er hatte durch

eine feierliche Gesandtschaft bei Amurath, dem stolzen Sultan, um Anerkennung geworben. Aber was ist ein Staat, in welchem der Keim bürgerlicher Zwietracht liegt? was ein Monarch, der von der Anerkennung eines Mächtigern abhangt? Konstantin verbarg sich seine Lage nicht, und wie der erfahrne Schiffer den Sturm voraussieht, der seinem zerbrechlichen Fahrzeuge Zerstörung droht, so stand am Tage der Thronbesteigung vor des Kaisers Seele der Untergang seines Reichs. Daher blieb er still und düster, als das Volk von Konstantinopel ihn jubelnd empfing; und als sein treuer Phranza von der Sendung nach Georgien zurückkehrte, um dessen schöne Fürstin er für Konstantin geworben hatte, so rührten den Kaiser zwar die vielstimmigen Glückwünsche seiner Bürger, aber er warf sich im ersten zwanglosen Augenblick an des Freundes Brust, um seinen Kummer darin niederzulegen. Ich habe, sprach er: als ich dich nach Georgien sandte, dem Verlangen des Volkes nachgegeben, das einen Thronerben wünscht; aber andere Sorgen als die Bereitung hochzeitlicher Feste heischt das Schicksal von uns. Mir ahnet, diese Mauern werden früher des Krieges Donner, als den bräutlichen Gesang vernehmen. Das Volk frohlockt in seinem Leichtsinn darüber, daß Amurath, der Furchtbare, todt ist; wohl war er furchtbar, doch gerecht, und der Waffenthaten müde; aber der junge Löwe, der nun auf seinem Throne sitzt, wird er träge auf den Lorbeern des Vaters schlum-

mern? wird er nicht lüstern nach eignen Trophäen seyn? nnd was werden Gründe des Rechts oder der Menschlichkeit gegen Herrschbegier und jugendlichen Thatendrang vermögen? Darum geh, mein Getreuer, und rufe die kriegerischen Nationen des Abendlandes zu unserm Beistand auf. Ihnen allen droht des Sultans Macht, wenn Konstantinopel, die Schutzwehr Europa's fällt. O möchten sie einen Augenblick, über der allgemeinen Gefahr, ihrer kleinlichen Eigensucht vergessen! Wir alle sind gerettet, wenn wir einig sind. Und dann, mein Phranza, wenn das Gewitter vertobt hat, dann wollen wir auf häusliche Freuden denken; dann erst sollst du die Braut, der mein Herz entgegen schlägt, meinen Umarmungen zuführen. —

Von Konstantinopels düsterer Burg laßt uns wegblicken nach den Zinnen Adrianopels, wo ein jugendlicher Monarch, die Pracht der alten Sultane verachtend, auf eine bedeutungsvolle Weise den Antritt seiner Regierung durch Entlassung des unnützen Hofstaates und durch kriegerische Spiele feierte. Was soll ich vom Charakter Mohameds II. sagen? Sein Name war das Schrecken des Zeitalters, sein Arm die Geißel der Völker. Nur zu lange hat die Verblendung beschränkter Schriftsteller und die thörichte Gutmüthigkeit der Völker den Gewaltigen Weihrauch gestreut, von denen sie geplündert und geschlachtet wurden. Die Philosophie, die allem seine rechte Stelle anweist, hat die Eroberer ihres angemaßten Glanzes be-

raubt, und sie, wenn sie sonst nichts als Eroberer waren, der Verachtung und dem Abscheu der Menschen preisgegeben. Sollte Mohamed ein günstiger Urtheil verdienen? Zwar gab er den Zepter, welchen Amurath, sein weiser, und des Herrschens müder Vater, ihm überließ, zweimal willig zurück, als die öffentliche Noth eine kräftigere Hand ans Ruder des Staates rief; und diese edle Selbstverleugnung hat die Bewunderung der Nachwelt erregt. Allein man vergaß, daß die Erfüllung der gemeinen Sohnespflicht nicht so viel Lob, als die Übertretung derselben Tadel verdient; man vergaß, daß Mohamed, dem Knabenalter kaum entwachsen, seinem erfahrnen Vater ohne Tollkühnheit nicht trotzen konnte; man vergaß endlich, daß er den Veziren, die den Vorschlag der Wiedereinsetzung Amuraths gethan hatten, sein Leben lang gram blieb. Überhaupt muß der Charakter eines Menschen nicht aus einer einzelnen That, die von sehr verschiedenen Beweggründen herrühren kann, sondern aus unzweideutigen Handlungen, und aus dem ganzen Tone des Lebens ermessen werden. Mohamed, als er seinen neubestiegenen Thron mit dem Blute seiner unmündigen Brüder befestigte, verrieth die herrschende Leidenschaft in seiner Seele; und die Sage von der schönen Geliebten, die er vor den Augen seiner Bassen ermordet, um ihnen zu beweisen, daß er kein Sklave der Liebe sey, und von den zwölf Pagen, denen er den Leib habe aufreißen lassen, um darin eine entwendete Melone

zu suchen, beweisen wenigstens, wozu seine Zeitgenossen ihn fähig hielten. Die Summe seiner Handlungen war Krieg und despotische Willkühr; aber die glänzendste und nach seiner eignen Schätzung die rühmlichste, jedoch nach dem Ausspruche der Gerechtigkeit die verabscheuungswürdigste, war der Umsturz des griechischen Reichs.

Unter den Gesandten, die fern von Morgen und Abend um den Thron Mohameds glückwünschend sich drängten, waren jene von Konstantin die beflissensten gewesen. Zu allen sprach der Sultan das Wort des Friedens und der Freundschaft; aber nur auf seinen Lippen war das Wort, im Herzen brütete der Krieg. Der stolzeste aller Menschen erniedrigte sich aus Herrschsucht zur verächtlichsten Tücke. Daher als er auf einem schnellen Kriegszug einige aufrührerische Provinzen beruhigt hatte, entriß er, schnell die Larve ablegend, den sorglos schlummernden Griechen die schönsten Ländereien, deren Besitz er ihnen kurz zuvor aufs feierlichste versichert hatte; und es erging der Befehl zur Erbauung eines festen, drohenden Schlosses an der Meerenge, im Angesicht von Konstantinopel. Damals schon beschloß Konstantin mit ächt römischem, männlichem Sinn, das Schwerd zu ziehen, weil er es lieber früher, aber mit Ruhm und mit Erfolg, als später aber hoffnungslos ergreifen wollte; aber die Zaghaftigkeit der Menge, und der unpatriotische Geist der Großen zwangen ihn, sein Heil in Unterhandlungen zu suchen, in denen so wenig

als im Kriege das schwache Recht gegen die starke Raubgier etwas vermag. Mohamed wollte Krieg, und so blieb auch dem Kaiser, wenn er nicht etwa schändlich vom Throne herabsteigen, und als freiwilliger Sklave die Gnade eines übermüthigen Herrn verehren wollte, nichts anders übrig. Er bewilligte jenen Bau, und die Türken zerstörten ringsum Palläste und Tempel, um Mauersteine zu erhalten; sie tödteten einige kühne Vertheidiger der heiligen Altäre, und mordeten grausam die Mannschaft eines Schiffes, das sich geweigert hatte, dem Schloßhauptmann einen widerrechtlich geforderten Zoll zu entrichten. Konstantin trauerte und schwieg; aber da ließ ein übermüthiger Bassa seine und seines Gefolges Pferde im reifen Korn um Konstantinopel weiden. Zürnend ob dem Raub, und empört durch den Hohn, erschlugen die Landleute einige Frevler, und Mohamed, als wäre er selbst der Beleidigte, sandte seine mordlustigen Schaaren aus, die das unglückliche Dorf in Asche legten, und weit umher die schuldlosen Schnitter würgten. Jetzt wurden die Thore Konstantinopels geschlossen, die Straßen füllten sich mit bestürzten Volkshaufen und der Feigste sah ein, daß nur die Entscheidung des Schwerdtes übrig sey. Es giebt auf der ganzen Welt keinen größern und erhabnern Anblick, als ein Volk, das beim Hereinbrechen der äußersten Gefahr sich ermahnt, und zur Rettung des Kostbarsten und Heiligsten, zur Vertheidigung seines Daseyns und seiner Ehre, mit der Entschlossen-

heit der Verzweiflung die Waffen ergreift. Hier hört aller Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes auf; Hunderttausende sind wie von einem Geiste beseelt, alle ihre Gedanken und Bestrebungen sind erhöht, alle Kräfte entfesselt, und die allgemeine Kraft schwillt mächtig, wie ein Strom durch das Zusammenfließen der Kräfte aller einzelnen. Ein Volk, von diesem Geist ergriffen, ist furchtbar, wenn es gleich klein ist. Mögen ihm die Gewaltigsten dräuen, es ist noch gewaltiger: es wird stehen, und des Daseyns und der Freiheit würdig seyn! — Nicht also das ausgeartete Römer- oder Griechenvolk. Nur wenige waren ihres Namens und ihres Kaisers werth. Die Reichen entzogen ihre Schätze dem allgemeinen Bedürfniß; sie bewahrten sie für die Türken auf. Die Priester, die Konstantin zu einem Beitrage zwang, schalten ihn einen Kirchenräuber, und als er, die Hilfe des Abendlandes zu erwerben, eine Vereinigung mit seinen lateinischen Brüdern schloß, fluchten sie ihm, als einem Abtrünnigen vom Glauben. So entwendeten sie dem Fürsten das Herz seines Volks, und gaben dem Feigen einen Vorwand, den Ruf des Vaterlandes zu verschmähen. In einer Stadt, die Myriaden wohlhabender Bürger zählte, fanden sich, nach sorgfältiger, in allen Straßen und Häusern angestellter Forschung, nur 4970, die fähig und willig waren, die Waffen zur Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Ehre zu führen. Schweigend übergab Phranza die klag-

liche List seinem Herrn. Verzage nicht, mein Getreuer, sprach der Kaiser: klein ist der Haufe, doch auserlesen. Sieh, dort stehen noch 2000 tapfere Fremdlinge, die der edle Justiniani uns zuführte; und kämpfen nicht mit uns das Recht und die Noth und die Verzweiflung? —

Um des Sultans Thron sammelten sich indeß die Soldaten der Pforte, die schlachtgewohnten Janitscharen, die schnellen Spahis, und die stolzen Bassen, jeder mit einem Heerhaufen, und alle Vasallen des Reichs; und als die heilige Trompete erklang, und das Versprechen der Plünderung erging, da schwoll das Heer noch mächtiger von hundert fanatischen und raubgierigen Schaaren. Schon wälzt sich die unabsehbare Masse heran, drohend, wie aufgethürmte Wetterwolken, und ihren Weg durch Zerstörung bezeichnend. Dort, wo Europa's und Asiens Küste sich zweimal einander nähern, und zwischen den beiden gewundenen Engen sich majestätisch der breite Spiegel des Propontis ausdehnt, wo der Wanderer, von den lieblichsten Erinnerungen der Dichtung umgeben in feierlicher Stimmung die Pracht der Natur und der Menschenwerke anstaunt, dort am Eingange der Meerenge steht, wie das alte Rom von sieben Hügeln herab über zwei Welttheile hinschauend, das ungeheure Konstantinopel. Auf zwei Seiten von den Fluthen bespült, und auf der dritten durch Kunst und kühnes Bollwerk vertheidigt, hatte es der Macht des Kasroes, der Kalifen, und mehr

als eines barbarischen Volkes getrotzt. Aber der Sturm der Jahrhunderte, stärker als der vorübergehende Stoß der Waffen, hatte die gigantischen Mauern und Thürme untergraben, und was unbezwinglich war den einfachen Maschinen der früheren Belagerung, das mußte den neu ersonnenen Werkzeugen der Zerstörung unterliegen.

Gegen die vereinte, und immer sich erneuende Macht des sogenannten türkischen Reichs, gegen die wüthendsten unablässigen Angriffe eines unabsehbaren Heeres und einer mächtigen Flotte, sah sich Konstantin, ohne Hoffnung eines Beistandes, auf die Hilfsquellen seines eignen Geistes beschränkt, und auf den Arm von nicht zehntausend Streitern. Die Mächte Europa's waren gleichgültig bei seiner Noth geblieben; Furcht hielt die einen, die andern Verblendung, gehässige Leidenschaft oder kurzsichtiger Eigennutz von der dringenden Hilfe ab. Zwar, noch stand es bei dem Kaiser, durch Unterwerfung sein Leben, und vielleicht durch die Gnade des Siegers selbst Wohlleben zu erkaufen; aber er, der erste unter den Römern an Rang und Geist achtete es seiner und des römischen Namens würdiger, der Nachwelt ein großes Beispiel von Heldensinn zu hinterlassen. Weil aber weder das Vorhalten deiner frühern Eide, noch meine äußerste Nachgiebigkeit dich entwaffnen kann, antwortete der christliche Fürst auf des Sultans übermüthige Aufforderung: so beharre in deinem verbrecherischen Beginnen! Wenn der Herr die Stadt in

deine Hände liefert, so werde ich in seinen heiligen Willen ohne Murren mich fügen; aber so lange Gott nicht zwischen uns entschieden hat, ist es meine Pflicht, zu streiten für Reich und Ehre! — Schon zwei und fünfzig schreckliche Tage waren über die Bürger von Konstantinopel hingegangen. In den Donner des Geschützes mischte sich das Jammern der Angst und des Schreckens; durch die Stille der Nächte tönte das Ächzen der Verwundeten, das Wehklagen der Verwaisten. Was half es den tapfern Streitern, daß ihr Schwerd der Türken Schaaren fraß? Die Lücken füllten sich bald aufs neue, und der erglänzendste Erfolg ward zu theuer durch ihr kostbares Herzblut erkauft. So schwand allmählich Hoffnung und Mohamed, da er die Thürme durch seine Geschütze zertrümmert, die Mauern zerbrochen sah, erließ den Befehl zum allgemeinen Sturme. In der Nacht sollten die Zubereitungen geschehen. Die Christen sahen weit hin an beiden Gestaden unzählige Wachtfeuer lodern, und das Meer von vielen tausend Leuchten heranruderner Schiffe glänzen; ein großes, prachtvolles, aber schreckliches Unglück weissagendes Schauspiel. Dazu der dumpfe Ton der sich bewegenden und drängenden Heer-Schaaren, das tausendfache Klirren der Waffen, und bald, mit dem ersten Morgenstrahl, der laute Donner des Geschützes, das Gepraffel hundertfältiger Zerstörungswerkzeuge, und das hundert-tausendstimmige Schlachtgewühl blutdurstiger Krie-

ger! — Nicht unvorbereitet waren die Griechen, der wachsame Konstantin hatte des Feindes Bewegung erspäht. Er rief in der Mitternachtsstunde seine Verwandten, seine Freunde und die Edelsten der Nation auf die Burg, um seine eigne Todesverachtung durch Feuerworte in ihre Seele zu hauchen. Er beschwor sie bei Roms heiligem Namen, und bei den großen Erinnerungen, die ihn umschwebten, ermahnte sie das Urtheil der Welt und der Nachwelt zu scheuen, zeigte ihnen, daß dieses die Stunde sey, die über ihr und der Ihrigen Leben, Freiheit und Glück, über des Reiches Fortdauer oder Zerstörung unwiderruflich entscheiden müsse, und was Religion, Pflicht und Ehre von ihnen als Christen, Brüder und Männern heische. Sie umarmten sich, weinten, schwuren zu sterben fürs Vaterland, und jeder ging an seinen Posten, mit dem Entschlusse, des römischen Namens würdig zu bleiben; aber der Kaiser, in dessen Gemüth die Hoffnung erloschen war, die er bei seinen Freunden zu entzünden gesucht hatte, begab sich in den Sophientempel, um das heilige Abendmahl zu empfangen; und von da flog er auf den äußersten Wall, um unter seinen Bürgern bis zum letzten Augenblick die Pflichten des Feldherrn und des gemeinen Kriegers zu erfüllen, und dann zu sterben.

Schon hatte der ungleiche Kampf begonnen, schon war der Tod umhergegangen unter tausend Gestalten, Land und Meer röthete sich von Blut. Doch was bekümmerte dies den Sultan?

Er hatte Streiter genug, um mit ihren Leichen die tiefen Gräben Konstantinopels zu füllen, und dann erst über sie hin den Weg zum Siege zu betreten. Noch waren nach zweistündigem Gemetzel die Griechen von keinem Punkte gewichen; aber ihr Arm fing an vom Schlachten müde zu werden, und jetzt führte Mohamed den Kern seiner Truppen, die schrecklichen Janitscharen, frisch in den Sturm. In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde der tapfere und kriegskundige Justiniani, Befehlshaber der kleinen abendländischen Hilfsschaar, und vom Kaiser zum Oberanführer des ganzen Heeres erhoben, von einem Pfeile verwundet. Gewohnt dem Tode zu trotzen, konnte er doch dem Schmerz seiner Wunde nicht widerstehen, er floh gegen die Stadt, um sich verbinden zu lassen; da rief der Kaiser, dessen Blicke überrall waren, ihm zu: Freund! deine Wunde ist leicht, die Gefahr dringend, du bist hier nothwendig, wohin willst du fliehen? — Hier durch will ich mich retten, wo Gott selbst den siegreichen Türken den Weg gebahnt hat! sprach der vom Schmerz überwältigte Mann, und drängte sich durch einen Riß der Mauer in die Stadt. Viele seiner Landsleute folgten ihm, und Konstantinopel war verloren. übermannt, zurückgedrängt von den Außenwerken, flohen die Griechen gegen die innere Mauer; schon wehte der Turban von mehreren Thürmen, schon vernahmen die zitternden Bürger das triumphirende Allah! und ach, schon

war Konstantinopel nicht mehr. Nur wo der Kaiser stand, war noch ein Kampf gewesen. Die Edelsten und Besten seines Volks drängten sich um ihn; er bat sie, ihn zu tödten, daß er nicht lebend in der Ungläubigen Hände falle, und warf den Purpur weg, um unerkannt unter seinen Mitstreitern zu fallen. Alle starben hier den schönen männlichen Tod, aber kein Feind rühmte sich, den Kaiser getödtet zu haben; sein Körper lag unter seinen erschlagenen Gefährten, und ringsum thürmte sich ein Hügel von feindlichen Leichen. Soll ich die Schreckniſſe schildern, die jetzt folgten? Das Angstgeschrei der Fliehenden, die Streiche der erbarmungslosen Wuth, die Bläſſe des Entsetzens, den tausendstimmigen Jammer der Verzweiflung? Die Häuser standen verlassen; wehrlos zitternd, wie verscheuchte Schafe, drängten sich die unglücklichen Bewohner in den Straßen und Plätzen, oder füllten die Tempel, um an den heiligen Altären eine Freistätte zu suchen. Umsonst: alles schwamm in Blut, und, was dem Mordschwerd entging, wurde der Raubsucht Opfer. Sich selber nur die Gebäude vorbehaltend, hatte Mohamed die Schätze Konstantinopels sammt ihren Eigenthümern seinen stürmenden Soldaten geschenkt, und sie eilten, dieses frevlerische Geschenk zu gebrauchen. Alle Kostbarkeiten der Stadt, die Meisterwerke griechischer Kunst und Pracht wanderten, viele zertrümmert, nach dem türkischen Lager, und bald kehrten die Räuber zurück, der Geplünderten

selbst, neben ihrer Habe, sich zu versichern. Ohne Rücksicht des Standes und Alters, ohne Schonung der heiligsten Bande der Natur und des Herzens, so wie der Zufall, das Recht der ersten Ergreifung, oder das Machtwort eines Stärkern sie austheilte, sahen die unglücklichen Griechen sich von gefühllosen Tyrannen in die Sklaverei geschleppt. Man band sie zusammen, wie verächtliche Thiere. Das edle Mädchen mit dem Manne des Pöbels, der Patrizier mit dem niedrigsten Knechte, die Nonne mit dem Galeerensklaven zusammengekoppelt, fühlten der nemlichen Geißel Hieb; der Geliebte wurde getrennt von der weinenden Braut, der Freund vom Freunde; des alten Vaters Armen entwand man den Sohn, und die Mutter, die ängstlich nach der geliebten Tochter blickte, sah sie, von sich weggerissen, in einen fernen, unbekannten Kerker ziehn. Vielen gab die Verwirrung Hoffnung zur Flucht; ganze Schaaren knieeten auf dem Strande, und beschworen die wegrudernden Schiffer, sie in ihre Barken aufzunehmen. Unerbittlich blieben die einen; andere, die ihre Fahrzeuge mit Flüchtlingen überluden, versanken auf hohem Meere. Manche flohen gegen die Gebirge, aber wen der nachfolgende Feind ereilte, der blutete unter seinen Streichen. Die Glücklichsten irrten viele Tage in Wildnissen umher: Senatoren, Reiche aller Klassen, dem Schoß der Bequemlichkeit, der Fülle des Lebensgenusses entrissen, lernten zum erstenmal des Hungers ver-

zehrende Qualen kennen, und trugen, stöhnend unter der Bürde weniger geretteter Habseligkeiten, die wunden Füße durch Dickicht und Dornen. Noch füllte Mord, Raub und jede Gewaltthat die unglückliche Stadt, da betrat Mohamed im Triumph-Gepränge die bluttriefenden Straßen, und ein Herold verkündete Gnade dem elenden Überrest des Griechenvolkes. Mit einer eisernen Keule bewaffnet, ritt er, wilden und trotzigen Blickes, unter seinen Bassen und Emiren daher, zerschmetterte mit frevelhaften Schlägen einige Statüen, die er für Götzenbilder hielt, und blickte voll neidischer Verwunderung nach den stolzen Schöpfungen der griechischen Größe, nach den Palläsien und Hallen, die seine Türken wohl zu erobern und zu zerstören, aber nicht zu bauen verstanden. Das edelste dieser Meisterstücke, den prächtigen Sophientempel, Justinians des Großen unvergängliches Denkmal, schuf sein Wink zur ersten Moschee des Reichs um, und seine Laune verschenkte die schönsten öffentlichen und Privatgebäude an rohe Krieger oder verschmitzte Sklaven, die bald den anmuthigen Aufenthalt der Grazien und Musen in Sitze schnöder Lust verwandelten, oder in den Schauplatz häuslicher Tyrannei. Der Zerstörungen satt, verließ endlich Mohamed die Straßen, und begab sich nach Konstantins ehrwürdiger Burg. Sie war öde und verlassen, die Mauern und Gemächer ihres Schmuckes beraubt, hier und da hing noch eines alten Kaisers Bild, das über die entweihte

Wohnung zu trauern schien. Mohamed fühlte einen geheimen Schauer; es drängte sich in sein Gemüth die Vorstellung von der Unstätigkeit menschlicher Dinge, und man hörte aus seinem Munde die bedeutungsvolle Strophe eines alten persischen Liedes: Die Spinne hat ihr Geweb' aufgehangen in der kaiserlichen Burg, und der Eule Nachtgesang ertönt durch die Hallen von Afrasiab! —

K. von Rotteck.

8) Die Schlacht bei Morgarten.

Als das Beilager König Friedrichs mit Isabelle von Aragonien und Herzog Leopolds mit Katharina von Savoyen zu Basel mit vielen Ritterspielen in großer Pracht gefeiert worden, zog Leopold, vorbei Solothurn, welche Stadt sich weigerte, seinen Bruder als König zu erkennen, auf den Stein zu Baden, woselbst er Kriegsrath hielt und folgenden Plans übereinkam: „Auf daß der Krieg wider die Waldstette so schnell als glücklich geführt und geschlossen werde, wird aus verschiedenen Gegenden ein dreifacher Angriff geschehen müssen! Wenn die Schweizer diesen Anschlag erfahren, so wird ihr Bund, worauf sie trotzen, sich auflösen, und sie werden an allen Orten schlecht widerstehen; oder wir werden die Feinde überraschen, und an dem Ort schlagen, an dem Ort aufhalten, umringen und endlich ausrotten.“ Hierauf wurde bestimmt, aus welchen Gegenden, durch wen jeder Angriff unternommen werden sollte, und als die Gestirne der Sache Österreichs günstig schienen, und jeder sich mit Fleiß gerüstet, brach Leopold auf. Graf Otto dem jüngern von Straßburg, welcher pfandweise von den Königen die Reichsvogtei in Oberhasli und von den Herzogen das Erbgut Walthers von Eschenbach innhatte, war es (nach der Freundschaft, welche zwischen

Österreich und Graf Peter von Greyerz und nach dem Unwillen, der zwischen dem Adel und freien Landleuten war) ein leichtes, mit viertausend Mann aus dem Oberland an die Landmarken der Unterwaldner hinaufzuziehen. Unter den Amtleuten zu Willisau, Wollhausen, Rotenburg und Lucern rüsteten sich mehr als tausend Mann, das Land Unterwalden von dem See her anzufallen.

Der Herzog selber kam in zween Haufen auf Zug; die schwere Reuterei, welche ohne genugsame Unterscheidung der Gegenden und Waffen, der Stolz und Kern der Heere schien, zog in großer Anzahl voran: vor dem Anfange neuer Kriegs-Kunst geschah die Ordnuug nach eines jeden Muth. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog von den Ufern der Thur und von der Aare der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und von Kiburg; der Marschall von Hallwyl, den Herzogen zu allem getreu, traurig über den unglücklichen Stoß, welchen er beim Ritterspiele einem edlen Gegner gab; Landenberg rachedürstig; wie auch die Geßler; die von Bonstetten, welchen aus langer Beherrschung die Gegend um den Ägerisee bekannt war; Graf Heinrich von Montfort zu Tettnang, aus Adelstolz oder aus Diensteifer den Waldstetten ein bitterer Feind; zwei Grafen von Thun und von Lauffenburg, wetteifernd um den Ruhm ihrer ersten Waffen; fast ungern Tokenburg, aus Dank, weil ihm die Herzoge die Pflegerschaft von Glaris und Gastern gaben; ja auch Werner von Jon-

berg, ein tapferer Graf, weil er hoffte, einst Rapperschwyl zu ererben. Es trat ihnen bei, zu Zug, wer aus altem Haß der Bürger, der Freiheit grain war, und wer aus billiger Scheu die Waffen für den Herzog ungern ergriff; es kamen bundgemäß fünfzig Bürger von Zürich, alle gleichfarbig gekleidet; es führte von Einsiedlen her, des Klosters Volk von Wald und See, der Herr von Urikon unter dem Banner der Stift.

Aber die Landleute von Schwyz veränderten keineswegs ihre Gesinnung. Von dem rothen Thurm auf dem Weg in die Einsiedlen, ging bis an den Thurm Schoren, die Verschanzung der Eingänge des Landes; die Eidgenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hilfe. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri; worauf nach wenigen Stunden dreihundert Unterwaldner daselbst ankamen; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann Rudolf Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen, sagte er, müssen sie suchen des Kriegs Meister zu werden, damit nicht auf den Feind ankomme, sondern auf sie, wenn, wo und wie der Angriff geschehen soll; dazu werden sie kommen vermittelst einer guten Stellung. Sie,

an Zahl viel die Schwächern, müssen trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nicht helfe, und ihr kleiner Haufe in keiner als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil sein Leben wagen müsse. Der Herzog werde von Zug nicht auf Art kommen, denn Stunden weit sey dort ein Berg und hier der See; der Paß von Zug durch den Wald und an dem Ägerisee sey von fast gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr sey viel kürzer; hier werde alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Sie wissen wohl, daß die Anhöhe des Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, über welche die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreite, mit welcher der Berg-Sattel zusammenhänge; von dem Sattel herunter könne mehr als Eine Sache mit gleichem Glück geschehen, von dem Berg über die Alte-Matte auf den Morgarten Anlauf zu nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen und ihn zu trennen, oder im Thal dem vorgerückten Feind in den Rücken zu fallen, oder ihn an allem zu verhindern und ihn abzuschneiden. Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind sie verachte, und weil Vertheidigungskrieg am besten von denen geführt wird, welche das Land wohl kennen." Als der alte Reding dem Vaterlande seine Pflicht so bezahlt, und ihm die Landleute gedankt; nachdem sie nach alter Sitte der Waldstette, kniend, Gott, ihren einigen Herrn, um Hilfe gebeten, zogen sie

aus, dreizehnhundert Eidgenossen, und legten sich an den Berg-Sattel. Es geschah, daß in diesen Zeiten großer Partheiung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet, und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, fünfzig Männer aus dem Lande Schweiz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freiheit kund wurde, kamen an die Land-Marken, um Erlaubniß zu erhalten, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Grenzen aufnehmen; die fünfzig legten sich außer den Land-Marken auf den Morgarten, und beschlossen für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehenden Wintermonats in dem dreizehenhundert fünfzehenden Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Küraffe der heranziehenden Ritter und edlen Herrn; soweit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer; das erste Heer so weit sich das Andenken der Geschichte erstreckt, welches in die Waldstette zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherlei Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reiterei in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße

mit Reiterei angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den fünfzig unter lautem Geschrei viele aufgehäufte Steine den Morgarten herabgewälzt, und andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg-Satel die Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Lauf den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen, und brachten mit langen Hellebarden Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf habsburgischen Stammes zu Lauffenburg, es fielen drei Freiherrn von Bonstetten, zween von Hallwyl, drei von Urikon und von Tokenburg vier; zween Geßler wurden erschlagen, und Landenberg nicht mehr verschont; und von Uri fiel Walther Fürsten Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen, und Jospital, der wider den Willen seines eignen Sohnes für die Freiheit stritt. Es war in diesem engen Paß bei halb überfrornen Straßen die Reiterei zu allem unbehülflich, indessen des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprangen; bis, als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle

Züricher

Züricher umgekommen an dem Ort wo sie gestanden, und kaum Leopold von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegener Pfade todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Österreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und den Verstand, womit sie die Unschicklichkeit ihrer Feinde nützten, ohne beträchtlichen Verlust, einen vollkommenen Sieg erhielten.

J. von Müller.

9) Die Schlacht bei Sempach im Jahre 1386.

Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossen mit allen Bürgern Zürich verwahrte, beschloß er in dem Kriegsrath folgenden Plan, „der Gewalthaufen des Heers von Österreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherrn Johannes von Bonstetten um Brugk im Aargau Lager nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht seyn dürfte, und vor überfällen sicher durch die Aare und Rüß; er, der Fürst von Österreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte, wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau (zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln) sich erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe, und hierauf aus dem Rotenburger Amt, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entrissen worden, die Stadt Luzern, die Vormauer der Waldstette, durch überraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen, unverwahrt wider Bonstetten.“ Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten vernommen, waren durch die Kenntniß, welche sie von seiner Gemüthsart hatten, auf einmal zweier Dinge gewiß; erstlich daß das Kühnste und Größte an dem Ort, wo er selber hinziehn, und nicht ohne ihn geschehen werde; zweitens, daß keine vortheil-

hafte Waffenthat, so lang nicht Leopold selber geschlagen werde, das Glück dieses Kriegs entscheiden könne. Darum faßten sie folgenden Schluß: „Die Züricher, zu deren Belagerung dem Herrn von Bonstetten auch der nöthige Zeug fehle, sollen auf jede schnelle List von seiner Seite wachsam und gerüstet seyn. Die eidgenössische Besatzung soll alsobald ausziehen, über die Rüß, durch das Rotenburger Amt, in Oberaargau, nach Sempach. Die Zuger und Glarner sollen ihrer Landmarken wohl warten; diese wegen dem Hause Montfort, wegen Gastern, Rapperschwyl und Geßler; die Zuger, auf daß nicht Bonstetten, schnell das Rüßthal herauf, zu allgemeiner Verwirrung Stadt und Amt plötzlich überwältige. Die übrigen sollen wider den Herzog stehen, obschon wenige wider die mehreren, mit Gott für das Land."

Alsofort brachen diese auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; viele von Zug und Glaris, viele von Entlibuch, und aus den Dörfern, wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tage, als die Eidgenossen in Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hasenburg vor Willisau; zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfin Wittwe von Valangin, doch ist wahrschein-

lich, daß, wenn der Herzog ohne Schlacht, oder nach einem Sieg auf Luzern gezogen wäre, Bern ihn befehdet, und vielleicht vermittelst eines überfalls im Rücken, oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumniß, oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Ämter Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am 9. Heumonat, eine zahlreiche, wohlberittene und schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landschaft unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu desselben Landes-Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamen Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Österreich, Urheber des Kriegs, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyll vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen

Haß zu der Schweiz trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erz-Herzogthums Banner, das Herr Heinrich von Eschelob trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Österreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahre, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ärndte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut bergan, als von oben herab; er hielt für nothwendig die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen, oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl

hierauf, daß der Adel eng zusammen trete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie es König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel mit Erfolg versuchte gegen die bayrische Reiterei. über diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochsenstein den Oberbefehl; Reinhart von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß den entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringern Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und

Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte, „Hoffart sey zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hanns von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe," hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzoge selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehener Zufälle seyen; wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder seyn würde," sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land für mein Volk mit euch will ich siegen und umkommen.

Die Eidgenossen standen an der Höhe bedeckt vom Wald: so lange die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm, und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld hinab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist, oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend.

Sie standen in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstetten, und ohngefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern, und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hellebarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilden ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei; welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen wie von einem Walde eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorne die Hauptmannschaft von Luzern, und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraffel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde er-

schien der Stadt-Banner von Luzern lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mayländer, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den Hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen, und aus Mangel der Übung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder überraschung von den Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder, gedenket meines Geschlechts“ war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in

seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinem Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hinter einander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst unterstützte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastart von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig, bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschenloh das Hauptbanner von Österreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwung das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft schrie: „retta Österreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfieng das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe

über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herren Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Funkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyll, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben;“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte) um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Österreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Her-

zog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freyburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Orte stritt bis in den Tod Rudolph der Harraß, Herr von Schönau, und Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Österreich grauensvoll auf die Flucht; also schrieen alle Edlen: „die Hengste daher, die Hengste daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf dem ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysei kam in vollkommene Freiheit; von Ysei, seiner Stadt, im Allgau, war er hierher gekommen, und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen

Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Mayer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tieffelbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Conrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen). Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;" unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Sigfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war, glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hattstatt, Rathsamhausen, drei Behrenfels, Flachsland, auch welschen Adels der Monsterol, der Castelnau, Hanns von Baurmarkus, Richard von Mümpelgard. Ein

Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod, nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen, und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da gieng der Stadt-Banner von Schafhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt-Schultheiß, Hanns von Randegk der Herzoge Vogt, von den edlen Im Thurn, zween von Stokar, Hanns von Fulach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Ko, der Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürsten ihren Dank ab um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte, ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Österreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nikolaus Gutt, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner

Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen den Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „den Stadt-Banner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus Gutt.“ Sechshundert sechs und fünfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng, und im Lande gesprochen wurde, „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Österreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthahn von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindsverachtung, und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausend-

fältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Übungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden seyn, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen, oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seyen, mögen übermeistert werden, durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegs-Männer unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden seyn.

Denselbigen Tag ergieng an Zürich, Bern, Zug und Glaris die Botschaft von der Landesrettung. Am Tag nach der Schlacht, als eine fliehende Parthei in Sursee schon ereilt und erschlagen worden war, gaben die Schweizer einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Der Fürst von Österreich wurde mit sechzig erschlagenen Herren und Rittern in das Kloster Königsfelden geführt; er wurde bestattet in der marmornen Gruft, wo die Königin Agnes mit andern ihres Hauses

ruhete; die Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Voraltern gelegt, alle übrigen auf der Wahlstatt in große Gruben; zweihundert erschlagene Eidgenossen wurden zu Luzern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterschied, ob sie Freunde oder Feinde gewesen, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet. Winkelried ist billig bis auf diesen Tag in hohem Ruhm bei seinem Volk; es liegt allen Völkern und ihren Geschichtschreibern ob, zu zeigen, daß ein solcher Held, in einem Nun unsterblich wird, und alle guten Bürger zu Vätern und Brüdern seiner Enkel macht. Die Sieger, nachdem sie, ihrer Sitte gemäß, drei Tage lang auf der Wahlstatt verharret, machten sich auf, mit fünfzehn eroberten Bannern; sie zogen in ihre Städte und Länder, singend ihre That.

J. v. Müller.

C. Didaktische Prose.

I. Moralischer Stoff.

1) Vademecum.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann dich nicht mitnehmen; und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen, als du.

Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen nnd manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht besteht.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkühr und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid, und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion deiner Väter getreu, und hasse die Theologischen Kannengießer.

Scheue Niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Egypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird; da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weiße. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren; da sey auf deiner Huth, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich nah; und sey er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne worden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es dir um Weisheit zu thun; so suche sie und nicht das deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sey gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehlichen Bildern verborgen seyn könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andere, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihrentwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als' wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die Andern über sie streiten.

Sey rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle Niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen Jeden nach seinem Stand, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde Niemand nichts schuldig; doch sey zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig seyn, aber gerecht sey immer.

Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die grauen Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation, und geberde dich schlecht und recht.

Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht geringer.

Thue keinem Mädchen Leides, und denke daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht Alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue was des Lohnes werth ist, und begehre keinen.

Wenn du Noth hast, so klage sie dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinne.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater.

Claudius.

2) über das Göttliche in der heiligen Schrift.

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wissen — — Andres! wer möchte das nicht?

Aber bei mir kömmst du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. So gar hasse ich das Kopfbrechen an Religions-Geheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse daß wir sie nicht wissen sollen bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres; so müssen wir denen glauben die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nicht übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste was wir auf Erden haben, und so Etwas das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch was anders und bessers werden kann, als er sich selbst gelassen ist.

Und was in der Bibel von ihm steht, das hab ich gelesen mehr als Einmal, und nehme es, so wie es da steht, ohne zu noch ab zu thun. Willst du also davon mit mir schreiben und sprechen,

so gut ichs kann und salvo meliori judicio; von Herzen gern! Ich weiß für nichts liebers und erfreulicheres als von Hilfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Noth gewesen seyn, noch andere darin gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlornen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: „Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen funden, den ich verloren habe.“ Und was ist das für eine Noth, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnest du dich noch unsrer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Kahn probirten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? — Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich deinen ausgereckten Arm herkommen und hackte an! und ich seh ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ohngefähr deinen Namen lese oder oft nur auf ein großes A stoße. Im Grunde war deine Hilfe nur ein Palliativ; denn was damals ohne dich das Wasser würde gethan haben, das werden nun die andern Elemente noch thun, und du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bei unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiele habe. Das ist hier einmal mit uns nicht anders: Noth lehrt beten, und Hülfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Noth, von allem übel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher ging und wohl that, und selbst nicht hatte wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten aufstehn und den Armen das Evangelium geprediget wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzete und segnete; der bei Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartet ward und mit einer Dornen-Krone wieder hinausging! —

Andres, hast du je was ähnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimniß, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes ....

Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt seyn. Wer das Herz auf der rechten

Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

Sprich und schreibe also davon mit mir, du mein herzlieber Andres, wie und was du willst, und ich will dir keine Antwort schuldig bleiben.

Du frägst: welche Geschichten mir die herrlichsten dünken?

Alle, Andres, alle! .. ein jedes Wort, das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand .... seine Schuhriemen sind mir heilig. Und wer kann sich was wollen dünken lassen?

Wenn er sagt: „Friede sey mit Euch;" so haben wir unser ganzes Leben zu thun und werden es wohl im Himmel erst verstehen lernen, was das einzige Wort Friede in seinem Munde heiße.

Andres, du kannst denken, daß alles, was ihn angeht und was er gesagt und gethan hat, viel Sinn und Bedeutung habe; und daß wir zu klein sind, über die Herrlichkeit der Geschichten zu richten.

Indeß machen sie doch, wie sie dastehen, auf unser Herz verschiedenen Eindruck; und da, muß ich sagen, freuen mich die am meisten, wo er vom ewigen Leben spricht, und von einem Tröster den er senden will; wo er den Blinden die Augen aufthut; wo er die Seinen liebt bis ans Ende und mit ihnen das Abendmahl hält, und wo er Tod und Teufel meistert.

Denk' einmal, Andres, wenn der Teufel, der so mächtig ist und der nur Freude daran hat zu quälen und alles um sich her elend zu machen, wenn der freie Hand und Niemand über sich hätte; was würde aus der Welt und uns armen Menschen werden! Muß es einen denn nicht freuen, wenn man sieht, daß er ein übermann hat, und daß gerade der sein übermann ist, der da half und gesund und selig machte alle die zu ihm kamen, und des Barmherzigkeit kein Ende hat? Und der Tod! Er ist doch schrecklich, Andres, und der Wurm am Zaun krümmt sich vor ihm, denn er nimmt uns alles. Wenn du nun siehst, daß unser Herr Christus zu Nain einen Todten erweckt, den sie zum Grabe trugen, und zu Bethanien einen, der schon vier Tage im Grabe gelegen war ꝛc.; wenn du ihn nun von Hütten des Friedens sprechen hörst, daß wer an ihn glaubt nicht sterben soll ob er gleich stürbe; — freut dich das nicht, Andres? und wünschest du nicht von Herzen, an ihn zu glauben? Aber, „der Glaube ist nicht jedermanns Ding," und es steht nicht so zu Gebot, Andres. Die Apostel selbst, die um ihn waren, und die gesehen und gehört hatten, sprachen zu dem Herrn: „stärke uns den Glauben." — Ich sehe an dem cannanäischen Weiblein und andern Exempeln: daß man wenig wissen kann und großen Glauben haben; und an den Pharisäern ꝛc., daß man viel wissen kann und doch nicht glauben. — Christus sagte zu den Pha-

risäern: „wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet;“ und Paulus spricht von „Menschen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glauben,“ u. s. w.

Daher sehe ich die Geschichten, wo vom Glauben die Rede ist, fleißig an, und merke auf den Sinn solcher Leute, um daraus zu lernen: nicht noch was ich noch wissen muß, um glauben zu können, sondern was ich noch vergessen, mir aus dem Sinn schlagen und von mir abthun muß, damit der Glaube recht an mir haften könne.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt! — Darum haßten ihn die Juden und verfolgten tödteten ihn ....

Laß uns nicht verdammen Andres!

Es ist himmelschreiend, was sie gethan haben, und davon ist nicht die Rede.

Aber unser Herr Christus giebt keinem das Recht, den ersten Stein aufzuheben, als der rein ist. Und wer ist rein? —

Wir sollen nicht lieb haben die Welt und was in der Welt ist; wir sollen unser Leben hassen und verlieren, und es soll geistlich bei uns gerichtet seyn. —

Nicht verdammen, Andres!

Es ist sehr recht und wahr von dir geschrieben, Andres, daß man ihn so innig lieben, und so mit ganzem Herzen an ihm hangen kann, weil er so durchaus und über alles gut ist; auch ist das sehr

recht und wahr, daß einen die Menschen-Gestalt an ihm so wunderbar freuet. Aber, daß du so gerne im gelobten Lande seyn möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Wegen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen Jüngern gesessen ist, noch der Segen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Ölberge noch Spuren seines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden; als stehe, wo er die Stadt ansah und über sie weinte, wo er niederkniete und betete, wo er das heilige Abendmahl einsetzte, wo er gekreuziget und gestorben ist, noch immer ein Kreis Engel, und gelüste in das Geheimniß hineinzuschauen und bewache den Ort; kurz, als sey er uns im gelobten Lande näher. Wir wissen aber, daß er einmal auf Erden erschienen ist sichtbar, damit alle Menschen wüßten, daß er sey und wes sie sich zu ihm zu versehen haben, und daß er unsichtbar allenthalben ist. Und wo er ist, Andres, ist das gelobte Land.

Wie gesagt, solche Empfindungen, so lieblich und lobenswerth sie sind, können zu weit führen, und sie sind nicht die Sache.

Uns und unserm verderbten Willen aufrichtig entsagen, und seinen Willen thun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil.

Gott sey mit dir, mein lieber Andres, und besuche mich bald. —

Claudius.

3) Der Spiegel des Gewissens, oder des Sohnes Wiederkunft.

Ein Jüngling war in einem einsamen Thale geboren, und in dem Schooße einer stillen Hütte, unter den Augen eines ehrwürdigen Vaters aufgewachsen. Der Sohn war des Vaters Freude, und des Vaters Wille war auch der Wille des Sohnes, und es war ein frohes, frommes und einträchtiges Leben bei ihnen. Als aber der Jüngling eines Abends allein vor der Hütte saß, und die flammende Sonne nieder ging hinter dem blauen Gebirg, das in weiter Ferne nebelte, und das glühende Abendroth heraufstieg, und den Saum des Gebirges vergoldete, da ergriff ihn eine große Sehnsucht mit der Sonne zu ziehn; und sein Auge schloß sich nicht die ganze Nacht; und als der Morgen dämmerte, trat er zu seinem Vater und sprach: Segne mich, mein Vater, und laß mich ziehen in das Abendland, daß ich sehen möge, wo die Sonne zur Ruhe geht. Denn ich habe keine Rast weder bei Tag, noch bei Nacht, so groß ist mein Sehnen, und so treibt es mich in das Weite hinaus. — Und der gütige Vater sprach: Ziehe hin mit Gott; aber wo Du auch seyn magst, sey meiner eingedenk, und der stillen Heimath, und allen Lehren, die ich Dir gegeben habe. — Dann segnet' er ihn und gab ihm einen Spiegel und sagte:

Wenn Du in diesen Spiegel blickst, wirst du diese Hütte sehn, und das Angesicht Deines Vaters, und dann wirst Du meiner gedenken, und ich werde dir helfen, wenn Du der Hülfe bedarfst.

Der Jüngling ging und schritt fröhlich fort, und bald lag die väterliche Hütte weit hinter ihm. Und als die Sonne abwärts stieg, lagerte er sich auf einen Hügel, und schaute nach dem Thale zurück, von dem er ausgezogen war, und dachte gerührt an den befahrten Vater, und zog den Spiegel hervor, und sah darin die freundliche Gestalt des ehrwürdigen Greises. Dann schlief er ruhig ein, und die Sterne thaueten milde Strahlen auf ihn herab, und schöne Träume stiegen mit den Strahlen in des Jünglings Seele. Und als der Morgen kam, sprang er froh und rüstig auf, grüßte noch einmal die Gegend seiner Heimath und zog dann weiter an seinem Wanderstab, und immer weiter, und jeden Morgen wendete er sich gegen Aufgang nach dem Vaterhause, und beschaute das Bild seines Vaters. Bald kam er nun in bewohnte Grenzen und in große Städte, und sah der Menschen Thun und Treiben, und wie sie mit einander arbeiteten, und gegen einander, und sich liebten und haßten, und nach dem Glück und Genusse rennten, der eine auf diesem, der andre auf jenem Weg. Und nachdem er eine Weile zugesehen hatte, ergriff ihn eine Begierde, Gleiches zu thun und er mischte sich in ihr Getümmel, und rennte mit der Menge, und kam nie zum Ziel. Aber viele Tage vergingen jetzt, wo er nicht nach der Heimath sah, und seines Vaters nicht eingedenk war; denn alle seine Sinnen waren bei dem, was um ihn her geschah, und bei der Luft die er genoß, oder nach der er trachtete. Da begab es sich nun, daß er eines Tages mit schlimmen Gesellen zog,

die ihn mißhandelten und schlugen bis auf den Tod, und ihn dann liegen ließen auf einem einsamen Felsen, wo niemand seine Stimme hörte, und kein Wanderer vorüberzog, der sich seiner erbarmte. Jammernd lag er da in seiner großen Noth, und sah hinauf nach den Bergen, und hinab in die Tiefen; aber es erschien keine Hülfe. Jetzt ging die Sonne unter, und die feuchte Nacht stieg über seinem Haupte herauf, und rollte breite Nebel über den Himmel aus, und kein Stern leuchtete in der tiefen Finsterniß. Auch schloß kein erquickender Schlaf die matten Augenlieder des Jammernden, uud kein mitleidiger Traum stieg zu ihm herab; sondern das Grauen der Finsterniß umlagerte ihn, und Stimmen der Nachtvögel kreischten aus tiefen Schluchten, und schreckten sein Ohr. Dann rollte der Donner in dem Gebirge, und furchtbare Blitze stürzten aus weit klaffendem Gewölk herab, und sengten die Zweige um ihn her, und der Hagel stürzte hernieder und verheerte den Wald. Und da der Morgen kommen sollte, lag doch noch dicke Nacht über der Erde. Wehklagend und stöhnend erhub sich jetzt der Arme von dem harten Lager seiner Schmerzen, und arbeitete sich mühsam fort, um einen Ausweg zu suchen, wo er menschliche Hülfe fände; aber er irrte umsonst umher durch grausenvolle Schluchten und eckeln Moor; und der Regen strömte herab, und die Blitze umkreisten ihn. Auch glühten seine offenen Wunden, und ein brennender Durst verzehrte ihn, den der Regen nicht löschte, welcher auf seine Zunge fiel. Oft warf er sich nieder zur Erde; aber die durchnäßte Erde war ihm keine Ruhestatt. Auch der Hunger quälte ihn jetzt, und da er umherfühlte nach Nahrung, faßte seine Hand den Spiegel, und, was lange nicht geschehen war, er schaute hinein. Aber

ach! er sah nur seine eigne Jammergestalt und die Verwüstung umher, nicht die stille Heimath in dem friedlichen Thal, noch das tröstliche Bild des ehrwürdigen Vaters. Da fing er laut an zu weinen über sich selbst, und warf sich sein Vergessen vor und sein sinnloses Treiben, aus dem alles sein jetziges Leiden entsprungen sey. Und es überfiel ihn eine so glühende Schaam und eine so bittere Reue, daß er sein jetziges Leiden fast ganz vergaß, und nur dachte, wie er den Weg wiederfände zu dem liebenden Vater und in die geliebte Heimath. Und er verlangte jetzt mehr nach der engen Hütte, als früher nach der weiten unermeßlichen Welt. Wie er nun so ging und sann, und sein ganzes Herz in Sehnsucht und Liebe zerfloß, da schlug der Himmel seinen Regenschleier zurück, und lachte frisch und blau herein, und die Vögel sangen munter in den Zweigen, und das Abendroth brannte durch die schauernden Birken, und die Brust des Wandernden schwoll von Hoffnung und erquickendem Vertrauen. Und ein Thal öffnete sich vor seinen überraschten Blicken, und sich, im milden Schimmer des Abendlichts lag vor ihm die stille Heimath mit ihren Bäumen, und von den Strahlen umflossen trat der gütige Vater unter dem Laubdach hervor, und öffnete dem Kommenden die Arme, und der Sohn sank weinend zu des Vaters Füßen, und dieser drückte ihn an die Brust, und alle seine Wunden heilten, und seiner Schmerzen wurde nicht mehr gedacht.

Jakobs.

4) Der doppelte Schwur der Besserung.

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling; das heißt: voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereuete. Er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen noch lieber; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht seinen Willen. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sünden umher, und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumigter, abschüssiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken, und endlich mit einer besudelten entarteten Seele wiederkehren würde, die ihre reinen Schönheiten und alles verloren hätte, sogar den Wiederschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens, und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen

suchte. Jetzt ward er an seinem Geburtstage, und vielleicht durch diesen krank; so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank; so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmahl seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich in der Leichenklage hatte bauen lassen. Hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorne und mit seinem Heißhunger nach Freuden. Der Geburtstag des Vaters rief ihm zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält, und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenigen Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung; und er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist.“ O da weinte er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder, und im kränklichen Übermaaße von Rührung und Hoffnung drückte er den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß; er ward froher und wilder, er verwilderte mehr. Sein Lehrer, der die Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. Heinrich ward glühend, den Geboten ungehorsam; und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wieder-

holte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief. Da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde, und sank auf das Krankenbette zurück.

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schand-Säule auf sein Grab, und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallene Gestalt des Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich blos im nächsten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundnen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Geschrei: er ist todt! —

Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, nicht sein Vertrauen wieder, und sagte: „Ändere dich, mein Sohn, aber versprich es nicht!“

Heinrich lag niedergedrückt vor Schaam und Trauer im Nebenzimmer, als er, wie erwachend,

seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben: „Schlummere süß hinüber, sagte er, du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehn! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen Heinrich, und lächle, wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist."

Der Kranke konnte sich unter dem schweren über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen; die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich. Lege deine Hand auf mich, und schwöre, daß du besser wirst." Heinrich stürzte herein, zum Schwure; aber der Lehrer winkte ihm und legte die Hand auf das erkaltende Herz und sagte leise: „Ich schwöre in Ihrem Namen!"

Plötzlich aber fühlte er das Herz erstorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Fliehe, Unglücklicher, rief er, er ist ohne Hoffnung gestorben!" Heinrich floh aus dem Schlosse und ließ seinem Lehrer blos das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er ins englische Wäldchen, und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren; — er lehnte sich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte,

das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon längst still stand im Staube der zerfallenen Brust. Schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Überall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld. Jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Ährenlese entgegen lief; jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke; jede Grube war ein Grab; jeder Zeiger wies nur auf die letzte väterliche Stunde.

Nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein sehnte Heinrich sich zum Freunde des Vaters zurück, und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Er wollte erst Nachts mit seiner Schaamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauderhaft zwischen dem lebendigen Gezweig, wie im Blau des reinen Himmels die große Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte kalte Säule, und konnte nur dumpf und sprachlos weinen. Hier stand er verlassen. Keine sanfte Stimme sagte: du bist genug gestraft. Das Rauschen des Gipfels schien ein Zürnen, und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verluste lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickte er, nach dem Falle einer Thräne einen sanften Stern am Himmel, der mild, wie das Auge eines himmlischen Geistes, zwischen die Gipfel hereinblickte. Da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Kniee, und blickte zum Sterne hinauf, und sagte: „O Vater, Vater! (und die

Wehmuth erdrückte lang die Stimme) hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwört dir. Ja reiner frommer Geist, ich werde anders werden; nimm mich wieder an! Ach könntest du mir ein Zeichen geben, daß du mich erhört hast!"

Es rauschte um ihn; — eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück und sagte: „Ich habe dich gehört, und ich hoffe wieder!" Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein gesunder tiefer Schlummer, ihm das Leben wieder gegeben. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen; dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem gebesserten Herzen an deines sank, und die schönste Hoffnung eines Vaters wiederbrachte! —

Ehe aber der Vorhang dieser kurzen Szene fällt, frage ich euch Jünglinge: habt ihr Ältern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich euch daran, daß einmal ein Tag kommt, wo ihr keinen Trost habt, und wo ihr ausruft: „Ach sie haben mich am meisten geliebt; aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz."

Jean Paul.

5) Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheide-Weg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht; in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll spielender Schlangen, und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach! die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Graun rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich," sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagenen auf, und eine, im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an. — Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Ältern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, Jüngling, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wieder kommen! —

Jean Paul.

6) Die Sakramente.

Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen, und in der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen ebenderselbe, es werde nun das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt seyn, die innere Religion des Herzens und die der äußern Kirche, als vollkommen Eins anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder

zum Tanze; der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen diese Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars, es wird mit heiligem Wasser gereinigt und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Wohlthat nur durch den ungeheuersten Abfall verscherzen kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigte sich bei der Prüfung, daß dieß vollständig geschehen sey, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schoos der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Mensch manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern, und immerfort wird noch von Lehren und von Übertretungen die Rede seyn; aber die Strafe soll nicht mehr Statt finden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich, bei dem Widerstreit natürlicher und religiöser Forderungen, verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und

ihn zuletzt, durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld, zu beseligen und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere sakramentliche Handlungen, welche sich wieder, bei genauer Ansicht, in sakramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieses hohen Akts noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der Ferne, es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriedigt, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sey; selbst der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdischen Verhältnissen gewöhnen wir zuletzt auf uns selber zu stehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlischen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das sich oft selbst nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdieß von so viel Äußerem bedrängt, daß unser eignes Vermögen wohl schwerlich alles darreicht, was zu Rath, Trost und Hülfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets harrt ein einsichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weisen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erprobt worden, soll an der Pforte des Todes alle

seine Heilkräfte zehnfach thätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen, deutsamen Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Daseyn zugesichert. Er fühlt sich entschieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen. Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sey, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen, selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstoßen. Und so ist durch einen glänzenden Zirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinander gerückt liegen, in einem stetigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden, da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß

man sie herüberflehen, welches nicht Jedem, noch zu der Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Überlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von Oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erscheine; so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen, noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Priesters ist alles zusammen gefaßt, was nöthig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens.

Und so tritt der Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgesalbten, den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Knie beugen, sondern der Segen, den er ertheilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte.

Göthe.

fichtigung auf die in den Königl. Preuß. Staaten eingeführten Silbergroschen. Zum Schul- und Selbstunterricht bearbeitet 1. Thl. 8. 10 slbgr. od. 36 kr. rheinl.
Die Auflösungen für die Lehrer sind auch einzeln zu haben.

Kosegarten, B. T., Jukunde. Eine ländliche Dichtung in 5 Eklogen. Neue auf feinem Papier mit einem saubern Kupfer ausgestattete Ausgabe. Schön eingebunden 8. 25 slbgr. oder 1 fl. 50 kr. rheinl.
Dieses liebliche Gedicht ist ein Seitenstück zu Voß Luise, und gewiß das Gediegenste des gefeierten Schriftstellers. —

Krausnick, L., Conrector in Lenzen, Melodien der preußischen alten und neuen Kirchengesänge nebst den Chören der allerhöchst verordneten Liturgie, zum Gebrauch des Monochoros in Ziffern gesetzt und herausgegeben für Stadt- und Landschulen, nebst einer Abbild. des Monochoros 4. 22½ slbgr. oder 1 fl. 21 kr. rheinl.

Die Sanct-Marienburg. Ein historisch episches Gedicht. 12. broch., mit einem sauber gestochenen Titel, auf feinem engl. Druckp.
1 Rthlr. 10 slbgr. oder 2 fl. 24 kr. rheinl.

Netto, Dr. F., Lehrbuch der Geostereoplastik, oder Anweisung zur orographischen oder geographischen Erdbildkunde, als ein neues, den Unterricht in der Geographie und den damit verwandten Wissenschaften bedeutend erleichterndes Hülfsmittel, oder deutliche und systematische Anweisung für Geographen, Drographen, Forstmänner, Taktiker, so wie für Lehrer, Erzieher und Schüler, sich mit geringer Mühe oro- und geographische Reliefs nach guten Karten aus verschiedenen Massen, z. B. Papiermasse und dgl. selbst anzufertigen. — Zum erstenmal schriftlich dargestellt. Mit 3. Kupfer. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rheinl.

Schulz, S. E., Prediger in Berlin, Postille oder Predigtsammlung über die Evangelien sämmtlicher Sonn- u. Festtage des christlichen Kirchenjahrs. Zum Gebrauch bei der häuslichen Andacht und zum Vorlesen in evangelischen Kirchen. 4. 96 Bogen.
3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

Strauß, K, Abriß der Erdkunde von Europa nach Naturgrenzen, zum Schulgebrauch. 8. 5 slbgr. od. 18 kr.

Unser Verkehr. Eine Posse in einem Aufzuge. Nach der Handschrift des Verfassers. Fünfte Auflage., mit einigen Zusätzen. 8. geh. 15 slbgr. oder 54 kr.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung über das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

von

L. M. Eisenschmid.

Dritter Band. Drittes Heft.

Verzeichniß
einiger empfehlungswerther Schriften,
welche im Verlage
von
Ludwig Oehmigke in Berlin
erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Boye, W., Luther auf dem Reichstage zu Worms, seine Hin- und Rückreise bis zu dem Schlosse Wartburg. 8. geh. 10 sgr. oder 36 kr. rhein.

Colberg, J. Dr. und Professor an der Universität zu Warschau, Anweisung den Inhalt ebener Flächen ohne Rechnung genau zu finden und die Theilung der Figuren zu erleichtern vermittelst eines neu erfundenen Instruments: „des Planimeters" zum Gebrauch für Feldmesser. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Dr. Grüson in Berlin. Nebst 4 Kupf. gr. 8. geh.
15 sgr. oder 54 kr. rhein.

Couard, C. L., Prediger in Berlin, Predigten über gewöhnliche Perikopen und freie Texte. 5 Theile.
4 Thlr. 15 sgr. oder 8 fl. 6 kr. rhein.
(Die Bände sind auch einzeln à 1 Thlr. 15 sgr. od. 2 fl. 42 kr. rhein. zu haben.)
Diese Sammlung erfreute sich einer so günstigen Aufnahme, daß vom ersten Theil bereits die zweite Auflage erscheinen mußte.

Dielitz, Dr. K., Lehrbuch der französischen Sprache. 1. Thl. 8. 3te verbess. Auflage. 7½ sgr. oder 27 kr. rhein.
Desselben Werkes 2. Thl. 2. Aufl. 15 sgr. oder 54 kr.
Dieses Werk, zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit der Methode musterhaft aus; auch hat der Verleger durch die Bestimmung eines höchst billigen Preises die Einführung in den Schulen sehr erleichtert, giebt indessen bei directer Bestellung von 12 Exmpl. noch bedeutende Vortheile. —

Kohlheim praktisches Rechenbuch der Numeration, 4 Species, unbenannter und mehrfach benannter Zahlen, einfachen Zeitrechnung, Brüche, einfachen Regel-de-Tri und Regel-de-Tri mit Brüchen; mit Regeln, Erklärungen und an 3000 Aufgaben versehen. Mit Berück-

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Dritter Band. Drittes Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Caf. Dreßch,

1828.

7) Menschen-Classen.

Alle menschenähnliche Geschöpfe lassen sich, bei den mannichfaltigen Verschiedenheiten der äußerlichen Figur, Farbe, Lebensart, Kleidung, Regierungsform, Religion, Sitten, doch füglich unter fünf Classen bringen, welche sehr genau Verhältnisse unter einander haben, und zusammen kein so gar übel eingerichtetes System ausmachen.

Die erste ist die niedrigste, und dem Thierreich die nächste. Ich rechne zu ihr den großen Haufen von Menschen, deren bester Theil nicht nur in seiner natürlichen Rohheit bleibt, sondern überdas nach und nach so sehr verunstaltet wird, daß er auch die darunter hervorglimmende natürliche Schönheit fast gänzlich verliert; deren zarte Fähigkeiten theils unentwickelt geblieben, theils im Bearbeiten verdorben worden. Ihre Unwissenheit wird mit den Jahren zur Dummheit; und die sinnlichen Triebe, die mit ihnen aufwachsen, und keiner gesetzmäßigen Gewalt gehorchen lernen, dünsten eine Menge Vorurtheile aus, welche den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen, das Vorrecht der menschlichen Natur, dicht überziehen; sie arten mit der Zeit in herrschende Neigungen aus, welche nur nach Beschaffenheit des Temperaments und der äußerlichen Umstände abgeändert sind. Diese Menschen sind also sehr sinnliche Geschöpfe, ungestüm

in ihren Leidenschaften, wankelmüthig, kurzsichtig, eigensinnig, und doch leichtgläubig, und also leicht zu betrügen. Die Einbildung ist ihre Vernunft, der äußere Schein der Grund ihrer Entscheidung, ihres Wollens und Nichtwollens. Sie sind größtentheils dazu verurtheilt, nur für den Leib zu sorgen. Daher ziehen sie sich eine so niedrige und thierische Denkart zu, daß sie sich niemals über die Erde, wo ihr Futter wächst, erheben können. Ihre Sitten sind so plump, wie ihr Geschmack, ihrer Vergnügungen sind wenig, und sie sind von der gröbsten Art; hingegen vergrößert die Unwissenheit, der Aberglaube, die Furcht, die Kleinmüthigkeit, die Zahl ihrer Übel ungemein. Es ist kein Wunder, daß diese Art von Menschen das glückliche Leben nicht kennt, da sie so wenig sind, was der Mensch seyn soll, und doch ein geheimer Instinkt ihnen immer sagt, daß sie keine bloßen Thiere sind, ob sie gleich von Tyrannen, die oft zu ihrer eignen Art gehören, so gehalten werden.

In die andere Classe setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügungen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beinahe den größten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsre Erde für einen großen Maskeradeplatz anzusehen, wo es jedem erlaubt ist, zu seyn, was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie

machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Classe. Sie rennen nach Vergnügen; alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hanges zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt sie die giftige aber süße Kunst, sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft, und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten, und bläht kleine kindische Freuden zur Riesengröße auf. Er erhitzt die Phantasie, und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, erweitert sie, und läßt sie nach. Der Mensch wird zu einem feinen Wollust athmenden Vieh gemacht, dessen Freuden nur mannichfaltiger, weitläuftiger und künstlicher sind, als die übrigen Thiere. Ihre Seele scheint in ihrem Blute zu sprudeln; so lange dieses wallet, so sind sie. Sie befinden sich wohl in dieser Welt, daß sie keine Zeit haben, an eine bessere zu denken, und wenn es geschehen sollte, so müßten es Mahomeds-Paradiese seyn.

Die dritte Klasse wird von den spekulativen Köpfen eingenommen, von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchstabe im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der sich bemüht, über den tiefsinnigen Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller Dinge, selbst zu Nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn; sie gaffen

sie an, als ob sie weiter keine Verbindung mit ihr hätten, und zu allem Unglück verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Blicks werth hält.

Diese Classe theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem), haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet. Man könnte glauben, sie borgten von den Sphären Feuer zur Erweckung und Nahrung der Andacht, und zur Richtung der Seelen gegen das Ewige; sie gewöhnten sich an eine höhere und reinere Denk-Art, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herum drehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde abstehe.— Andere nicht so hochfliegende Geister begnügen sich demüthig an der Kontemplation der Sommervögel, und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl, und nennen sie mit Namen. Andere kriechen unter dem Schutte alter Ruinen herum, sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Einige erfinden neue Lehr-Gebäude, um andern die Mühe zu machen, sie wieder umzuwerfen. Einige spekuliren so lange,

bis sie an allem was ist, zu zweifeln anfangen; andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses aller andern Scribenten zusammen zu lesen, ohne darauf zu sinnen, was sie mit diesem Schatz anfangen wollen. — Der größte Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten; und die wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen bloßen Gegenstand der Betrachtung zu halten; für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntnisses, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Höhlen große Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Classe ist (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorigen; und nun werden wir gleich errathen, daß sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabholen kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmonischen Gemüths-Art, eine feine Empfindung des Schönen, und edle Neigung zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem außerordentlichen Grade zu haben, sind sie scharfsichtig genug, das Wahre

vom Scheine zu unterscheiden, und durch die Verblendungen der Einbildungskraft, der Leidenschaft, und der Gewohnheit hindurch zu dringen. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur sich selbst liebt. Ihre Freude ist Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben, sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewacht, und beide leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können irren, sie können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet, oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offener Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst, lassen nie sich weit verirren, bringen sie bald wieder zurück, und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. Wenn es wahr ist, daß lebende Beispiele und redende Gemälde der Tugend mehr nützen als moralische oder metaphysische Dissertationen, so trägt gewiß diese kleine Anzahl von thätigen Weisen beiderlei Geschlechts, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bei, als die ganze Welt der spekulativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Classen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daß man sie mit dem Namen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung, oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es giebt gutthätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten, und wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hindernisse nur muthiger machen; eine Freiheit der Seele, die so ungelehrig ist das Joch zu tragen, daß sie manchmal auch die nothwendigen Schranken überspringt; eine gewisse Begeisterung der Imagination, die ihnen tausend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das sie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwickelung und Ausbildung dieser großen Fähigkeiten vermittelst der Wissenschaften, des Nachdenkens, der Kenntniß der Welt und der Erfahrung, gelangen sie zuletzt zu dieser durchdringenden Schärfe des Geistes und männlichen Stärke des Gemüths, welche sie so sehr über die gemeinen Menschen hinwegsetzt. Der Kreis, worin solche Kräfte wirken sollen, muß

nothwendig groß seyn. Sie sind zu Gesetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menschlichen Geschlechtes bestimmt. Sie sollen das Ganze übersehen, für das Ganze sorgen. Von ihnen sollen die Entwürfe herkommen, wie die Beschwerden der Menschen zu verringern sind, und wie ihre Vortheile vermehrt werden können. Und eben weil die Hinderniſſe, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht so groß sind, wurden sie mit so vieler Stärke, mit so weit sehendem hellen Blicke, mit einem so lebhaften Instinkt zum Großen und Ruhmwürdigen, mit einem so mächtigen Enthusiasmus versehen, damit sie den Menschen das Gute wirklich thun, was schwächere obgleich gutwillige Geister, ihnen nur wünschen können. Diejenigen unter diesen Genien, die ihrer Bestimmung getreu sind, sind den englischen Schutz-Geistern ähnlich, welche über die Welt wachen, die Sphären regieren, und den Befehl des Schöpfers diesseits des Himmels vollziehen. Sie haben alles, was den übrigen Menschen abgeht, um sich selbst glücklich zu machen; sie sind zum Regieren, wie diese zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwissenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktischen Irrthümer, tausendmal schädlichere Ungeheuer als diejenigen, deren Vertilgung dem Herkules einen Platz bei den griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen

aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern, bilden und polieren ihre Sitten; lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne — und so machen sie gewissermaßen die Fabel wahr, welche der zauberischen Laute des Orpheus die Kraft, wilde Thiere zu besänftigen, andichtete.

Wie traurig ist es, daß solche Fähigkeiten gemißbraucht werden können; daß solche Geister ihres Endzwecks verfehlen, und von ihrer Höhe herabstürzen können; daß sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen verlieren, und von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Chimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können.

Wenn ich einen Alexander nach Lorbeern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels Werke eines Insekts verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dieß nicht kann, hat das Recht verloren, sich die Regierung der Menschen anzumaßen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt darauf an, daß diese wissen, was wahrhaft groß und ruhmwürdig ist! Wie nöthig ist es, daß diese fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen, daß seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daß sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie,

der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Eroberer, ein Zerstörer, ein Verführer der Menschen ist ein desto häßlicheres Ungeheuer, je größer und liebenswürdiger er gewesen seyn würde, wenn er in seiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein gefallener Engel ist tausendmal häßlicher als der schlimmste Mensch.

Wieland.

II. Historische Abhandlung.

1) Von der Nationalerziehung der alten Deutschen.

Was Sie von der Nationalerziehung unsrer Vorfahren sagen, hat meinen vollkommensten Beifall; die Übung der Jugend in den Waffen machte billig die Hauptsache aus, da sie sich beständig ihrer Haut zu wehren hatten: und sie handelten hierin weit zweckmäßiger, als ihre spätern Nachkommen, die ihre künftigen Hofleute roh und wild aufwachsen lassen.

Was ich jederzeit am mehrsten dabei bewundert habe, ist dieses, daß die römischen Legionen den schnellen Anlauf und das Einsprengen (velocitatem et insultum)*) der deutschen Infanterie so außerordentlich fürchteten. Dieses setzt voraus, daß jene im vollen Lauf, ungefähr wie unsre heutige Cavallerie, in den Feind setzte, und ihn unter die Füße trat. Die gefälleten Spieße der Römer, womit sie sonst eine gute Reuterei abhalten konnten, mochten dagegen nicht viel wirken, weil die Deutschen mit einem raschen Sprunge darüber hinweg setzten und mit ihren kurzen und scharfen Pfriemen den Römern die Brust durchbohrten. Was ge-

*) Tacit. Annal. L. II. c. 21.

hörte aber nicht dazu, um solche Springer, die sich mit offnen Augen in den Tod stürzten, zu bilden? Wie mußten die Sehnen und Muskeln dieser Kerle von Kindsbeinen an gewöhnt und gestärket seyn? und was für Grundsätze von Ehre und Schande mußten diesen kriegerischen Seelen eingeprägt seyn?

Ihr einziges und ewiges Spiel war, auf scharfe Spieße einzuspringen *), um Körper und Auge zu gewöhnen; und ihre Grundsätze waren jenem Zwecke völlig angemessen. Wer im Anlaufe auf den Feind zu langsam war (ignavus) oder aus Angst nicht rasch genug einsetzte (imbellis) oder wohl gar auf eine schändliche Art seine Sehnen unbrauchbar gemacht hatte (corpore infamis), den erstickten sie in dem nächsten Sumpfe, und eine ewige unauslöschliche Schande verfolgte diejenigen, die ihren Dienstherrn in der Schlacht verließen.

Diese Springer waren aber auch nur in der ersten Linie, und die edelsten Jünglinge der Nation **). Rübenfresser schickten sich dazu nicht; und nur unter den Engländern, einer mehrentheils von Fleische lebenden Nation, sieht man hie und da noch Jünglinge, die ohne Zulauf, über eine Hecke von sechs Fuß hinwegsetzen.

überhaupt übertrafen sie alle Nationen im Springen. Der König der Cimbern Teutobach ***)

---

*) Tacit. G. 24. — G. c. 12.
**) Tacit. G. c. 6.
***) Flor. III. 3.

setzte gewöhnlich über vier und sechs Pferde weg, und der König ist selten der erste und einzige in seiner Art. Ohne Zweifel gehörte also das Voltigiren zur National-Erziehung, und das Gefolge (comitatus) des Königs war vermuthlich noch stärker in dieser Kunst als er. Die Nerve ihres Arms, womit sie einen Wurfspieß auf eine ungeheure Weite (missilia in immensum vibrant sagt Tacitus) schleudern konnten, mußte an der Mutterbrust gespannet seyn.

Da sie alles in Absicht auf den Krieg thaten: so ist auch kein Zweifel übrig, daß das Voltigiren nicht auch zugleich seine unmittelbare Beziehung auf das Reiten hatte, wo sie denn auch mit einer verwundernswürdigen Fertigkeit von ihren Pferden auf- und absetzten. Die deutsche Cavallerie war in allen Schlachten der römischen überlegen, und die römischen Schriftsteller sind froh, wenn sie sagen können: equites ambigue certavere. *)

Ihre schwere Infanterie, denn sie hatten auch eine leichte, die wie bekannt, mit der leichten Reuterei über weg lief **), hat schwerlich viele ihres gleichen gehabt. Urtheilen Sie aus dem einzigen Zuge: Wie die Cimbern an die Etsch kamen, stelleten sie sich, drey oder vier Mann hoch, in den Strom ***), und wollten ihn mit ihren Schilden aufhalten. Dies setzt voraus, daß Schild an Schild

*) Flor. III. 3.
**) Tacit. l. c.
***) Liv. XXXXIV. 26.

schloß, und dieß Manöuvre nicht allein eine undurchdringliche Mauer ausmachte, sondern auch der größten Gewalt wiederstehen konnte. Wo ist jetzt ein General, der sich die Erwartung von seiner Infanterie machen könnte; daß sie einen Strom im Laufe aufzuhalten vermöchte? Wäre den Cimbern ihr Unternehmen gelungen: so wären sie Meister von Rom. Mit dem Damme, welchen sie hernach schlugen, vergieng ihnen die Zeit.

Die Catten hatten einen Schandorden eingeführt *), welchen jeder Jüngling so lange tragen mußte, bis er einen Feind erlegt hatte. Diese Erfindung ist gewiß um einen Grad feiner, als die Ritterorden in den Philantropinen. Um nur erst unter die Zahl der ehrbaren Männer zu gelangen, mußte der Jüngling schon Thaten gethan haben.

Jeder widmete sich seinem Anführer in dessen Gefolge er diente, mit einem schweren Eide auf Leib und Leben; und so lange dieser stand, mußte alles stehen. Wer ihn ehe er fiel, verließ, ward, um in unsrer Sprache zu reden, vor der Fronte des Gefolgs als infam cassirt, und keiner wünschte diese Schande zu überleben. Ihre Subordination war so strenge, daß jeder, was er that, auf die Rechnung des Anführers setzen, und sich damit nicht selbst erheben durfte. **)

Das Frauenzimmer hatte einen eben so hohen Begriff von Ehre. Wie die Cimbern zulezt über-

*) Flor. I. c.
**) Tacit. G. c. 31.

listiget wurden, bat das gefangene Frauenzimmer, unter die Vestalinnen aufgenommen zu werden; und wie ihnen dieses abgeschlagen wurde, schlugen sie ihre schönen Haarflechten *) über die Reifen ihrer Wagen, knüpften solche unter das Kinn zusammen, und erhengten sich mit diesem Wohlstande unter der Decke ihrer Wagen. Speciosam mortem nennet es Florus.

Die Dichtkunst der Nation hatte drey Haupt-Gegenstände, die Ankunft des Volks von seinem Ursprung an, die Thaten der Krieger, und die Ermunterung zur Schlacht; ihre Mahlerey gieng blos auf die Verzierung des Schildes, die Tanzkunst auf den hohen Ehrentanz zur Belohnung der Sieger, und auf den Paß zum marschiren. Mit einem Worte, alle Wissenschaften und alle Künste giengen bey ihnen lediglich auf den Krieg; und daß sie auch in der höhern Strategie erfahren waren, schließt man nicht allein daraus, daß sie fünf römische Consular-Armeen nach einander aus dem Felde schlugen, sondern auch besonders aus dem großen Manöuvre des Arioviste **), der gleich sein Lager nur eine Meile vom römischen nahm, des andern Tages den Cäsar tournirte, ihm damit die Zufuhr abschnitt, darauf ein Haupttreffen vermied, sodann die Römer, denen er in der Zahl leichter Truppen überlegen war, mit Scharmützeln aufzureiben suchte, in der Schlacht selbst ihnen

*) Tacit. G. c. 14.
**) Flor. III. 3.

durch eine der schnellesten Wendungen ihre ganze Artillerie unbrauchbar machte, und ihren linken Flügel beim ersten Angriff über den Haufen warf.

Dieses alles setzt eine Erziehung von ganz anderer Art voraus, als man sich insgemein von Barbaren einbildet; und man kann dreist annehmen, daß es nicht blos wilde Tapferkeit, sondern eine wahre eigene, durch die Erziehung gebildete Kriegskunst gewesen, welche die deutsche Nation den Römern erst fürchterlich, hernach ehrwürdig und zuletzt werth gemacht hat. Die Römer sprechen von allen Nationen außer der deutschen mit Geringschätzung.

Nur muß man, wie bisher zu wenig geschehen, die Erziehung im Gefolge, von der gemeinen Erziehung, oder den gezogenen Soldaten von dem Bauern unterscheiden. Jene Erziehung war blos im Gefolge, das heißt in der damaligen regulairen Militz; doch nehme ich die Sueven aus, bei welchen auch der Bauer enregimentirt, und in seiner Maaße geübt war. Von diesen sagten die übrigen deutschen Völker *), daß ihnen auch die Götter selbst nicht widerstehen könnten; so stark, so einzig war ihre kriegerische Verfassung. Und wahrlich eine Verfassung, zu deren Begründung man das Landeigenthum aufgehoben hatte, mußte von ganz besonderer Art seyn. **)

---

*) Caes. de B. G. L. VI.
**) Caes. de B. G. VI. 7.

Möser.

2) Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst.

Von rohen Anfängen ging die griechische Sprache aus; aber diese Anfänge enthielten schon Keime zu dem, was aus ihr werden sollte und werden konnte. — Sie war kein Hieroglyphen-Machwerk, keine Reihe hervorgestoßener einzelner Sylben, wie die Sprachen jenseit der mongolischen Berge. Biegsamere, leichtere Organe brachten unter den Völkern des Kaukasus eine leichtere Modulation hervor, die von der geselligen Liebe zur Tonkunst gar bald in Form gebracht werden konnte. — Sanfter wurden die Worte gebunden, die Töne zum Rhythmus geordnet: die Sprache floß in einen volleren Strom, die Bilder derselben in eine angenehme Harmonie: sie stiegen sogar zum Wohllaut eines Tanzes. Und so ward jenes einzige Gepräge der griechischen Sprache, das nicht von stummen Gesetzen erpreßt, das durch Musik und Tanz, durch Gesang und Geschichte; endlich durch den plauderhaften freien Umgang vieler Stämme und Colonieen wie eine lebendige Form der Natur entstanden war. Die nordischen Völker Europens hatten bei ihrer Bildung dies Glück nicht. Da ihnen durch fremde Gesetze und durch eine gesanglose Religion ausländische Sitten gegeben wurden; so verstummete auch ihre Sprache. Die Deutsche z. B. hat un-

streitig viel von ihrer innern Biegsamkeit, von ihrer bestimmtern Zeichnung in der Flexion der Worte, ja noch mehr von jenem lebendigen Schall verloren, den sie unter günstigern Himmelsstrichen ehedem hatte. Einst war sie eine nahe Schwester der griechischen Sprache und jetzt wie fern ab von dieser ist sie gebildet! Keine Sprache jenseit des Ganges hat die Biegsamkeit und den sanften Fortfluß der griechischen Mundart, kein aramaischer Dialekt diesseit des Euphrats hatte ihn in seinen alten Gestalten. Nur die griechische Sprache ist wie durch Gesang entstanden: denn Gesang und Dichtkunst und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat sie zur Musensprache der Welt gebildet. So selten sich nun jene Umstände der Griechen-Cultur wieder zusammenfinden werden, so wenig das Menschengeschlecht in seine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Musäus und Linus oder einen Homerus und Hesiodus mit allem was sie begleitete, von den Todten zurückführen kann: so wenig ist Genesis einer griechischen Sprache in unsern Zeiten selbst für diese Gegenden möglich. —

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verschiedener Gegenden zusammen, die Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern oder die ersten Versuche denkender Köpfe waren, sich die Wunder der Welt zu erklären und der menschlichen Gesellschaft Gestalt zu geben. So unächt und neugeformt unsre Hymnen des alten Orpheus seyn mögen: so sind sie immer doch Nach-

bilder von jenen lebendigen Anbetungen und Grüßen an die Natur, die alle Völker auf der ersten Stufe der Bildung lieben. Der rohe Jäger spricht seinen gefürchteten Bär, der Neger seinen heiligen Fetisch, der parsische Mobed seine Naturgeister und Elemente beinah auf orphische Weise an; und wie ist der orphische Natur-Hymnus blos und allein schon durch die griechischen Worte und Bilder gereinigt und veredelt! Und wie angenehm-leichter wurde die griechische Mythologie, da sie mit der Zeit auch in den Hymnen selbst die Fesseln bloßer Beiworte abwarf und dafür, wie in den homerischen Gesängen, Fabeln der Götter erzählte. — Auch in den Kosmogonieen zog man mit der Zeit die alten, harten Ursachen näher zusammen und sang dafür menschliche Helden und Stammväter, die man dicht an jene und an die Gestalten der Götter knüpfte. Glücklicher Weise hatten die alten Theogenieen-Erzähler in die Stammtafeln ihrer Götter und Helden so treffende, schöne Allegorieen, oft nur mit Einem Wort ihrer holden Sprache gebracht, daß wenn die späteren Weisen die Bedeutung derselben nur ausspinnen und ihre feinern Ideen daran knüpfen wollten, ein neues schönes Gewebe ward. — Daher verließen selbst die epischen Sänger mit der Zeit ihre oft-gebrauchten Sagen von Götter-Erzeugungen, Himmelsstürmern, Thaten des Herkules u. f. und sangen dafür menschlichere Gegenstände zum menschlichen Gebrauche.

Vor allen ist unter diesen Homer berühmt, der Vater aller griechischen Dichter und Weisen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schicksal wurden seine zerstreueten Gesänge zu rechter Zeit gesammlet und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerstörbarer Pallast der Götter und Helden auch nach Jahrtausenden glänzet. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären strebt: so hat man sich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären, der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher Sänger der jonischen Küste. So manche seiner Art mögen untergegangen seyn, die ihm theilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebet. Man hat ihm Tempel gebaut und ihn als einen menschlichen Gott verehret; die größeste Verehrung indeß ist die bleibende Wirkung, die er auf seine Nation hatte, und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu schätzen vermögen. Zwar sind die Gegenstände, die er besingt, Kleinigkeiten nach unsrer Weise: seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine andre, als die ihm die Sage seiner und der vergangnen Zeiten darbot: eben so eingeschränkt ist auch seine Natur- und Erdkenntniß, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte, sanfte Art, in welcher er, frei

als ein Gott, alle Charaktere sieht, und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählet, die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt und jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte eingehaucht, mit seinen Gesängen gleich ewig lebet: sie sinds, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum Einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unsterblich seyn kann. —

Nothwendig hatte Homer auf die Griechen eine andre Wirkung, als er auf uns haben kann, von denen er so oft eine erzwungne kalte Bewunderung oder gar eine kalte Verachtung zum Lohne hat; bei den Griechen nicht also. Ihnen sang er in einer lebendigen Sprache, völlig noch ungebunden von dem, was man in spätern Zeiten Dialekte nannte: er sang ihnen die Thaten der Vorfahren mit Patriotismus gegen die Fremden, und nannte ihnen dabei Geschlechter, Stämme, Verfassungen und Gegenden, die ihnen theils als ihr Eigenthum vor Augen waren, theils in der Erinnerung ihres Ahnenstolzes lebten. Also war ihnen Homer in mehrerem Betracht ein Götterbote des National-Ruhms, ein Quell der vielseitigsten Nationalweisheit. — Die spätern Dichter folgten ihm: die tragischen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorieen, Beispiele und Sentenzen; jeder erste Schriftsteller einer neuen Gattung nahm am Kunst-Gebäude seines Werks zu dem seinigen das Vor-

Bild, also daß Homer gar bald das Panier des griechischen Geschmacks ward und bei schwächern Köpfen die Regel aller menschlichen Weisheit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt und keine Äneis würde ohne ihn da seyn. — Noch mehr hat auch Er die neueren Völker Europa's aus der Barbarei gezogen: so mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genossen und der arbeitende sowohl, als der betrachtende Mann Regeln des Geschmacks und der Menschenkenntniß aus ihm gezogen. — Indessen ists eben so unläugbar, daß wie jeder große Mann durch eine übertriebne Bewunderung seiner Gaben Mißbrauch stiftete, auch der gute Homer davon nicht frei gewesen, so daß er sich selbst am meisten wundern würde, wenn er wiedererscheinend sähe, was man zu jeder Zeit aus ihm gemacht hat. — Unter den Griechen hielt er die Fabel länger und fester, als sie ohne ihn wahrscheinlich gedauert hätte: Rhapsodisten sangen ihn her, kalte Dichterlinge ahmten ihn nach und der Enthusiasmus für den Homer ward unter den Griechen eine so fahle, süße, zugespitzte Kunst, als ers kaum irgend für einen Dichter unter einem andern Volk gewesen. Die zahllosen Werke der Grammatiker über ihn sind meistens verloren; sonst würden wir auch an ihnen die unselige Mühe sehen, die Gott den spätern Geschlechtern der Menschen durch jeden überwiegenden Geist auflegt: denn sind nicht auch in den neuern Zeiten Beispiele genug von der falschen

Bear-

Bearbeitung und Anwendung Homers vorhanden? Das bleibt indessen immer gewiß, daß ein Geist wie Er in den Zeiten, in denen er lebte und für die Nation, der er gesammelt ward, ein Geschenk der Bildung sey, dessen sich schwerlich ein anderes Volk rühmen könnte.

Kein Morgenländer besitzt einen Homer: keinem europäischen Volk ist zur rechten Zeit in seiner Jugendblüthe ein Dichter wie er erschienen. Selbst Ossian war es seinen Schotten nicht und ob je das Schicksal einen zweiten Glückswurf thun werde, dem Sunde neu-griechischer Freundschafts-Inseln einen Homer zu geben, der sie so hoch wie sein alter Zwillingsbruder führe? darüber frage man das Schicksal.

Da also einmal die griechische Cultur von Mythologie, Dichtkunst und Musik ausging: so ists nicht zu verwundern, daß der Geschmack darin ein Hauptstrich ihres Charakters geblieben, der auch ihre ernsthaftesten Schriften und Anstalten bezeichnet. Unsern Sitten ists fremde, daß die Griechen von der Musik als dem Hauptstück der Erziehung reden, daß sie solche als ein großes Werkzeug des Staats behandeln und dem Verfall derselben die wichtigsten Folgen zuschreiben. — Noch sonderbarer scheinen uns die Lobsprüche, die sie dem Tanz, der Gebehrden- und Schauspielkunst als natürlichen Schwestern der Poesie und Weisheit so begeistert und fast entzückt geben. Manche, die diese Lobsprüche lasen, glaubten, daß die Ton-

Kunst der Griechen auch in systematischer Vollkommenheit ein Wunder der Welt gewesen, weil die gerühmten Wirkungen derselben uns so ganz fremd geblieben. Daß es aber auf wissenschaftliche Vollkommenheit der Musik bei den Griechen nicht vorzüglich angelegt gewesen sey, zeigt selbst der Gebrauch, den sie von ihr machten. Sie behandelten sie nämlich gar nicht als eine besondre Kunst, sondern ließen sie der Poesie, dem Tanze, der Gebehrden- und Schauspielkunst nur dienen. In dieser Verbindung also und im ganzen Gange, den die griechische Cultur nahm, liegt das Hauptmoment der Wirkung ihrer Töne. Die Dichtkunst der Griechen, von der Musik ausgegangen, kam gern auf sie zurück: selbst das hohe Trauerspiel war nur aus dem Chor entstanden, so wie auch das alte Lustspiel, die öffentlichen Ergötzungen, die Züge zur Schlacht und die häuslichen Freuden des Gastmahls bei ihnen selten ohne Musik und Gesang, die meisten Spiele aber nicht ohne Tänze blieben. Nun war hierin zwar, da Griechenland aus vielen Staaten und Völkern bestand, Eine Provinz von der andern sehr verschieden; die Zeiten, die mancherlei Stufen der Cultur und des Luxus änderten darin noch mehr; im Ganzen aber bliebs allerdings wahr, daß die Griechen auf eine gemeinschaftliche Ausbildung dieser Künste als auf den höchsten Punkt menschlicher Wirkung rechneten und darauf den größten Werth legten. Es darf wohl gesagt werden, daß weder die Gebehrden-

noch Schauspielkunst, weder der Tanz, noch die Poesie und Musik bei uns die Dinge sind, die sie bei den Griechen waren. —

Bei ihnen waren sie nur Ein Werk, Eine Blüthe des menschlichen Geistes, deren rohen Keim wir bei allen wilden Nationen, wenn sie gefälligen leichten Charakters sind und in einem glücklichen Himmelsstrich leben, wahrnehmen. So thörigt es nun wäre, sich in dies Zeitalter jugendlichen Leichtsinns zurücksetzen zu wollen, da es einmal vorüber ist und wie ein lahmer Greis mit Jünglingen zu hüpfen; warum sollte dieser Greis es den Jünglingen verübeln, daß sie munter sind und tanzen.

Die Cultur der Griechen traf auf dies Zeitalter jugendlicher Fröhlichkeit, aus deren Künsten sie alles, was sich daraus machen ließ, machten; nothwendig also auch damit eine Wirkung erreichten, deren Möglichkeit wir jetzt kaum in Krankheiten und Überspannungen einsehn. Denn ich zweifle, ob es ein größeres Moment der feinern sinnlichen Wirkung aufs menschliche Gemüth gebe, als der ausstudirte höchste Punkt der Verbindung dieser Künste war, zumal bei Gemüthern, die dazu erzogen und gebildet, in einer lebendigen Welt solcher Eindrücke lebten. —

Lasset uns also, wenn wir selbst nicht Griechen seyn können, uns wenigstens freuen, daß es einmal Griechen gegeben und daß, wie jede Blüthe der menschlichen Denkart, so auch diese ihren Ort und ihre Zeit zur schönsten Entwicklung fand.

Aus dem, was bisher gesagt worden, läßt sich vermuthen, daß wir manche Gattung der griechischen Composition, die sich auf eine lebendige Vorstellung durch Musik, Tanz und die Geberdensprache beziehet, nur als ein Schattenwerk ansehen, mithin auch bei der sorgsamsten Erklärung vielleicht irre gehen werden. Äschylus, Sophokles, Aristophanes und Euripides Theater, war nicht unser Theater; das eigentliche Drama der Griechen ist unter keinem Volk mehr erschienen, so vortreffliche Stücke auch andre Nationen in dieser Art gearbeitet haben. Ohne Gesang, ohne jene Feierlichkeiten und hohen Begriffe der Griechen von ihren Spielen müssen Pindars Oden uns Ausbrüche der Trunkenheit scheinen, so wie selbst Platons Gespräche, voll Sylben-Musik und schöner Composition in Bildern und Worten, eben in Stellen ihrer künstlichen Einkleidung sich die meisten Vorwürfe zugezogen haben. Jünglinge müssen daher die Griechen lesen lernen, weil Alte sie selten zu sehen oder ihre Blüthe sich zuzueignen geneigt sind. Laß es seyn, daß ihre Einbildungskraft oft den Verstand, daß jene feine Sinnlichkeit, in welche sie das Wesen der guten Bildung setzten, zuweilen die Vernunft und Tugend überwogen; wir wollen sie schätzen lernen, ohne selbst Griechen zu werden.

An ihrer Einkleidung, am schönen Maaß und Umriß ihrer Gedanken, an der naturvollen Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, endlich an jenem klangvollen Rhythmus ihrer Sprache, der nie nirgend seines Gleichen gefunden, haben wir immer noch zu lernen.

Herder.

3) Charakter, Wissenschaften und Künste der Römer.

Wenn Unpartheilichkeit und fester Entschluß, wenn unermüdete Thätigkeit in Worten und Werken und ein gesetzter rascher Gang zum Ziel des Sieges oder der Ehre, wenn jener kalte, kühne Muth, der durch Gefahren nicht geschreckt, durch Unglück nicht gebeugt, durchs Glück nicht übermüthig wird, einen Namen haben soll; so müßte er den Namen eines römischen Muthes haben. Mehrere Glieder dieses Staates selbst aus niederm Stande haben ihn so glänzend erwiesen, daß wir, zumal in der Jugend, da uns die Römer meistens nur von ihrer edlen Seite erscheinen, dergleichen Gestalten der alten Welt als hingewichene, große Schatten verehren. Wie Riesen schreiten ihre Feldherren von einem Welttheil zum andern und tragen das Schicksal der Völker in ihrer festen leichten Hand. Ihr Fuß stößt Thronen vorübergehend um; Eins ihrer Worte bestimmt das Leben oder den Tod von Myriaden. Gefährliche Höhe, auf welcher sie standen! zu kostbares Spiel mit Kronen und Millionen an Menschen und Golde! Und auf dieser Höhe gehen sie einfach wie Römer einher, verachtend den Pomp königlicher Barbaren; der Helm ihre Krone, ihre Zierde der Brustharnisch.

Und wenn ich sie auf diesem Gipfel der Macht und des Reichthums in ihrer männlichen Beredsamkeit höre, in ihren häuslichen oder patriotischen Tugenden unermüdet-wirksam sehe: wenn im Gewühl der Schlachten oder im Getümmel des Marktes die Stirn Cäsars immer heiter bleibt und auch gegen Feinde seine Brust mit verschonender Großmuth schläget; große Seele bei allen deinen leichtsinnigen Lastern, wenn du nicht werth warest, Monarch der Römer zu werden, so war es niemand. Doch Cäsar war mehr als dies; er war Cäsar. Der höchste Thron der Erde schmückte sich mit seinem persönlichen Namen; o hätte er sich auch mit seiner Seele schmücken können, daß Jahrtausende hin ihn der gütige, muntre, umfassende Geist Cäsars hätte beleben mögen!

Aber gegen ihm über stehet sein Freund Brutus mit gezucktem Dolch. Guter Brutus, bei Sardes und Philippen erschien dir dein böser Genius nicht zuerst; er war dir längst vorher unter dem Bilde des Vaterlandes erschienen, dem du mit einer weichern Seele als deines rohen Vorfahren war, die heiligern Rechte der Menschheit und Freundschaft aufopfertest. Du konntest deine erzwungene That nicht nutzen, da dir Cäsar's Geist und Sulla's Pöbelwuth fehlte und wurdest also genöthigt, das Rom, das kein Rom mehr war, den wilden Rathschlägen eines Antonius und Oktavius zu überlassen, von denen jener alle römische Pracht einer ägyptischen Buhlerin zu Füßen legte und dieser

nachher aus dem Gemach einer Livia mit scheinheiliger Ruhe die müdegequälte Welt beherrschte. Nichts blieb dir übrig, als dein eigner Stahl, eine traurige und doch nothwendige Zuflucht der Unglücklichen unter einem römischen Schicksal.

Woher entsprang dieser große Charakter der Römer? Er entsprang aus ihrer Erziehung, oft sogar aus dem Namen der Person und des Geschlechtes, aus ihren Geschäften, aus dem Zusammendrange des Rathes, des Volks und aller Völker im Mittelpunkt der Weltherrschaft; ja endlich aus der glücklich-unglücklichen Nothwendigkeit selbst, in der sich die Römer fanden. — Daher theilte er sich auch allem mit, was an der römischen Größe Theil nahm, nicht nur den edeln Geschlechtern, sondern auch dem Volk; und Männern sowohl als Weibern. Die Tochter Scipio's und Cato's, die Gattin Brutus, der Gracchen Mutter und Schwester konnten ihrem Geschlecht nicht unwürdig handeln; ja oft übertrafen edle Römerinnen die Männer selbst an Klugheit und Würde.

So war Terentia heldenmüthiger als Cicero, Veturia edler als Coriolan, Paulina stärker als Seneka u. f. In keinem morgenländischen Harem, in keinem Gynäzum der Griechen konnten bei aller Anlage der Natur weibliche Tugenden hervorsprossen wie im öffentlichen und häuslichen Leben der Römer; freilich aber auch in verdorbenen Zeiten weibliche Laster, vor denen die Menschheit schaudert. Schon nach überwindung der Lateiner wur-

den hundert und siebenzig römische Gemahlinnen eins, ihre Männer mit Gift hinzurichten und tranken, als sie entdeckt waren, ihre bereitete Arzneí wie Helden. Was unter den Kaisern die Weiber in Rom vermochten und ausübten, ist unsäglich. Der stärkste Schatte grenzt ans stärkste Licht: eine Stiefmutter Livia und die treue Antonia=Drusus, eine Plancina und Agrippina=Germanikus, eine Messalina und Oktavia stehen dicht an einander.

* * *

Wollen wir den Werth der Römer auch in der Wissenschaft schätzen, so müssen wir von ihrem Charakter ausgehn und keine Griechen=Künste von ihnen fordern. Ihre Sprache war der äolische Dialekt, beinah mit allen Sprachen Italiens vermischt; sie hat sich aus dieser rohen Gestalt langsam hervorgearbeitet und dennoch Trotz aller Bearbeitung hat sie zur Leichtigkeit, Klarheit und Schönheit der griechischen Sprache nie völlig gelangen mögen. Kurz, ernst und würdig ist sie, die Sprache der Gesetzgeber und Beherrscher der Welt; in allem ein Bild vom Geiste der Römer. Da diese mit den Griechen erst später bekannt wurden, nachdem sie durch die lateinische, etruskische und eigne Cultur lange Zeit schon ihren Charakter und Staat gebildet hatten; so lernten sie auch ihre natürliche Beredsamkeit durch die Kunst der Griechen erst spät verschönern. Wir wollen also über die ersten dramatischen und poe=

tischen Übungen, die zur Ausbildung ihrer Sprache unstreitig viel beitrugen, wegsehn und von dem reden, was bei ihnen tiefere Wurzel faßte. Es war dieses Gesetzgebung, Beredsamkeit und Geschichte; Blüthen des Verstandes, die ihre Geschäfte selbst hervortrieben und in welchen sich am meisten ihre römische Seele zeiget. Aber zu beklagen ists, daß auch hier uns das Schicksal wenig gegönnet hat, indem die, deren Eroberungsgeist uns so viele Schriften andrer Völker raubte, die Arbeiten ihres eignen Geistes gleichfalls der zerstörenden Zukunft überlassen mußten.

Nach den wenigen Bruchstücken und Proben eines Cornelius, Cäsar, Livius u. f. hatte die römische Geschichte zwar nicht jene Anmuth und süße Schönheit der griechischen Historie; dafür aber gewiß eine römische Würde und in Sallust, Tacitus u. a. viel philosophische und politische Klugheit. Wo große Dinge gethan werden, wird auch groß gedacht und geschrieben; in der Sklaverei verstummet der Mund, wie die spätere römische Geschichte selbst zeiget. Und leider ist der größeste Theil der römischen Geschichtschreiber aus Roms freien oder halbfreien Zeiten ganz verloren. Ein unersetzlicher Verlust: denn nur Einmal lebten solche Männer; nur Einmal trieben sie ihre eigne Geschichte.

Der römischen Geschichte ging die Beredsamkeit als Schwester, und beiden ihre Mutter, die Staats- und Kriegskunst zur Seite; daher auch mehrere

der größesten Römer in jeder dieser Wissenschaften nicht nur Kenntnisse hatten, sondern auch schrieben.

Unbillig ist der Tadel, den man den griechischen und römischen Geschichtschreibern darüber macht, daß sie ihren Begebenheiten so oft Staats- und Kriegsreden einmischten: denn da in der Republik durch öffentliche Reden Alles gelenkt wurde, hatte der Geschichtschreiber kein natürliches Band, durch welches er Begebenheiten binden, vielseitig darstellen und pragmatisch erklären konnte, als eben diese Reden: sie waren ein weit schöneres Mittel des pragmatischen Vortrages, als wenn der spätere Tacitus und seine Brüder, von Noth gezwungen, ihre eigenen Gedanken einförmig zwischen webten. Indessen ist auch Tacitus mit seinem Reflexions-Geist oft unbillig beurtheilt worden: denn in seinen Schilderungen sowohl, als im gehässigen Ton derselben ist er an Geist und Herz ein Römer. Ihm wars unmöglich, Begebenheiten zu erzählen ohne daß er die Ursachen derselben entwickle und das Verabscheuungswürdige mit schwarzen Farben mahle. Seine Geschichte ächzet nach Freiheit und in ihrem dunkel-verschloßnem Ton beklagt sie den Verlust derselben weit bitterer, als sie's mit Worten thun könnte. Nur der Zeiten der Freiheit d. i. offener Handlungen im Staat und im Kriege erfreut sich die Beredsamkeit und Geschichte; mit jenen sind beide dahin: sie borgen im Müßiggange des Staats auch müßige Betrachtungen und Worte.

In Absicht der Beredsamkeit indessen dürfen wir den Verlust nicht minder großer Redner als Geschichtschreiber weniger beklagen; der einzige Cicero ersetzet uns viele. In seinen Schriften von der Redekunst giebt er uns wenigstens die Charaktere seiner großen Vorgänger und Zeitgenossen; seine Reden selbst aber können uns jetzt statt Cato's, Antonius, Hortensius, Cäsars u. a. dienen. Glänzend ist das Schicksal dieses Mannes, glänzender nach seinem Tode als es im Leben war. Nicht nur die römische Beredsamkeit in Lehre und Mustern, sondern auch den größesten Theil der griechischen Philosophie hat Er gerettet, da ohne seine beneidenswerthen Einkleidungen die Lehren mancher Schulen uns wenig mehr, als dem Namen nach bekannt wären.

Seine Beredsamkeit übertrifft die Donner des Demosthenes nicht nur an Licht und philosophischer Klarheit, sondern auch an Urbanität und wahrerem Patriotismus. Er beinahe allein hat die reinere lateinische Sprache Europen wiedergegeben, ein Werkzeug, das dem menschlichen Geist bei manchen Mißbräuchen unstreitig große Vortheile gebracht hat. Ruhe also sanft, du vielgeschäftiger, vielgeplagter Mann, Vater des Vaterlandes aller lateinischen Schulen in Europa. Deine Schwachheiten hast du genug gebüßet in deinem Leben; nach deinem Tode erfreuet man sich deines gelehrten, schönen, rechtschaffenen, edeldenkenden Geistes und lernt aus deinen Schriften und Briefen dich wo

nicht verehren, so doch hochschätzen und dankbar lieben.

* * *

Die Poesie der Römer war nur eine ausländische Blume, die in Latium zwar schön fortgeblühet, und hie und da eine feinere Farbe gewonnen hat; eigentlich aber keine neuen eignen Fruchtkeime erzeugen konnte. Schon die Etrusker hatten durch ihre saliarischen und Leichengedichte, durch ihre fußkenninischen, atellanischen und scenischen Spiele die roheren Krieger zur Dichtkunst vorbereitet: mit den Eroberungen Tarents und andrer groß-griechischer Städte, wurden auch griechische Dichter erobert, die durch die feineren Musen ihrer Mutterspräche den überwindern Griechenlands ihre rohe Mundart gefälliger zu machen suchten. Wir kennen das Verdienst dieser ältesten römischen Dichter nur aus einigen Versen und Fragmenten; erstaunen aber über die Menge Trauer- und Lustspiele, die wir von ihnen nicht nur aus alten, sondern zum Theil auch aus den besten Zeiten genannt finden. Die Zeit hat sie vertilgt und ich glaube, daß gegen die Griechen gerechnet, der Verlust an ihnen nicht so groß sey, da ein Theil derselben griechische Gegenstände und wahrscheinlich auch griechische Sitten nachahmte. Das römische Volk erfreute sich an Possen und Pantomimen, an cirzensischen oder gar an blutigen Fechterspielen viel zu sehr, als daß es fürs Theater ein griechisches Ohr und

eine griechische Seele haben konnte. Als eine Sklavin war die scenische Muse bei den Römern eingeführt und sie ist bei ihnen immer auch eine Sklavin geblieben; wobei ich indeß den Verlust der hundert und dreißig Stücke des Plautus und die untergegangene Schiffsladung von hundert und acht Lustspielen des Terenz, so wie die Gedichte Eminus, eines Mannes von starker Seele, insonderheit seinen Scipio und seine Lehrgedichte sehr bedaure: denn im einzigen Terenz hätten wir, nach Cäsars Ausdruck, wenigstens den halben Menander wieder.

Dank also dem Cicero auch dafür, daß er uns den Lukrez, einen Dichter von römischer Seele und dem Augustus, daß er uns den halben Homer in der Äneis seines Maro erhalten.

Dank dem Cornutus, daß er von seinem edlen Schüler Persius auch einige seiner Lehrlingsstücke uns nicht mißgönnte und auch euch ihr Mönche sey Dank, daß ihr um Latein zu lernen, uns den Terenz, Horaz, Böthius, vor allen andern aber Euren Virgil als einen rechtgläubigen Dichter aufbewahrtet. Der einzig-unbefleckte Lorbeer in Augusts Krone ists, daß er den Wissenschaften Raum gab und die Musen liebte.

* * *

Freudiger wende ich mich von den römischen Dichtern zu den Philosophen; manche waren oft beides und zwar Philosophen von Herz und Seele.

In Rom erfand man keine Systeme; aber man übte sie aus und führte sie in das Recht, in die Staatsverfassung, ins thätige Leben. Nie wird ein Lehrdichter feuriger und stärker schreiben, als Lukrez schrieb: denn er glaubte seine Lehre: nie ist seit Plato die Akademie desselben reizender verjüngt worden, als in Cicero's schönen Gesprächen. So hat die stoische Philosophie nicht nur in der römischen Rechtsgelehrsamkeit ein großes Gebiet eingenommen und die Handlungen der Menschen daselbst strenge geregelt, sondern auch in den Schriften Senekas, in den vortrefflichen Betrachtungen Mark-Aurels, in den Regeln Epiktets u. f. eine praktische Festigkeit und Schönheit erhalten, zu der die Lehrsätze mehrerer Schulen offenbar beigetragen haben. Übung und Noth in mancherlei harten Zeitumständen des römischen Staats stärkten die Gemüther der Menschen und stählten sie; man suchte, woran man sich halten könnte und brauchte das, was der Grieche ausgedacht hatte, nicht als einen müßigen Schmuck, sondern als Waffe, als Rüstung.

Große Dinge hat die stoische Philosophie im Geist und Herzen der Römer bewirkt und zwar nicht zur Welteroberung, sondern zur Beförderung der Gerechtigkeit, der Billigkeit und zum innern Trost unschuldig-gedrückter Menschen. — Denn auch die Römer waren Menschen und als eine schuldlose Nachkommenschaft durch das Laster ihrer Vorfahren litt, suchten sie Stärkung, woher sie

konnten: was sie selbst nicht erfunden hatten, eigneten sie sich desto fester zu. —

* * *

Die Geschichte der römischen Gelehrsamkeit endlich ist für uns eine Trümmer von Trümmern, da uns größtentheils die Sammlungen ihrer Literatur sowohl, als die Quellen fehlen, aus welchen jene Sammlungen geschöpft waren. Welche Mühe wäre uns erspart, welch Licht über das Alterthum angezündet, wenn die Schriften Varro's oder die zweitausend Bücher aus denen Plinius zusammenschrieb, zu uns gekommen wären! Freilich würde ein Aristoteles aus der den Römern bekannten Welt anders als Plinius gesammelt haben: aber noch ist sein Buch ein Schatz, der bei aller Unkunde in einzelnen Fächern sowohl den Fleiß als die römische Seele seines Sammlers zeiget. So auch die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit dieses Volkes: sie ist die Geschichte eines großen Scharfsinnes und Fleißes, der nirgend als im römischen Staat also geübt und so lange fortgesetzt werden konnte; an dem was die Zeitfolge daraus gemacht und daran gereihet hat, sind die Rechtslehrer des alten Roms unschuldig.

Kurz, so mangelhaft die römische Literatur gegen die griechische beinah in jeder Gattung erscheinet: so lag es doch nicht in den Zeitumständen allein, sondern in ihrer römischen Natur selbst, daß sie Jahrtausende hin die stolze Gesetzgeberin aller Nationen werden konnte.

* * *

Zuletzt habe ich noch von der Kunst der Römer zu reden, in welche sie sich für Welt und Nachwelt als jene Herren der Erde erwiesen, denen die Materialien und Hände aller überwundenen Völker zu Gebot standen. Von Anfang' an war ein Geist in ihnen, die Herrlichkeit ihrer Siege durch Ruhmeszeichen, die Herrlichkeit ihrer Stadt durch Denkmahle einer prächtigen Dauer zu bezeichnen; so daß sie schon sehr frühe an nichts Geringeres als an eine Ewigkeit ihres stolzen Daseyns dachten. Die Tempel, die Romulus und Numa bauten, die Plätze, die sie ihren öffentlichen Versammlungen anwiesen, gingen alle schon auf Siege und eine mächtige Volksregierung hinaus, bis bald darauf Ankus und Tarquinius die Grundfesten jener Bauart legten, die zuletzt beinah zum Unermeßlichen emporstieg. Der etruskische König baucte die Mauer Roms von gehauenen Steinen; er führte, sein Volk zu tränken und die Stadt zu reinigen, jene ungeheure Wasserleitung, die noch jetzt in ihren Ruinen ein Wunder der Welt ist: denn dem neueren Rom fehlte es, sie nur aufzuräumen oder in Dauer zu erhalten, an Kräften. Eben desselben Geistes waren seine Galerien, seine Tempel, seine Gerichtssäle und jener ungeheure Cirkus, der blos für Ergötzungen des Volks errichtet, noch jetzt in seinen Trümmern Ehrfurcht fodert. Auf diesem Wege gingen die Könige, insonderheit der stolze Tarquin, nachher die Consuls und Ädilen, späterhin die Welteroberer und Diktators, am meisten

Julius Cäsar fort und die Kaiser folgten. So kamen nach und nach jene Thore und Thürme, Theater und Amphitheater, Cirken und Stadien, Triumphbogen und Ehrensäulen, jene prächtigen Grabmahle und Grabgewölbe, Landstraßen und Wasserleitungen, Palläste und Bäder zu Stande, die nicht nur in Rom und Italien, sondern häufig auch in andern Provinzen ewige Fußtapfen dieser Herren der Welt sind. Fast erliegt das Auge, manche dieser Denkmahle nur noch in ihren Trümmern zu sehen und die Seele ermattet, das ungeheure Bild zu fassen, das in großen Formen der Festigkeit und Pracht sich der anordnende Künstler dachte. Noch kleiner aber werden wir, wenn wir uns in die Zwecke dieser Gebäude, das Leben und Weben in und zwischen denselben, endlich das Volk gedenken, denen sie geweihet waren und die oft einzelnen Privatpersonen, die sie ihm weihten. Da fühlt die Seele, nur Ein Rom sey je in der Welt gewesen und vom hölzernen Amphitheater des Curio an bis zum Coliseum des Vespasians, vom Tempel des Jupiter Stators bis zum Pantheon des Agrippa oder dem Friedenstempel, vom ersten Triumphthor eines einziehenden Siegers bis zu den Siegesbogen und Ehrensäulen Augustus, Titus, Trajans, Severus u. s. sammt jeder Trümmer von Denkmahlen ihres öffentlichen und häuslichen Lebens habe Ein Genius gewaltet. Der Geist der Völkerfreiheit und Menschenfreundschaft war dieser Genius nicht; denn wenn man die

ungeheure Mühe jener arbeitenden Menschen bedenkt, die diese Marmor- und Steinfelsen oft aus fernen Landen herbeischaffen und als überwundene Sklaven errichten mußten: wenn man die Kosten überschlägt, die solche Ungeheuer der Kunst vom Schweiß und Blut geplünderter, ausgesogner Provinzen erforderten, ja endlich, wenn wir den grausamen, stolzen und wilden Geschmack überlegen, den durch jene blutigen Fechterspiele, durch jene unmenschlichen Thierkämpfe, jene barbarischen Triumph-Aufzüge u. s. die meisten dieser Denkmahle nährten; die Wollüste der Bäder und Palläste noch ungerechnet: so wird man glauben müssen ein gegen das Menschengeschlecht feindseliger Dämon habe Rom gegründet, um allen Irdischen die Spuren seiner dämonischen übermenschlichen Herrlichkeit zu zeigen. Man lese über diesen Gegenstand des älteren Plinius und jedes edlen Römers eigne Klagen: man folge den Erpressungen und Kriegen nach, durch welche die Künste Etruriens, Griechenlands und Ägyptens nach Rom kamen: so wird man den Steinhaufen der römischen Pracht vielleicht als die höchste Summe menschlicher Gewalt und Größe anstaunen, aber auch als eine Tyrannen- und Mördergrube des Menschengeschlechts verabscheuen lernen. Die Regeln der Kunst indessen bleiben was sie sind und obgleich die Römer selbst in ihr eigentlich nichts erfanden, ja zuletzt das anderswo Erfundene barbarisch genug zusammensetzten: so bezeichnen sie sich dennoch

auch in diesem zusammenraffenden, aufthürmenden Geschmack als die großen Herren der Erde. —

Gern wollten wir den Römern alle von ihnen verachtete Griechenkünste, die doch selbst von ihnen zur Pracht oder zum Nutzen gebraucht wurden, ja sogar die Erweiterung der edelsten Wissenschaften, der Astronomie, Zeitenkunde u. s. erlassen und lieber zu den Örtern wallfahrten, wo diese Blüthen des menschlichen Verstandes auf ihrem eignen Boden blühten; wenn sie dieselbe nur an Ort und Stelle gelassen und jene Regierungskunst der Völker, die sie sich als ihren Vorzug zuschrieben, menschenfreundlicher geübt hätten. Dies aber konnten sie nicht, da ihre Weisheit nur der übermacht diente und den vermeinten Stolz der Völker nichts als ein größerer Stolz beugte. —

Herder.

4) über die Geschichte der griechischen Poesie.

Die Griechen sind mit allen Nationen von einer Stelle ausgegangen. überall und unter allen Völkern hat die erregte Einbildungskraft, das gereizte Gefühl, und der sympathetische Wunsch einer Mittheilung der Erfindungen eine Art von Poesie erzeugt, die doch wenigstens einige Schritte vor dem bloßen Schrei der Natur voraus hat.

Das Klima von Griechenland ist weniger anmuthig und günstig, als die Breite, unter welcher es liegt, erwarten läßt; und die Wiege der Dichtkunst, Staatswissenschaft und Philosophie ist nicht das reizende, fruchtbare und lachende Land, als es der Einbildungskraft, der Wahrheit zum Trotze, erscheinen mag. Eine Kette hoher Gebirge trennt im Norden das freie Land von Thessalien und Mazedonien, und läuft in mehreren Armen südlich hinab, wo sie in einigen Landzungen ausgeht, und den Peloponnes mit dem festen Lande vereint. Ebenso wird das Land der südlichen Halbinsel durch Gebirge zusammengehalten, die sich von Arkadien, dem höchsten Punkte des Peloponnes, nach allen Gegenden ausdehnen, überall weite Thäler umfangen und große Landzungen bilden. An diesen hohen Gebirgen brechen sich die sanften Lüfte des Meeres, und eine üppige Fruchtbarkeit der Natur findet hier keine Statt.

Dafür aber hat die Natur diesem Lande eine Einrichtung gegeben, welche die Bewohner desselben zu einem lebhaften Verkehr mit den Bewohnern andrer Klimaten zwang. Die Verschiedenheit des Bodens gab ihm eine größere Mannichfaltigkeit der Produkte, als vielleicht ein anderes Land desselben Umfanges besitzen mag; und die zahlreichen, von der Natur gebildeten, Buchten und Häfen ladeten fremde Völker frühezeitig zum Handel an diese Küsten ein. Aber auch selbst die Einwohner des Landes, in welches das Meer von allen Seiten eindrang, und welches auf allen Seiten mit großen und kleinen Inseln umgeben war, wurden früh auf das Meer gelockt, und von der Natur zu Reisen und Wanderungen eingeladen. Leicht beweglich, thätig und lebhaft waren daher die Bewohner von Griechenland; zu jeder, auch der entferntesten Unternehmung aufgelegt, und recht zur Bepflanzung fremder Klimaten geschickt. Diese Munterkeit und Lebhaftigkeit ist ein Grundzug in dem Charakter dieser Nation, und gleichsam die Wurzel, aus welcher ihre Tugenden, Thorheiten und Laster entsproßten.

Hier sollten die Menschen, mehr als irgendwo, durch sich selbst, durch die Kraft ihrer eignen Anlagen, nicht durch den Willen und das Beispiel einiger Wenigen, hier sollten sie, wenn auch langsamer, aber desto eigenthümlicher gebildet werden. So wollte es die Natur. Darum zerschnitt sie das Land in viele Provinzen und trennte die ein-

zelnen Stämme, die nun beweglicher waren, als jene Volksmassen, welche die Natur hordenweis in dem Morgenlande zusammentrieb, und zur Unterwürfigkeit unter despotische Scepter zwang.

Unabhängig waren diese kleinen Völkerschaften von einander, und ungleich an Sitten, Religion und Regierungsform. Jede bildete sich eigenmächtig aus, so gut sie konnte, und soweit es die Umstände erlaubten oder beförderten. Daher blieben einige bis auf den letzten Augenblick ihres Daseyns der Barbarei unterworfen; einige verfeinerten sich bis zu einem gewissen Grade; einige drangen bis zum höchsten Gipfel der Kultur empor. So hat Ätolien und Lakonien nie auf dem Altare der Musen geopfert, und Arkadien hat nur in den letzten Zeiten der griechischen Freiheit einige talentvolle Männer hervorgebracht.

Einzelne Samenkörner der Kultur scheinen von Ankömmlingen aus gebildeten Gegenden in dem noch rohen Griechenlande ausgestreuet worden, und manches nützliche, die Menschheit ehrende Gesetz mag von Asien dahin gebracht worden seyn. Aber diese Sprache konnte ihre eigenthümliche Bildung für die Dichtkunst, ihren Wohllaut, ihre Biegsamkeit, ihren bestimmten Accent und Sylbenwerth von keinen fremden, am allerwenigsten von asiatischen Völkern bekommen. Diese Vorzüge, welche die griechische Sprache vor allen Sprachen der alten und neuen Welt auszeichnet, verdankt sie jenem glücklichen Ungefähr, das die Worte mit Musik,

beides mit Tanz verband; eine Vereinigung, welche schon in sehr frühen Zeiten statt gefunden hat, und aus welcher sich manches scheinbare Räthsel mit leichter Mühe erklären läßt.

Die Griechen waren von Alters her ein musikalisches Volk. Denn die Wunder, welche ihre älteste Geschichte von den Wirkungen der Tonkunst erzählt, und den Thaten eines Amphion und Orpheus sind nicht so ganz Fabel, daß ihnen nicht eine gewisse Wahrheit zum Grunde läge. Aber freilich würde es sehr unphilosophisch seyn, einer übergroßen Vollkommenheit der Kunst dasjenige zuzuschreiben, was nur die Wirkung größerer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber, selbst einer mittelmäßigen Musik gewesen seyn kann. Denn diese Wunder verschwanden in den Zeiten der höhern Kultur, und die geschicktesten Tonkünstler der spätern Zeit waren umsonst bemüht, die Wunder der orphischen Kunst zu erneuern. Was einmal verschwunden war, kam nicht mehr zurück.

So unvollkommen wir uns aber auch immer die Musik der ältesten Dichter denken mögen; so war sie es doch, die der Sprache, welche gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Bestimmtheit ihrer Sylben gab, so wie der Takt des Tanzes den Rhythmus des Verses hervorbringen mußte. Indem nun also die Griechen verbanden, was anderwärts getrennt war; so sind sie unter allen dichtenden Nationen die einzige geworden,

welche, bei ihrem ersten Auftritte in die Geschichte der Literatur, mit einer höchst bestimmten Prosodie und regelmäßig geformten Versen erscheint. Welch ein Wunder der Kunst ist der Rhythmus des Hexameter, in welchen Homers Gedichte einhertreten! wie ist er in allen seinen kleinsten Theilen bestimmt und vollendet! Wie schmiegen sich ihm Gedanken und Worte an! und wie dürftig erscheint dagegen der armselige Parallelismus der morgenländischen Poesie!

An diesem Faden lief die Bildung der poetischen Sprache fort. Nie, bis in die Zeiten der höchsten Kultur hinauf, vergaß die Dichtkunst der Griechen ihren ersten Ursprung, den sie den Festen der Götter, den Versammlungen frommer und fröhlicher Menschen dankte. Bei allen Festen, feierlichen Zusammenkünften und Spielen klang die Leyer der Dichter von den Thaten der Götter und Halbgötter, von dem Preise der Tugend und dem Hohne des Lasters. Immer blieb die Dichtkunst lebendige Darstellung durch tönende Worte, denen Tanz und Musik zu Hilfe kam. In dem Trauerspiele war nicht blos der lyrische Theil mit Gesang verbunden; der Dialog selbst war dem Recitative gleich. Dasselbe war es mit dem epischen Gedicht, der Hymne und andern. Nicht für das Auge, sondern ganz eigentlich für das Ohr war und blieb ihre Dichtkunst bestimmt. Und als dieses aufhörte, als der feierliche Gesang verstummte, und die Musen sich aus dem Gedränge des Volks

in

in die Studierstuben zurückzogen; da war es um die Blüthe der Dichtkunst gethan. Noch immer zwar blieben ihr jene reizenden Formen, welche sie in einem poetischen Zeitalter empfangen hatte; aber der Geist, der sie beseelen sollte, und die genialische Kraft war dahin. Die Kunst konnte nicht ersetzen, was der Natur vordem von selbst und ohne Mühe entquollen war.

Noch in der fabelhaften Zeit erscheint in dem unbebauten Lande ein poetisches Volk. Die Thracier, vielleicht an der Küste Klein-Asiens einheimisch, bringen in das gegenüberliegende Land, dessen nördlichere Gegend sie einnehmen, die Kenntniß der Pierinnen, deren Namen ein unverlöschliches Denkmal des längst vernichteten Stammes bleibt. Hier in Pierien, scheint es, am Fuße des Olymps, tönten zum erstenmale feierliche Hymnen den unsterblichen Göttern, welche die rege Phantasie des kindisch frommen Volks in die Wolken setzte, die den Scheitel seines Gebirges umhüllten. Hier war und hier blieb ihre Wohnung, und so lange die Religion der Griechen in irgend einem Theile der Erde blühte, selbst noch in dem Nachhall griechischer Gedichte, heißen sie die olympischen. Hier tanzten ihnen die Musen, und feierten ihre Feste mit unnachahmlichen Liedern. Von hier stiegen sie bisweilen in das benachbarte Tempe hinab, und badeten ihre Leiber in den Wassern des Peneus. Hier ward jeder

Ort für ewige Zeiten der Dichtkunst gewidmet und mit einem poetischen Namen bezeichnet.

In dieser Epoche und aus diesem thracischen Dichterstamm trat Orpheus hervor, den man mit Unrecht für ein bloßes Phantom fabelnder Geschichtschreiber hält. Denn so sehr auch die poetische Sprache des Alterthums und der Aberglaube einer gewissen Sekte die Begebenheiten seines Lebens zum Theil ausgeschmückt, zum Theil verunstaltet hat; so bleibt ihnen doch ein gewisser historischer Grund, dessen Wirklichkeit so manches Institut Griechenlands bündiger, als die Zeugnisse der Geschichtschreiber beweiset. Auch leuchtet aus der Hülle dieser Fabeln selbst die Geschichte eines Mannes hervor, wie ihn jenes Zeitalter gar wohl aufstellen konnte; die Geschichte eines der höchsten Begeisterung fähigen Liedersängers, welchen der Wahn des Volkes, das sein Anblick und seine Töne innigst erschütterten und rührten, zu einem Vertrauten der Götter erhob, dem sie in den Stunden der Weihe gegenwärtig waren und ihre Kenntnisse einhauchten. Darum ist er ein Arzt, ein Prophet und Stifter eines geheimnißvollen, begeisterten Gottesdienstes. In ihm erscheint uns ein Lehrer seines Volks, wie nur Dichter barbarischer Zeiten seyn können, wo keine Wahrheit Eingang findet, als auf dem Wege der Einbildungskraft, und wenn sie sich mit dem äußern Reiz des Gesanges paart. Ob es nun gleich höchst unwahrscheinlich ist, daß auch nur eines der Ge-

dichte, die wir unter seinem Namen besitzen, von ihm wirklich sey; so sind doch mehrere derselben uralt, und lassen den Geist der Dichtkunst in dem orphischen Zeitalter ahnen. Am ältesten scheinen die Hymnen zu seyn, ein merkwürdiges Überbleibsel der alten Liturgie, und höchst feierlich durch die Anhäufung volltönender Namen und Beiwörter der Gottheit, an deren Altären geopfert ward. Denn aus zahlreichen Namen des Gottes erhellte seine mitgetheilte Macht und sein weit verbreitetes Ansehen in allen Orten und Ländern. Und daß sie ohne Verbindung zusammengeworfen sind, läßt auf die Ehrfurcht des Betenden schließen, der zur Gottheit nur aufseufzt, aber nicht mit ihr zu sprechen wagt.

Aus dem nemlichen Zeitalter und demselben thracischen Stamme glänzen uns die ruhmvollen Namen des Eumolpus und Musäus entgegen, prophetischer Dichter und Priester in dem geheimen Dienste der Götter. Uralte, in den Mysterien erhaltene Sagen, für deren Wahrheit die Natur der Sache zu bürgen scheint, belehren uns über die Gattungen der Poesie, welche damals ihren Ursprung erhalten haben. Noch war die Dichtkunst eine Tochter und Dienerin der Religion, und ihr Gebrauch war ganz religiös. An den Altären schallte der Ruhm der Götter; und das Andenken ihrer Thaten, ihrer Strafgerichte, und ihrer wohlthätigen Erscheinungen waren der Inhalt jener lyrisch-epischen Hymnen. Hier bildete sich

derjenige Theil der Fabeln in poetischer Schönheit aus, welche der fromme Wahn des gläubigen Volks von den Göttern seines Landes und Stammes roh erfunden, und dem verschönernden Dichter vorgearbeitet hatte. Ein andrer Theil der Mythologie, welcher die Thaten merkwürdiger Menschen in sich begreift, bildete sich in den Versammlungen des Volkes, das die Dichter durch die lebhafte Erzählung großer und wunderbarer Thaten der Vorwelt mit Bewunderung und Staunen erfüllten. Und so erscheinen denn also die ersten Anfänge des lyrischen und epischen Gedichts wiederum als Keime des freiwirkenden, in der offnen Welt, in der Mitte des Volks sich entwickelnden Geistes. Daher mußte hier alles lebendiger, feierlicher und stärker seyn, wo das Verlangen der Mittheilung stärker und lebhafter war, und wo die Wirkung in den Mienen des horchenden und staunenden Volks sogleich in die Augen fiel. —

Riesenförmig und allein ragt Homer aus seinem Zeitalter hervor, vielleicht schon darum, weil die Werke derjenigen Dichter, auf welche er, und derer, welche auf ihn zunächst folgten, ein Raub der Zeiten geworden sind. Darum wird es auch immer schwer bleiben, zu erklären, wie Homer sich gebildet hat, und zu bestimmen, wie viel er sich selbst, und wie viel er seinem Zeitalter dankt. Es ist aber eben so ungereimt, seinem eignen Erfindungsgeiste gar nichts überlassen zu wollen, als ihm die Erfindung des Stoffs und der

Form, die Schöpfung der Begebenheiten, der Sprache und Religion zuzueignen.

Unstreitig fand Homer eine Sprache vor, welche schon durch mehrere Dichter voriger Zeiten ihre poetische Form erhalten hatte. Denn so inkorrekt diese Sprache auch selbst noch in Homers Gesängen ist, so ist sie doch unglaublich wohlklingend, biegsam und an sinnlichen Ausdrücken reich, so daß es keinen, auch noch so kleinen Theil einer sinnlichen Handlung gibt, den sie nicht auszudrücken im Stande wäre. Er fand eine Begebenheit alter Zeiten vor, die für seine Nation von unbezweifelter Wichtigkeit war, und welche auch außerdem durch die Mannigfaltigkeit handelnder Personen, und einen großen Aufwand von Kräften ein allgemeines Interesse, bei sich führte. Er fand endlich ein System der Götterwelt, einen Reichthum an philosophischen und historischen Mythen vor, welche er mit künstlicher Hand seinem Werke einzuweben verstand. Ein neues und herrliches Mittel zur Hervorbringung wahrer Größe und innern Zusammenhangs.

Wie Homer dieses Mittel benutzt habe, liegt jedem vor Augen, der es sehen und fühlen kann. Wie schön schließt sich in seinen Werken alles zu einem Ganzen zusammen! Bei dieser Fülle der Begebenheiten, welche Einfachheit im Plane und Gange der Handlung, so daß auch ein Kind ihn zu fassen im Stande ist. Bei diesem Reichthume von Charakteren, welche Schärfe und Bestimm-

heit in jedem! Und in seinen Beschreibungen, welches Leben, welche Anschaulichkeit! Denn indem er uns immer aus dem Gewühle der Schlacht zu den Gruppen einzelner Kämpfer, und von den einzelnen Kämpfern zu dem Gewühle der Schlacht zurückführt, weiß er uns die ganze Scene, so reich sie auch seyn mag, klar und perspektivisch vor Augen zu stellen. Auf eine bewundernswürdige Weise ist der Ton seiner Sprache jeder Materie angepaßt; mit ihr erhebt er sich und sinkt, mit ihr verstärkt und schwächt er sich. Doch scheint dieses Verdienst zum Theil der Beschaffenheit seines Zeitalters zuzuschreiben zu seyn. Denn in diesem Zeitalter kannte man keine Rangordnung der Dinge und Wörter, und das Raffinement des spätern Geschmacks, welcher sich da, wo das Geringfügige und Alltägliche nicht vermieden werden kann, der Hülle einer philosophischen Sprache bedient, ist ihm noch unbekannt. Auch ist die Sprache ihrem Ursprunge noch nah genug, damit die Wörter ein sichtbares Gepräge der Analogie mit den Gegenständen, die sie bezeichnen, tragen können.

Was Homer für seine Zeiten und für die Griechen war, kann er nicht mehr für uns seyn. Für sie war er ein Codex der ältesten Geschichte und Religion, und bald die Quelle aller nur möglichen Weisheit und Kenntnisse. Denn auch die Empfindungen späterer Zeiten trug man in ihn hinein; und es kam bald dahin, daß diejenigen

Verdienste, die er am wenigsten besaß, am meisten bewundert, und dasjenige am schärfsten getadelt wurde, was doch keinen Tadel verdienen konnte.

Kurz nach Homer tritt Hesiodus in Böotien auf, einem glänzenden Gestirne gleich, das einsam aus dem Schatten der Dämmerung hervorbricht. Hier hatte zwar die Leyer Amphions Thebens Mauer erbaut, und die sagenreichen Geschichten aller böotischen Quellen, Thäler und Hügel verriethen ein altes, poetisches Land; aber schon längst waren die Lieder der Musen am Helikon und um die castalische Quelle verhallt. Hesiodus scheint daher seine poetische Sprache und seine sanfte Kultur aus seinem wahren Vaterland, von Klein-Asiens Küsten empfangen zu haben; aber die jonische Mundart in seinen erhaltenen Werken ist noch ein unerklärtes Phänomen. Auch ist seine holde Stimme gar bald in Böotiens Thälern verklungen, und keine ähnliche gestimmte Saite, scheint es, hat ihr in böotischen Seelen nachgetönt.

Hesiods Gedichte haben mehr als andere die interpolirende und verstümmelnde Hand späterer Zeiten erfahren. Seine größeren Werke sind ein Raub der Zeit geworden; aber auch in den wenigen überbleibseln, welche durch ein günstiges Geschick bis zu uns gekommen sind, bestätigt sich das Urtheil der Alten, welche in seinen Gedichten die süßeste Anmuth, mit Klarheit und Wohlklang

der Sprache vereint, bewundert haben. Denn Homers epischen Flug und seine lebendige Kraft würde man mit Unrecht in Gedichten suchen, deren letzter Zweck Belehrung und Unterricht war. Hesiods Lebensregeln, zum Gebrauch des Hausvaters, sind das Muster der ethischen Dichter späterer Zeiten geworden, und sie sind noch jetzt ein lesbares Werk, aus denen uns der Geist und die Denkungsart des grauen Weltalters fast mehr als aus irgend einem andern anschaulich wird. Der Zweck seiner Theogonie aber, einer Sammlung älterer Mythen, aus frühern Dichtern geschöpft, könnte uns räthselhaft scheinen, wenn uns nicht das, durch Bedürfniß erzeugte, Wohlgefallen des Alterthums an Geschlechtsregistern bekannt wäre, und wenn sich nicht die Geschichte der Heroen Griechenlands an die Geschlechter der Götter anschlöße.

Manso.

5) Das teutsche Mittelalter.

Im Mittelalter war bei der Geistlichkeit der Unterricht und die Unterweisung der Menge; die Klosterschulen, die Universitäten, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntnisse weniger, daß der Unterricht steifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die lustigsten waren, darüber ist das spätere Geschlecht nur einer Meinung; und es kann wirklich nicht geleugnet werden, daß es so war. Aber so leer, so arm, und geistlos konnte es nicht seyn, als viele meinen; denn wie sollen so viele gelehrte, geschickte, geistreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere, und kühnere Männer, als dieses sich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anstalten hervorgegangen seyn, wenn alles sogar todt und dürftig gewesen wäre? Nein, das war es gewiß nicht. Jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieser unglücklichen fehlt, und was Frische und Saft auf das Dürre und Lebloseste goß, und es mit Geist und Athem beseelte: sie hatte einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott, die Religion war von Kind auf in das ganze Leben und in all sein Thun und Leiden geflochten, eine kindliche und unbewußte Religion; und diese höchste

Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit und Geschicklichkeit zu allem. Gott war in ihnen, und wirkte aus ihnen heraus schöne und liebliche und große Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menschen folgten ihrem Triebe, wie die Bienen und Ameisen und Schwalben, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuser mauern, und nicht wissen, wodurch, noch warum sie es thun.

Dieser lebendige, geschäftige, und einfältige Geist der Frömmigkeit und der göttlichen Liebe blühete in jenen herrlichen, jetzt vergangenen Menschengeschlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unsere Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnsucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachsene an die frühesten Tage seiner Jugend zurückdenkt und der vielerfahrne Mann vor der Unschuld des Kindes anbetet. Durch diese Kraft schufen sie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künstliche Gesetze; durch diese waren sie Dichter und Saitenspieler und Bildner und Baumeister, und wußten nicht, daß sie es waren, sondern hielten sich für gemeine Menschen gleich allen andern. Es war aber dieses Heilige und Fromme in dem teutschen Volke uralt, und weil das Volk so rein und einfältig war, darum trug es so liebliche Früchte. Hier auf diesem Boden, wo ihre rauhen Altvordern in Wäldern und Bergen das Elend und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des

Ewigen gewesen, wo keine frühern Völker Zeichen und Bilder zurückgelassen hatten, woran die spätern sich erwecken und entzünden konnten, hier ohne Meister als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, schufen, bildeten, und erfanden sie, was uns als etwas Unbegreifliches und überschwängliches erstaunt. Auch das ist eine Ehre unsers Volkes und ein Beweis für diese Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute dem Wanderer erzählen: man weiß den Meister und Erbauer nicht, aber die Sage geht, es war ein Teutscher. Und wer will alle die Erfindungen und Künste herzählen, die dieses sinnvolle, geduldige, und fromme Volk ersonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verschönert und die Sitte befestigt hat?

Das ist aber klar, wenn man diese Zeit aus ihren Werken und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht stehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der frühesten Zeit geworfen, eine uralte, geistreiche und seelenvolle Religion und Gottesglaube, die aus Asien in die Wälder Germaniens eingewandert waren, die innigste und tiefste Weltanschauung und Weltdurchdringung, die sich in tausend Zeichen und Bildern in der frühesten Sprache wiederspiegelt, einer Sprache, welche die Geister des Lichts erfunden haben — alles dies muß man glauben,

wenn man begreifen will, wie ein Volk, das sie im neunten Jahrhundert noch Barbaren nannten, im zwölften und dreizehnten schon so herrliches schaffen und bilden konnte. Woher ist alles das Namenlose und Unendliche, was jene früheste Zeit geboren hat? aus welcher Brust klang zuerst das herrliche Nibelungenlied und so viele süße Volksgesänge, die, mit dem Volke geboren, nur verhallen werden, wann das Letzte teutschen Sinnes und teutscher Tugend ausgestorben ist? wer hat die Dome in Mailand, Ulm, Kölln, Wien, Strasburg, Auxerre, Pisa gebaut? woher entsprangen die unendlichen Bilder, gleichsam aller Weltkräfte Spiegel, die in tausend Gestalten uns wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen, oder wie Andeutungen und Weissagungen aus einer fernhin zukünftigen Zeit zu entflattern scheinen? Wahrlich diese Werke und Bilder sind beides, denn diese freudigen Menschen lebten mitten in Gott, und er selbst schuf aus ihnen.

Ein Wunder bleibt dies immer, wie alles höhere Daseyn ein Wunder ist. Darum nennen die einen es eine Narrheit, und die andern eine Herrlichkeit; die einen möchten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder einem kindlichen Bilde, die andern schreien: dummes mystisches und mönchisches Zeug! nichts als Verworrenheit und Gestaltlosigkeit! Das ist aber wahr und bleibt wahr, wer nicht durch das Christenthum und seine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre

Werke erkennen kann, dem bleiben sie ein verschlossenes Räthsel oder eine bunte Albernheit; viele stellen sich aber, als verständen sie es, und verstehen es doch nicht, sondern sind nur Stauner und Nachbeter. Und wer nur das klare und heitere Heidenthum erkennt und darin gelebt hat, dem ist der Sinn oft so zugeschlossen, in diese Heiligthümer einzudringen, daß, wenn sie ihm auch lieblich dünken, sie ihn doch immer bänglich und halb verworren und fast mit einem Gefühl von Sünde gehen lassen. Das ist aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig sey und lebendig und gläubig in dem Christenthum, so daß es, wiewohl in einer andern Gestalt, noch in uns lebet und wirket; dann sehen wir in diesen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das ganze Leben jener Zeit, die Hierarchie, das Kaiserthum, die weltliche Waidlichkeit, und die geistliche Demuth, und es steht eine lebendige, volle und mächtige Welt vor uns, wie keine Geschichtbücher sie mahlen, die immer nur das Einzelne und dieses nur nach einander zeigen können. Wer baut jetzt solche Mauern, wölbt solche Pfeiler und Dome, und treibt solche Thürme in die Luft? Das kann kein Mensch, sondern allein Gott, durch welchen die Herzen jener Frommen so hoch in die Lüfte zum Himmel emporschlugen. Wer schnitzet und meisselt und gräbt und mahlt solche fromme, freundliche und kindliche Bilder? aus wessen Herzen strömen sol-

che Weltphantasien? Wahrlich, nicht aus dem Herzen eines der Jetztlebenden. Daß einer fromm sey und kindlich und einfältig, thut es nicht, sondern es ist die Seele des ganzen Volkes, die solche Werke schaffet; denn was kann auch der herrlichste und göttlichste Mensch, es sey denn des ganzen Volkes Sinn oder Gott in ihm, die ihn treiben? Wie aber, wenn ein Volk keinen Sinn hat und an keinen Gott glaubt?

Das ist aber die ganze Erklärung der Kunst dieser Zeit, die von Kunst nichts wußte: sie war ein Bild des Christenthums, das blühende Christenthum hatte sich in ihr ordentlich abgedruckt, und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtlosigkeit — diese Zeichen tragen alle Werke jener Menschen; aber wo das Herz höher streben und die Phantasie mannichfaltiger spielen durfte, da fällst du vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Christenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, überschwängliche, das keinen irdischen Glanz noch weltlichen Schein, noch irgend eine äussere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut: in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tausend Bildern und Blüthen hinwebet, und doch nirgends in Gestalt schließt noch bestimmt: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Christenthums, alles kraus, bunt, durch einander gewebt; was man das Roman-

tische genannt hat. Wie willst du diese Schnörkel und Zierrathen, diese Mannichfaltigkeit von Natur- und Phantasiegestalten, dieses bedeutungsvolle Bedeutungslose, dieses alles, worin tausend Gestalten sich zu bilden scheinen und worin keine ist — wie willst du es erklären, nicht in den Bildern allein, sondern aus dem Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubest, es ist wie ein musikalisches Vorspiel aller Welt und aller Schöpfung und Gestaltung der Welt, das der Seele des Frommen von Engeln eingehaucht ward, ein zartes und nach allen Gestalten hinspielendes Vorbild jenes Christenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geschloßenen klaren Gestalt aufhören und erstarren soll, sondern wie ein lebendiger Strom aller Geister und aller Gestalten und wie eine Fluth aller Bilder von Geistern und Gestalten fortfließen soll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir spielen im dritten oder fünften Jahre, und du hast ein Bild dessen, was jene Menschen waren und was ihr Wirken und Bilden bedeutete. Wie klar und besonnen ist die eine Seite der Kleinen! wie ruhig, friedfertig, klug und geschickt leben sie mit einander, wenn sie das Bedürfniß der Gesellschaft haben! wie umgehen sie sich, weichen einander aus, belauschen was jedem gefällt mit einer Kunst, die allein Gott ihnen gelehrt hat! sie leben so gescheut und tüchtig mit einander, als hätten sie das Weltwesen und seine Anstöße und Triebe

schon einige Jahrhunderte mit durchgelebt. Aber die andere Seite ist verhüllt und eingeschlossen, wie die Keime der Frucht von Blüthen und Blättern umhüllt sind; da ist ein dunkles und dämmerndes Land der Träume und Phantasien. Dahin stelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willst. Welche wunderbare Andeutungen und Anspielungen, welche Phantasien wie aus fernen Landen und Zeiten! welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die das Kühnste und Leichteste der Erwachsenen oft überfliegen! Solche Kinder waren jene Menschen, hell, klar, besonnen, frisch, und fröhlich im Leben, dunkel, mystisch, verhüllt, romantisch im Glauben und in der Kunst. Eine arme Zeit begreift nicht, wie beides bei einander seyn kann.

Arndt.

6) über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte Zeit gehabt, sich auf diesem neuern und größern Schauplatz, und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechselungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andere Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab itzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte,

ewige Königreiche in Europa zu gründen, soviel kostete es itzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf für immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten; so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen.

War also die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unsrer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechischen Freistaaten auf? Warum sehen wir Sina zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand; weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuren Sina un-

merkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht, die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung, als in dem Untergange. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheiten verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften; sollte sich der Teutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Krieger zu Babylon in einen Perser ausartete; so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeiste gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatze, den er itzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche; mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand, und die Früchte des Ackers; Pest und Hunger holen nach, was das Schwerd und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der üppigkeit und

Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich itzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete überrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewußt, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf den erober-

ten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremde Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das Länder gattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt itzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterlande noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart stößt die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab,

und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutze eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlechte sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Krieg erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der teutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strome, und unüberwunden und wohlbehalten langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuthe gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Licht gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus seine Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten

Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harum seine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein besserer Genius war es, der über das neue Europa wachte; die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhunderte ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die itzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut gesetzt, und die Wahrheit den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkern Zwang der Überzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das Theuerste an das Edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie, oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Namen schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist; das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterlande gebracht. Beim Ablaufe des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung?

Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgange des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Lichte des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwickelung der Staaten mit der Entwickelung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhilfe sich entwickelt, und dem Glücke der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift. Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löfete. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis

der

der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwickelung zu bringen.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joche der Unterdrückung bewahrte; denn ihre gleich freigebornen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte; denn auf eben diesem Boden, und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitanier das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß

gesponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkte und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lebensverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschloßnen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuern Völkern sich an, freut sich am thrazischen Bosphorus seiner Freiheit und seines Muths, erröthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit, und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und durch den kurzen Besuch der Teutschen gestärkt, geht es von itzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Land, zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren, und eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimath — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andere Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm itzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeihen; aus dem Meere der Verwüstung hebt sich, dem Elende abgewonnen, ein neues, fruchtbares Land, Bürgergemeinheit. —

Wie anders säet der Mensch und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemmel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million

seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhle in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Saamen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems, oder die Nägel vom Kreuze des Erlösers.

Schiller.

III. Sprache, Kunst und Wissenschaft.

1) über die teutsche Sprache.

Mich dünkt, daß es nur die Nation selbst ist, die, durch die allmählichen Fortschritte in dem Umfange und der Richtigkeit ihrer Erkenntnisse, die Sprache ausbildet; daß, wenn die Bemühungen einzelner Personen dazu beitragen, dies nur die großen Schriftsteller seyn können, die mit ihren Ideen zugleich ihre Ausdrücke der Nation beliebt machen, oder durch aufgestellte Muster einer zweckmäßig gebrauchten Sprache die Aufmerksamkeit der Nation auf die Beziehung ihrer Ideen erwecken; und daß Grammatiken und Wörterbücher, nebst allen den Arbeiten, welche diese beiden Hauptwerke der Sprachkunde vorbereiten oder ergänzen, nur den bis jetzt erreichten Grad der Ausbildung der Sprache angeben, allgemeiner bekannt machen, und in methodisch geordneten Erklärungen und Regeln darstellen, aber nur wenig thun können, diesen Grad zu erhöhen.

Betrachte ich die teutsche Sprache insbesondere, so wie sie sich, durch die Einwirkung aller angezeigten Ursachen, bis auf den itzigen Zeitpunkt wirklich ausgebildet hat; so scheint sie mir in der That zu derjenigen Reife gelangt zu seyn, bei welcher, wie an jedem Produkte der Natur und

der Kunst, die großen Veränderungen aufhörten, und nur Genuß und der Gebrauch noch einer erhöhten Vollkommenheit fähig sind. Es scheint mir, daß, wenn die Werke unserer Literatur noch nicht in demjenigen Glanze vor den Augen der übrigen Nationen erscheinen, mit welchem die alten — oder die englischen und französischen Schriftsteller sie auf sich gezogen haben, dies nicht Schuld der Sprache, sondern der Schriftsteller und der Nation selbst sey; — nicht Unfähigkeit der ersteren, alle Verschiedenheiten des Schönen und Erhabenen auszudrücken, sondern die Gewohnheit der letztern, mit einer unvollkommenen Bezeichnung eigener und fremder Gedanken zufrieden zu seyn. Was der Sprache selbst in dieser Absicht mangelt, ist entweder die mit einer eigenthümlichen Form nothwendig verbundene Einschränkung jeder Sache; — ein Mangel, der allen Sprachen gemein ist, und keine gehindert hat, sich in klassischen Dichter- und Rednerwerken zu verherrlichen; oder es ist den angebornen Fehlern unserer physischen Natur ähnlich, die durch keine Kunst weggeschafft, aber durch eine kluge Behandlung jedes besondern Falles erträglich gemacht, oder versteckt werden können.

Die Erfordernisse einer vollkommenen Sprache sind, so viel ich einsehe, folgende drei: erstlich, daß sie, für alle wichtige Begriffe, die Wörter und Ausdrücke, versehen mit allen den Schattirungen, enthalte, deren die verschiedenen Gemüthsstimmungen des Redenden, oder die verschiedenen

Absichten der menschlichen Rede bedürfen können; zweitens, daß diese Wörter genau bestimmte Bedeutungen haben, oder mit Begriffen verbunden sind, die, gleichförmig und entschieden, in den Gemüthern aller, welche die Sprache verstehen, durch sie erweckt werden; drittens, daß die Sprache, zur Verbindung dieser Wörter hinlänglich zahlreiche, dem Zusammenhange der Ideen angemessene und dem Geschmacke gefällige, Formen darbiete. Man könnte die beiden ersten Stücke die lexikographische, das dritte die grammatische Vollkommenheit einer Sprache nennen, weil Anzahl und Bedeutung der Wörter durch Wörterbücher, die Regeln ihrer Zusammensetzung durch Sprachlehren aufbehalten werden. Reichthum, Bestimmtheit und Gewandtheit der Sprache sind drei andere, auch nur unvollkommene, aber doch auf die Sache hinweisende Ausdrücke jener Vollkommenheiten.

Was den Reichthum der teutschen Sprache betrifft; so scheinen mir ihre Schätze eben so groß, als die von irgend einer Sprache, aber noch lange nicht allgemein bekannt genug zu seyn. Sie enthält für alle wichtigen Gegenstände des Denkens und für alle Arten der Behandlung dieser Gegenstände, verständliche und geschmackvolle Ausdrücke. Aber da die Anzahl der Menschen, welche sich in Teutschland becifern, ihre Sprache gut zu reden und zu schreiben, bisher geringer, als bei den zuvorgenannten Nationen gewesen ist; so sind auch

jene Ausdrücke und Wörter noch nicht bei uns in so allgemeinem Umlaufe, als die ähnlichen bei diesen, sie sind von den unschicklichen, zweideutigen oder geschmacklosen, im Sprachgebrauche der gesitteten Stände, nicht so rein abgesondert; sie können von Schriftstellern und Rednern, welche nach der Vollkommenheit der Schreibart streben, für jetzt noch nicht anders, als durch eine Arbeit gefunden werden, welche die Meisten scheuen, und zu der auch nur Wenige die nöthigen Talente mitbringen.

über keinen Gegenstand irrt sich das menschliche Urtheil mehr, wenn es das Mögliche nach dem Vorhandenen abmißt, als über die Sprache. Schon oft hat man eine Sprache für unfähig zu gewissen Gattungen des poetischen oder redneri-schen Styls gehalten, bis in der Nation, welche diese Sprache redete, der Mann erschien, der das Genie jener Gattungen besaß. Sobald dies geschah, fand sich, daß die Farbe und das Eigenthümliche des Ausdrucks in kleinen Schattirungen liege, die in einzelnen Wörtern nicht bemerkbar sind, und nur durch die Auswahl und Zusammenstellung vieler ähnlichen einen auffallenden Eindruck machen; es fand sich, daß eben dasjenige Talent, welches die Ideen einer gewissen besondern Gattung hervorbringt, zugleich das Talent sey, die Wörter und Wendungen in der Sprache aufzufinden, welche der Natur dieser Ideen entsprechen.

Als Lessings eigner philosophischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich unter uns zeigte, war allen Besonnenheiten seines Genies unsere Sprache so angemessen, und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, daß es schien, als wenn nur Er ein recht originelldeutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit einem sanften Flusse der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philosophischen Styls an. Mit Göthe wurde unsere Sprache, auf eine vorher noch nie gesehene Weise, launig, erhaben und rührend, ohne doch weniger echt teutsch zu bleiben. Bei Wieland erscheint sie mit allen Farben des Ausdrucks, die eine üppige Einbildungskraft, und mit allen Feinheiten versehen, die der eckle Geschmack eines Weltmanns verlangt. Sie versagte Engeln nicht die Fülle einer blühenden Beredsamkeit. Jeder neue große Kopf hat immer seine eigenthümliche Geistesgestalt in ihr sichtbar machen können. Und wenn die Folgezeit noch Talente unter uns erwecken wird, wovon wir bisher noch kein Beispiel gesehen haben; so wird unsere Sprache der Ausübung derselben gewiß kein Hinderniß in den Weg legen.

Es gibt eine Erscheinung, welche die Meinung, daß unsere Sprache, arm sey, hat veranlassen können. Das ist die, daß wir so viele ausländische

Wörter in unsern wissenschaftlichen Vortrag, und selbst in die Rede des geselligen Umgangs mischen. Aber an sich scheint mir dieses übel nicht sehr groß zu seyn.

Es ist freilich ein übelstand und eine Unbequemlichkeit, daß wir ausländische Wörter in unsere Sprache mischen, weil wir glauben, die damit verknüpften Ideen durch keine teutschen ausdrücken, und doch ihrer nicht entbehren zu können. Indeß haben wir diesen iibelstand und diese Unbequemlichkeit mit den meisten Sprachen und Nationen der Welt gemein; und bei keiner hat er den höchsten Flor der Beredsamkeit und die vollkommene Kultur der Sprache verhindert. Die lateinische Sprache hat griechische Wörter in großer Menge aufgenommen, und nie mehr, als da sie selbst am meisten ausgebildet war. Die Franzosen haben auf gleiche Weise von den Lateinern, und Italienern, die Engländer von den Franzosen, Wörter sowohl als Redensarten entlehnt, und thun es noch täglich. Es ist auch beinahe unvermeidlich, daß eine Nation, die von einer andern lernt, und aus deren Schriften ihren Ideenfond bereichert, auch, aus der Sprache derselben, Wörter zur Bezeichnung der neuen Ideen annehme.

Nur ein einziger Umstand hat diese allgemeine Gewohnheit der Völker, Wörter von früher aufgeklärten Ausländern zu borgen, für uns Teutsche unbequemer gemacht, als sie für unsere südlichen und westlichen Nachbarn geworden ist. Die Spra-

chen dieser sind aus dem Lateinischen entstanden, gerade aus der Sprache derjenigen Nation, von welcher sie zuerst Wissenschaften und Kultur empfangen hatten.

Die Römer waren, in Absicht der Griechen, in dem nämlichen Verhältnisse. Dieser Umstand macht, daß die Franzosen und Engländer die wissenschaftlichen Wörter der Lateiner, diese die Kunstwörter der Griechen, und jede dieser Nationen, die ihr gefallenden Idiomen der andern leicht in ihre Sprache haben übertragen, und durch kleine Veränderungen den Analogien derselben völlig anpassen können. In der deutschen Sprache, als einer ursprünglichen, ist dieß unmöglich gewesen. Und in der That, so groß auch, in anderer Absicht, der Vorzug der Originalität seyn mag; so erhalten doch die aus dem Lateinischen abgeleiteten Sprachen dadurch einen überwiegenden Vortheil, daß sie die dem Vortrage gelehrter Kenntnisse vorlängst gewidmeten Ausdrücke aus der Sprache, die lange Zeit die einzige Aufbewahrerin solcher Kenntnisse war, aufnehmen und sich eigen machen können, ohne durch das ausländische Ansehen derselben entstellt zu werden.

Doch haben wir uns in dieser Absicht auf mannichfaltige Weise zu helfen gewußt, und da, um ein Wort als einheimisch betrachten zu können, alles darauf ankommt, daß es dem Hörenden verständlich und dem Redenden geläufig sey; so dürfen wir wohl gewisse bei uns eingeführte franzö-

sische Wörter, als Interesse, naiv, Genie, wirklich für aufgenommene teutsche gelten lassen. Solche ausländische Wörter mit einheimischen zu vertauschen, würde zwar an sich die Reinigkeit unsrer Sprache erhöhen; aber es würde nicht ohne Aufopferung in der Deutlichkeit solcher Ideen geschehen können, welche uns durch den langen Gebrauch unentbehrlich geworden sind.

Es ist übrigens eine zur gelehrten Kenntniß der Sprache sehr nützliche Arbeit, die Abweichungen der Dialekte von der Büchersprache, und die Abwechselungen der Sprachformen in verschiedenern Zeitaltern zu erforschen und aufzuzeichnen; aber aus diesen verborgenen Sprachschätzen, die einzelnen Provinzen eigen sind, oder den vergessenen, welche unsern Vorfahren zugehört haben, die Fonds der jetzigen Nationalsprache zu bereichern, dieß kann nie die unmittelbare Folge einer solchen Arbeit werden. Die Aufnahme neuer Wörter in die gangbare Sprache, so ausdrückend sie seyn mögen, geschieht nicht durch Wörterbücher, welche solche sammeln und empfehlen, sondern durch vortreffliche Schriften, in welchen sie glücklich angebracht worden sind. —

Nach einem hinlänglichen Vorrathe von Wörtern ist eine genaue Bestimmung ihrer Bedeutung das größte Erforderniß einer gereiften und vollkommenen Sprache. Nicht nur ist es, ohne eine solche Bestimmung, dem Redenden unmöglich, vollkommen deutlich zu seyn, — das heißt: genau gleichförmige Ideen mit denen, welche

er selbst hat, in den Gemüthern seiner Zuhörer zu erwecken; sondern es wird ihm auch schwer, beredt zu seyn, indem das vornehmste Hülfsmittel der Beredsamkeit, die Auswahl solcher Wörter, deren feinere Nebenbegriffe den Eindruck der Hauptbedeutung unterstützen, in einer Sprache wegfällt, in welcher diese Nebenbegriffe noch nicht hinlänglich unterschieden sind.

Doch auch bei diesem Punkte findet sich, daß die Vollkommenheit, die man sucht, in dem Geiste der Nation liegt, und der Sprache nur dann erst mitgetheilt werden kann. über welchen Theil der Gegenstände die Erkenntnisse einer Nation noch im Dunkeln sind; über eben diesen werden ihre Ausdrücke noch zweideutig und schwankend seyn.

So wie sie die Eigenschaften der Dinge mit mehr Gewißheit kennen lernt; so ergeben sich auch die Merkmale bestimmter, nach welchen den Dingen ihre Namen in der Sprache ausgetheilt worden sind. Die Bearbeitung der Wissenschaften muß also vorhergehen: Sind diese bis auf den Grad von Vollkommenheit gestiegen, wo sich in den Begriffen des Menschen Licht und Finsterniß von einander scheidet, — wo der Mensch das Bewußtseyn erhält von dem, was er weiß, und was er nicht weiß; so verlieren sich aus der Sprache, in welcher diese Wissenschaften reden, immer mehr die Wörter, welche von einer unerklärlichen Bedeutung sind, weil sich die Begriffe selbst verlieren, welche keinen reellen Gegenstand haben.

Derjenige Theil einer Sprache, welcher am früheſten zu einer genauen Beſtimmung der Bedeutungen kommt, iſt der, welcher körperliche und ſichtbare Gegenſtände bezeichnet. Ja in einer früheren Periode, wenn die Gegenſtände der Sinne die Aufmerkſamkeit des Menſchen ausſchließend beſchäftigen, und ſeine Sinne ſelbſt noch ſchärfer ſind, — — werden manche Beſchaffenheiten und Veränderungen der Körper, welche in der Beobachtungsſphäre der Nation vorkommen, genauer bezeichnet, und haben in der Sprache eine größere Anzahl ſie abſchildernder Namen und Ausdrücke, als in den folgenden Perioden höherer Geiſtesbildung.

Der wahre Unterſchied zwiſchen einer kultivirten und einer rohen Sprache liegt in demjenigen Theile derſelben, welcher unſichtbare Gegenſtände, geiſtige Eigenſchaften, abſtrakte Begriffe, logiſche, moraliſche und politiſche Verhältniſſe ausdrückt.

Aus eben dem Grunde aber, aus welchem die Bedeutungen der Wörter einer Sprache nicht beſtimmt ſeyn können, wenn die, welche ſie reden, über die Sache nicht beſtimmte Begriffe haben, muß folgen, daß, ſo lange in einer Nation die Begriffe über die intellektuellen und moraliſchen Gegenſtände nicht einſtimmig, die Meinungen getheilt, die Kenntniſſe nicht allgemein ausgebreitet ſind, auch die Beſtimmung der Wörter nicht allgemein dieſelbe ſeyn kann. Je mehr oder weniger bei einer Nation die Nachforſchungen der Philoſophie in

allgemeine Aufklärung übergegangen sind, desto mehr oder weniger wird auch in ihrem gemeinen Sprachgebrauche Bestimmtheit herrschen. Der große Haufe aber, bis zu welchem die Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntniß in Absonderung und Verknüpfung abstrakter Begriffe nicht durchgedrungen sind, wird in seinem Sprachgebrauche immer etwas von dem Willkührlichen, Ungewissen und Schwankenden älterer Zeiten behalten. Ja, da dieser große Haufe durch sein beständiges Verkehr mit dem besser unterrichteten Theile der Menschen auch auf diesen und dessen Sprache zurückwirkt, so werden im Gebrauche des gemeinen Umganges viele Ausdrücke noch so lange unbestimmt bleiben, bis eine gleichförmigere Aufklärung alle Stände erleuchten wird. —

von Garve.

2) Das Ideal des Schönen in den Werken der griechischen Dichtkunst.

Schon auf der ersten Stufe der Bildung, und noch unter der Vormundschaft der Natur, umfaßte die griechische Poesie in gleichmäßiger Vollständigkeit, im glücklichsten Gleichgewicht und ohne einseitige Richtung oder übertriebene Abweichung, das Ganze der menschlichen Natur. Ihr kräftiger Wachsthum entwickelte sich bald zur Selbstständigkeit, und betrat die Stufe, wo das Gemüth in seinem Kampfe mit der Natur ein entschiedenes Übergewicht erlangt; ihr goldnes Zeitalter aber erreichte den höchsten Gipfel idealer Freiheit, oder der vollständigen Selbstbestimmung der Kunst und der Schönheit, welcher in irgend einer natürlichen Bildung möglich ist. Ihre Eigenthümlichkeit ist der kräftigste, reinste, bestimmteste, einfachste nnd vollständigste Abdruck der allgemeinen Menschennatur. Die Geschichte der griechischen Dichtkunst ist eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst; eine vollkommne und gesetzgebende Anschauung für die Entfaltung des Schönen.

In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künstliche Pflege und gleichsam wild. Unter diesem glücklichen Himmel war die darstellende Kunst nicht eine erlernte Fertigkeit, sondern ursprüngliche Natur. Ihre Bildung war keine andre als die

freieste Entwicklung der glücklichsten Anlage. Die griechische Poesie nahm von der rohesten Einfalt ihren Anfang; aber dieser geringe Ursprung gereicht ihr nicht zur Unzierde. Ihr ältester Charakter ist höchst einfach und ganz kunstlos, aber unverdorben. Hier findet man weder abentheuerliche Ausgeburten einer verwilderten Fantasie, noch verkehrte Künstelung und falsche Nachahmung eines fremden Nationalcharakters, noch eine eigensinnige und manierirte Einseitigkeit. Hier konnte die Willkühr verkehrter Begriffe den freien Wuchs der Natur nicht fesseln, noch ihre innere Harmonie zerreißen und zerstören, oder ihre Einfalt verfälschen und den Gang und die Richtung der Bildung verschrauben. Schon frühe unterscheidet sich die griechische Poesie durch ein gewisses Etwas von allen übrigen Nationalpoesien auf einer ähnlichen Stufe der kindlichen Geistescultur. Gleich weit entfernt von orientalischem Schwulst und von nordischer Schwermüthigkeit, voll Kraft aber ohne Härte, voll Anmuth und doch ohne Weichlichkeit, ist sie eben dadurch abweichend von dem allgemeinen Gange der Kunstentfaltung bei anderen Völkern, daß sie mehr als jede andere Nationalkunst reinmenschlich und dem allgemeinen Gesetze aus eigner freier Neigung getreu ist. Schon in der Kindheit meldet sich ihr hoher Beruf, nicht das Zufällige sondern das Wesentliche und Nothwendige darzustellen, nicht nach

dem Einzelnen, sondern nach dem Allgemeinen zu streben. Auch sie hatte ihren mythischen Ursprung, wie jede freie Entwicklung des Dichtungsvermögens. Während des ersten Zeitalters ihrer Entwicklung schwankte die griechische Poesie zwischen schöner Kunst und Sage. Sie war eine unbestimmte Mischung von überlieferung und Erfindung, von bildlicher Lehre, Geschichte und freiem Spiel. Aber welch' eine Sage? Nie gab es eine geistreichere oder auch sittlich schönere. Der griechische Mythus ist, wie ein treuer Abdruck im klarsten Spiegel, die bestimmteste und zarteste Bildersprache für alle ewigen Wünsche des menschlichen Gemüths, mit allen seinen so wunderbaren als nothwendigen Widersprüchen; eine kleine vollendete Welt der schönsten Ahndungen der kindlich dichtenden Vernunft. Dichtung, Gesang, Tanz und Geselligkeit, die festliche Freude war das holde Band der Gemeinschaft, welches Menschen und Götter verknüpfte. Und in der That war auch der Sinn ihrer Sage, der heiligen Gebräuche und besonders ihrer Feste, der Gegenstand ihrer Verehrung, das ächt Göttliche in dem vollendet Menschlichen. In ihren schönen Götterbilden haben die Griechen, wohlverstanden, nur die freie Fülle der Natur, die selbstständige Kraft des Geistes und die gesetzmäßige Eintracht und innere Harmonie des Gemüths anbetend verehrt.

Durch einen in seiner Art einzigen Zusammenfluß der glücklichsten Umstände hatte die Natur in ihrer Begünstigung für dieses zur Kunst auserwählte Volk gleichsam ein Äußerstes gethan. Oft wird die menschliche Bildung gleich nach ihrer ersten Veranlassung, während sie noch zu schwach ist, um den harten Kampf mit dem Schicksal glücklich zu bestehen, ohne fernere gütige Pflege wiederum ihrer eignen Schwäche und jedem ungünstigen Zufalle Preis gegeben. Ja, eine Nation hat noch von Glück zu sagen, wenn sie nur durch die Gunst ihrer Lage mit Mühe zu einer bedeutenden Höhe einer einseitigen Bildung gelangen kann. Bei den Griechen vereinigte und umfaßte schon die erste Stufe der Bildung dasjenige vollständig, was sonst auch auf der höchsten Stufe nur getrennt und einzeln vorhanden zu seyn pflegt. Wie im Gemüthe des homerischen Diomedes alle Kräfte gleichmäßig und in der schönsten Eintracht zu einem vollendeten Gleichgewicht zusammenstimmen; so entwickelte sich hier die ganze Menschheit gleichmäßig und vollständig. Schon im heroischen Zeitalter der noch ganz in der Mythologie und Sage befangenen Dichtkunst, vereinigt die griechische Naturpoesie die schönsten Blüthen der edelsten nordischen und der zartesten südlichen Naturpoesie, und ist die vollkommenste ihrer Art.

Vielen gefällt Homerus, von wenigen aber wird seine Schönheit ganz gefaßt. So wie viele

Reisende in weiter Ferne suchen, was sie in ihrer Heimath eben so gut und näher finden könnten; so bewundert man nicht selten im Homer allein das, worin der erste der beste nordische oder südliche Helden- und Sagendichter, wofern er nur ein großer Poet ist, ihm gleich kommt. Worin er aber einzig ist, das wird selten bemerkt, gewöhnlich ganz aus der Acht gelassen. Die treue Wahrheit, die ursprüngliche Kraft, die einfache Anmuth, die reizende Natürlichkeit sind Vorzüge, welche der griechische Barde vielleicht mit einem oder dem andren seiner indischen oder altnordischen Brüder theilt. Es giebt aber andre charakteristische Züge der homerischen Poesie, welche dem Griechen allein eigen sind.

Ein solcher schon eigenthümlich hellenischer Zug ist besonders auch die Vollständigkeit seiner Ansicht der ganzen menschlichen Natur, welche im glücklichsten Ebenmaaß, im vollkommnen Gleichgewicht, von der einseitigen Beschränkung einer abweichenden Anlage, und von der Verkehrtheit künstlicher Mißbildung gleich weit entfernt ist. Der Umfang seiner Dichtung ist so unbeschränkt, wie der Umfang der ganzen menschlichen Natur selbst. Die äußersten Enden der verschiedensten Richtungen, deren ursprüngliche Keime schon in der allgemeinen Menschennatur verborgen liegen, gesellen sich hier freundlich zu einander,

wie im unbefangnen, kindlichen Spiel. Seine heitre und reine Darstellung vereinigt hinreißende Gewalt mit inniger Ruhe, die schärfste Bestimmtheit mit der weichsten Zartheit der Umrisse.

In den Sitten seiner Helden sind Kraft und Anmuth im Gleichgewichte. Sie sind stark aber nicht roh, milde, ohne schlaff zu seyn, und geistreich ohne Kälte. Achilles, obgleich im Zorn furchtbarer wie ein kämpfender Löwe, kennt dennoch die Thränen des zärtlichen Schmerzens am treuen Busen einer liebenden Mutter; er zerstreut seine Einsamkeit durch die milde Lust süßer Gesänge. Mit einem rührenden Seufzer blickt er auf seinen eigenen Fehler zurück, auf das ungeheure Unheil, welches die starrsinnige Anmaßung eines stolzen Königs und der rasche Zorn eines jungen Helden veranlaßt haben. Mit hinreißender Wehmuth weiht er die Locke an dem Grabe des geliebten Freundes. Im Arm eines ehrwürdigen Alten, des durch ihn unglücklichen Vaters seines verhaßten Feindes kann er in Thränen der Rührung zerfließen. Der allgemeine Umriß eines Charakters, wie Achilles hätte vielleicht auch in der Fantasie eines Nord- oder Süd-Homerus entstehen können; diese feineren Züge der Ausbildung waren nur bei den Griechen denkbar. Nur ein solcher vom Gefühl der innern Harmonie und der sittlichen Schönheit beseelter Dichter konnte diese brennbare Reizbarkeit, diese furchtbare

Schnellkraft wie eines jungen Löwen, mit so viel Geist, Sitten, Gemüth vereinigen und verschmelzen. Selbst in der Schlacht, in dem Augenblicke, wo ihn der Zorn so sehr fortreißt, daß er ungerührt durch das Flehen des Jünglings, dem überwundenen Feinde die Brust durchbohrt, bleibt er menschlich, ja sogar liebenswürdig und versöhnt uns durch eine entzückende rührende Betrachtung. (Iliad. XXI. 99. sq.) Der Charakter des Diomedes ist aber schon in seiner ursprünglichen Zusammensetzung ganz Griechisch. In seiner stillen Größe, seiner bescheidnen Vollendung und dem innern Gleichgewicht aller Kräfte spiegelt sich der ruhige Geist des Dichters selbst am hellsten und am reinsten.

Die homerischen Helden, wie den Dichter selbst unterscheidet sehr bemerklich eine freiere Menschlichkeit von allen nicht-griechischen Heroen und Sagendichtern. In jeder bestimmten Lage, jeder einzelnen Gemüthsart strebt der Dichter, so viel nur der Zusammenhang verstattet, nach derjenigen sittlichen Schönheit, deren das kindliche Zeitalter unverdorbener Sinnlichkeit fähig ist. Sittliche Kraft und Fülle haben in Homers Dichtung das übergewicht; sittliche Einheit und Beharrlichkeit sind, wo sie sich bei ihm finden, kein selbstständiges Werk des Gemüths, sondern nur ein glückliches Erzeugniß der bildenden Natur. Aber nicht gewaltige Stärke und sinnlicher Genuß allein weckte

und fesselte sein Gemüth. Der bescheidne Reiz der stillen Häuslichkeit, vorzüglich in der Odyssee, die Anfänge des Bürgersinns, und die ersten Regungen schöner Geselligkeit, sind nicht die kleinsten Vorzüge der Griechen.

Ungleich einförmiger erscheint dagegen das Ritterthum der mittleren Zeiten; obwohl seiner Idee nach, auch eine reiche Blume, der Fantasie entwachsen und in ihrem Elemente webend; doch aber in der Entfaltung des ganzen Lebens minder naturkräftig und mehr in eine bestimmte sittliche Zwangsform eingeschränkt. Eben darum ist auch im modernen Ritter der romantischen Sage der Heroismus durch einen willkührlichen Fantasiebegriff oft in ganz groteske Gestalten und Bewegungen umgeformt, so daß von dem ursprünglichen Zauber des freien Heldenlebens nur wenige Spuren übrig geblieben sind. Statt lebendig freier Sitten und Naturgefühle findet man hier spitzfindige Begriffe und seltsame Vorurtheile; statt freier Fülle und reger Kraft verwickelte Lebensregeln eines mit fast scholastischer Feinheit ausgebildeten Ritterideals. Man vergleiche diese an sich auch sehr wunderbaren und anziehenden Fantasiegebilde mit jenen klassischen Helden-Darstellungen, in denen auch der kleinste Bestandtheil von einem höheren freien Leben glüht, mit den homerischen Helden,

deren Bildung schon in jener frühesten Zeit ganz aus der Idee des Schönen hervorgegangen und zugleich so echt menschlich ist, wie eine heroische Bildung nur seyn kann. In ihrem Gemüthe sind die einzelnen Elemente nicht getrennt, sondern durchgängig zusammenhängend; der Sinn und die Neigung, der Gedanke und Wille sind hier innigst in einander verschmolzen. Alle Theile stimmen im vollkommensten Einklang zusammen, und die reiche Fülle ursprünglicher Kraft ordnet sie mit leichter Ordnung zu einem befriedigenden Ganzen.

Man nennt das oft Schonung, die Sinne verzärteln, und die Würde der Menschheit dadurch entweihen, daß man keine andere Bestimmung der Kunst anerkennt, als die, der Thierheit zu schmeicheln. Es giebt aber eine andre Eigenschaft gleiches Namens, welche sich scheut, das Gemüth zu verletzen, sittliche Schonung. In den Dichtungswerken unserer Zeit wird auch da, wo die zartesten Blüthen der feinsten Sinnlichkeit am frischesten duften; auch da, wo die Verfeinerung des Geistes aufs höchste gestiegen ist, dennoch unser Gefühl nicht selten durch ein gewisses Etwas sehr beleidigt. Ja es ist eigentlich wohl kein barbarisches Kunstwerk ganz rein von allem, was einen ächt griechischen Sinn beleidigen und verletzen würde. Diese modernen Naturen scheinen gar nicht zu ahnden, daß mit dem Unwillen der Genuß des Schönen sogleich zerstört wird; daß

unnütze

unnütze Schlechtigkeit der größte Fehler sey, dessen ein Dichter sich schuldig machen kann. Den Musiker, der ohne Grund mit einer unaufgelösten Dissonanz endigte, würde man tadeln; und dem Dichter, welcher ohne Gefühl für den Einklang des Ganzen das zarte Ohr des Gemüths durch die schreiendsten Mißtöne verletzt, verzeiht man, oder bewundert ihn wohl gar. Im Homer hingegen wird jeder übelstand vorbereitet und aufgelöst. Durch einen Augenblick von jugendlichem übermuth versöhnt uns Patroklus mit seinem Tode, und was sonst bittrer Unwillen gewesen seyn würde, wird nun sanfte Rührung. Der übermuth des Hektor ist eine Vorbereitung seines Falles. Hätte ausschweifender Zorn den Achilles nicht bis zu Augenblicken von Wildheit und Ungerechtigkeit verlockt, so würde die ihm zugefügte ungerechte Kränkung, der Verlust seines Freundes, sein Schmerz, die unwandelbar bestimmte Kürze seines herrlichen Lebens unser Gemüth tief verwunden und mit Bitterkeit anfüllen. Der ruhigen Kraft, der weisen Gleichmüthigkeit des Diomedes entspricht die ungemischte und nie getrübte Reinheit seines Glücks und seines von allem Neide befreiten Ruhms. Wie der Vater der Götter das Schicksal der Kämpfer auf der entscheidenden Wagschaale gedankenvoll abmißt, so läßt Homerus mit künstlerischer Weisheit seine Helden sinken und steigen, nicht nach Laune und Zufall, sondern nach

den richtig zarten Entscheidungen des tiefsten Menschengefühls.

Nur hüte man sich zu denken, das Nachahmungswürdige in der griechischen Poesie sey das Privilegium weniger auserwählter Geister, wie jede trefflichere Größe bei den Neuern. Eine solche bloß individuelle Vortrefflichkeit würde dann weder nachahmungswürdig, noch dessen völlige Abneigung möglich seyn; denn nur das Allgemeine ist als ein Ausdruck des Ewigen Gesetz und Urbild für alle Zeiten und Völker. Die griechische Schönheit war ein Gemeingut des öffentlichen Sinns der Nation und der Geist der ganzen Masse ihrer Kunstbildung, und erstreckt sich auf alle dazu gehörigen Glieder und Bestandtheile, oder einzelnen Werke. Auch solche Gedichte, welche wenig künstlerische Weisheit und geringe Erfindungskraft verrathen, sind in demselben Geiste gedacht, entworfen und ausgeführt, dessen Züge wir im Homer und andern Dichtern vom ersten Range nur bestimmter und klarer lesen. Sie unterscheiden sich durch dieselben Eigenheiten, wie die beßten, von allen nicht-griechischen Gedichten.

Die griechische Poesie hat ihre Sonderbarkeiten, welche oft abweichend genug sind; denn obgleich die griechische Bildung rein menschlich ist, so kann dennoch die äußere Form sehr abweichend seyn; es vielleicht

eben darum desto mehr seyn, weil der Geist dem allgemeingültigen Gesetz so getreu ist. Die meisten dieser künstlerischen Paradoxien sind jedoch nur scheinbar, und enthalten nach ihrer wahren Bedeutung erfaßt, einen großen Sinn. So das satyrische Drama, der Dithyrambus, der lyrische Chor der Dorier, und der dramatische Chor der Athener. Nur aus völliger Unkunde mit der eigentlichen Natur der Kunst und ihrer Arten hat man solche Eigenheiten für bloß individuell gehalten, und sich mit einer historischen Ableitung und Erklärung derselben begnügt. überdem waren die Thatsachen lückenhaft, und so lange man die nothwendigen Bildungsgesetze der Kunst nicht kennt, wird man in der Geschichte der Kunst im Dunkeln tappen, und keinen Leitfaden haben, vom Bekannten aufs Unbekannte zu schließen. Man erforsche nur den Charakter dieser Anomalien nach Anleitung sichrer Grundsätze und Begriffe vollständig, und man wird überrascht durch die philosophisch erkannte Begründung alles Einzelnen in der Einen Idee und in dem Wesen des Ganzen, die durchgängige objektive Würde und Vollkommenheit der griechischen Poesie auch hier wiederfinden. Selbst in dem Zeitalter, wo das ganze Gebilde derselben sich in mehrere genau bestimmte Richtungen, wie gleichsam in eben so viele Äste eines gemeinschaftlichen Stammes, spaltete, und ihr Umfang dadurch eben so sehr beschränkt, als ihre Kraft erhöht ward; selbst in der lyrischen

Gattung, deren eigentlicher Gegenstand schöne Eigenthümlichkeit ist, bewährt sie dennoch ihr beständiges Hinstreben zum objektiven Schönen durch die Art und den Geist der Darstellung, welche so weit es die besondern Schranken ihrer eigenthümlichen Richtung und ihres Stoffes nur immer erlauben, sich dem rein Menschlichen und Schönen nähert, das Einzelne selbst zum Allgemeinen erhebt, und im Eigenthümlichen eigentlich nur das Allgemeingültige und Ewige in der Erscheinung darstellt.

Die griechische Poesie ist gesunken, in ihren letzten Zeiten sehr tief gesunken, und endlich völlig entartet. Aber auch im äußersten Verfall blieben ihr noch Spuren jener Allgemeingültigkeit, jenes festen Styls in der Kunst und Sprache, bis sie überhaupt aufhörte, einen bestimmten Charakter zu haben. So sehr ist der Geist der hellenischen Bildung nichts anders als eine höhere reinere Menschheit nach der vorherrschenden Kunstidee des Schönen! Im Zeitalter der gelehrten Dichtkunst gab es weder öffentliche Sitten noch einen allgemeinen Kunstsinn mehr. Die Gedichte der Alexandrine sind ohne eigentliche Sitten, ohne Geist und Leben; kalt, todt, arm und schwerfällig. Statt einer vollkommnen organischen Gliederung und lebendigen Einheit des Ganzen sind diese Machwerke nur aus abgerißnen Bruchstücken, wie eine Mosaik von schönen Stellen zusammengesetzt. Sie enthalten nur einzelne künstlerische Züge, keine

vollständige und ganze Schönheit. Aber dennoch enthält ihre fleißige Darstellung in ihrer durchgearbeiteten feinen Bestimmtheit, in ihrer völligen Freiheit von den unreinen Zusätzen einer bloß subjektiven Ansicht und Auffassungsmanier, von den technischen Fehlern einer widernatürlichen Mischung, und von eigentlicher poetischer Unwahrheit, eine höchste Naturvollkommenheit in ihrer wenn gleich an sich tadelhaften Art; ein gewisses klassisches Etwas, welches demjenigen nicht unähnlich ist, welches Kenner der griechischen Sculptur an den überbleibseln der bildenden Kunst auch aus der schlechtesten Zeit, oder von der Hand des mittelmäßigsten Künstlers wahrnehmen. Der schwülstige, überladne Schmuck gehört dem allgemeinen schlechten Kunstsinn des Zeitalters an; die Fehler der Ausführung kommen auf die Rechnung des einzelnen mittelmäßigen oder minder begabten Künstlers. Allein der objektive künstlerische Geist, in welchem das Werk gedacht, entworfen und ausgebildet wurde, enthält wenigstens immer noch Spuren von dem vollkommnen Ideal, welches für alle Zeiten und Völker ein gültiges Gesetz und allgemeines Urbild ist. So findet man in dem epischen Werke des Apollonius sehr oft wahrhaft klassische Einzelnheiten, und hier und da trifft man auf Erinnerungen an die ehemalige hohe Vollkommenheit und göttliche Schönheit der griechischen Dichtkunst. Solche Züge sind die Bescheidenheit des heroischen Jason und seine nach-

sinnende Stille bei der großen Ausfahrt der Heldenschaar, und bei dem Verlust des Herkules; die feine Charakteristik des Telamon, Herkules, Idas und Idmon; das liebliche Spiel des Eros und Ganymedes; die Anmuth, welche über die ganze Episode von der Hypsipyle und Medea verbreitet ist. Die schärfere Bestimmtheit, die feinere Zartheit, das noch mehr Durchgearbeitete seines fleißigen Werks; Eigenschaften, welche er vor dem gelehrtesten aller römischen Dichter voraus hat, sind eben so viele übrig gebliebene Spuren echt griechischer Kunst und Bildung.

Das Schicksal bildete den Griechen nicht nur zu dem Höchsten, was der Sohn der Natur seyn kann; sondern es entzog ihm auch seine mütterliche Pflege nicht eher, als bis die griechische Bildung selbstständig und mündig geworden, der fremden Hilfe und Führung nicht weiter bedurfte. Mit diesem entscheidenden Schritt, durch welchen die Freiheit das Übergewicht über die Natur bekam, trat der Mensch in eine ganz neue Ordnung der Dinge; es begann eine neue Stufe der Entwicklung. Wo diese erreicht ist, bestimmt, lenkt und ordnet der menschliche Geist nur seine Kräfte selbst, und bildet seine Anlagen nach den innern Gesetzen des Gemüths. Die Schönheit der Kunst ist von da an nicht mehr Geschenk einer gütigen Natur, sondern des Menschen eignes Werk, Eigenthum sei-

nes Gemüths. Das Geistige bekommt das Übergewicht über das Sinnliche; selbstständig bestimmt er die Richtung seines Kunstgefühls und ordnet die Darstellung. Er eignet sich nicht mehr bloß das Gegebene zu, sondern er bringt das Schöne selbstthätig hervor. Und wenn der erste Gebrauch der Mündigkeit, den Umfang der Kunst durch eine genaue bestimmte Richtung beschränkt, so wird dieser Verlust durch die innre Stärke und Hoheit der zusammengedrängten Kraft wieder ersetzt. Das epische Zeitalter der griechischen Poesie läßt sich noch mit den poetischen Heldensagen andrer Nationen vergleichen; im lyrischen Zeitalter steht die Kunst der Griechen schon allein. Nur sie hat in Masse die Bildungsstufe der Selbstständigkeit erreicht; nur in ihr ist das idealische Schöne öffentlich gewesen. So häufig und so glänzend auch in der modernen Dichtkunst die Beispiele davon seyn mögen, so sind es doch nur einzelne Ausnahmen, und die Masse ist weit hinter jener Stufe zurück geblieben, und trübt sogar jene Ausnahmen. Bei dem herrschenden Unglauben an die göttliche Schönheit verliert die verkannte ihre unbefangene Zuversicht, und der Kampf, welcher sie geltend machen soll, entweiht sie nicht weniger, wie der menschenfeindliche Stolz, welcher den Genuß der Mittheilung ersetzen muß. Von jeher haben viele Völker die Griechen an mancherlei mechanischen oder auch einzelnen intellectuellen Fertigkeiten übertroffen, und desfalls die griechische Höhe der eigentlichen Menschenbil-

dung in Kunst und Sitten, im Geist und im Leben nicht eingesehen. Aber Fertigkeiten sind nur nothwendige Zugaben der Bildung, Werkzeuge der Freiheit. Nur Entwicklung der vollständigen Menschheit ist wahre Bildung. Bei welchem Volke der Weltgeschichte hat aber die reine Menschennatur in der Masse der Nation eine solche freie Entfaltung und ein so durchgängiges übergewicht erhalten, als bei den Griechen? Wo war die Bildung so echt, und echte Bildung so öffentlich? In der That kaum giebt es im ganzen Lauf der Menschengeschichte ein erhabneres Schauspiel, als der große Augenblick darbietet, da mit einem Male und gleichsam von selbst, durch bloße Entwicklung der innern geistigen Lebenskraft, in den griechischen Verfassungen eine neue republikanische Ordnung, in den Sitten Begeisterung und Weisheit, in den Wissenschaften, statt der fast noch mythischen Anordnung einer bloßen wissenschaftlichen Fantasie, nun ein logischer Zusammenhang und inneres System und in den griechischen Künsten das Ideal hervortrat.

Wenn die Freiheit einmal das übergewicht über die Natur hat, so wird die freie, sich selbst überlaßne Bildung sodann sich in der einmal genommenen Richtung fortbewegen, und immer höher steigen, bis ihr Lauf durch äußre Gewalt gehemmt wird, oder bis sich durch bloße innre Entwicklung das Verhältniß der Freiheit und der Natur von neuem ändert. Wenn der gesammte zusammen-

gesetzte menschliche Trieb nicht allein das bewegende sondern auch das lenkende Princip der Bildung, wenn die Bildung natürlich und nicht künstlich, wenn die ursprüngliche Anlage die glücklichste, die äußre Begünstigung vollkommen ist; so entwickeln, wachsen und vollenden sich alle Bestandtheile und Elemente der strebenden Kraft, der sich bildenden Menschheit gleichmäßig, bis die Fortschreitung den Augenblick erreicht hat, wo die Fülle nicht mehr steigen kann, ohne die Harmonie des Ganzen zu trennen und zu zerstören.

Trifft nun die höchste Stufe der Bildung in der vollkommensten Gattung der vortrefflichsten Kunst, mit dem günstigsten Augenblick im Strome des öffentlichen Lebens glücklich zusammen; verdient ein großer Künstler die Gunst des Schicksals, und weiß die unbestimmten Umrisse, welche die Nothwendigkeit vorzeichnete, würdig auszufüllen; so wird das äußerste Ziel schöner Kunst erreicht, welches möglicher Weise durch die freieste Entwicklung der glücklichsten Naturanlage erreichbar ist.

Diese letzte Grenze der natürlichen Bildung der Kunst und des Kunstgefühls, diesen höchsten Gipfel freier Schönheit, hat die griechische Poesie wirklich erreicht. Vollendung heißt dieser Zustand der Bildung, wenn die innre strebende Kraft sich völlig ausgewickelt hat, wenn die Absicht ganz erreicht ist, und in gleichmäßiger Voll-

ständigkeit des Ganzen keine Erwartung unbefriedigt bleibt. Ein goldnes Zeitalter nennt man es wohl, wenn diese Vollendung einer gleichzeitigen Masse von Kunstwerken oder einer hervorragenden Dichterschule zukömmt. Der Eindruck von Vollkommenheit, welchen die Werke des goldnen Zeitalters der griechischen Kunst gewähren, ist nun zwar wohl eines Zusatzes fähig, aber dennoch ist er ohne innere Störung und etwa noch unbefriedigt zurück bleibendes Bedürfniß, vollständig und selbstgenugsam. Es giebt für diese Höhe keinen schicklicheren Namen, als das höchste Schöne. Nicht etwa ein Schönes, über welches sich nichts schöneres denken ließe; sondern das vollständige Beispiel der unerreichbaren Idee; die hier gleichsam ganz sichtbar wird, das Urbild der Kunst und des ewigen Schönen.

Den einzigen Maßstab, nach welchem wir den höchsten Gipfel der griechischen Poesie würdigen können, geben uns die Schranken aller Kunst überhaupt. Aber wie, wird man fragen, ist die Kunst nicht einer schlechthin unendlichen Vervollkommnung fähig? Giebt es Grenzen ihrer fortschreitenden Bildung? —

Die Kunst ist einer unendlichen Fortbildung und Vervollkommnung fähig, und eine unbedingte Vollkommenheit ist in ihrer steten Entwicklung nicht möglich; aber doch ein bedingt relatives Höchstes, eine unübersteigliche und nicht mehr zu

übertreffende Grenze des nächsten Erreichbaren, an der unerreichbaren und bloß als Idee denkbaren Vollkommenheit. Die Aufgabe der Kunst besteht nemlich aus zweierlei ganz verschiedenartigen Bestandtheilen; theils aus bestimmten Gesetzen, welche nur ganz erfüllt oder ganz übertreten werden können, und theils aus nie ganz auszufüllenden, unbestimmten Forderungen, wo auch die höchste Gewährung noch einen Zusatz leidet. Jede wirklich gegebene Kraft ist einer Vergrößerung und jede endliche wirkliche Vollkommenheit eines unendlichen Zuwachses fähig. In Verhältnissen aber findet kein Mehr oder Weniger Statt; die Gesetzmäßigkeit eines Gegenstandes kann weder vermehrt noch vermindert werden. So sind auch alle wirklichen Bestandtheile der schönen Kunst einzeln eines unendlichen Zuwachses fähig, aber in der Zusammensetzung dieser verschiedenen Bestandtheile gicbt es unbedingte Gesetze für die gegenseitigen Verhältnisse.

Das Schöne im weitesten Sinne, in welchem es das Erhabne, das Schöne im engern Sinne und das Reizende zugleich und mit umfaßt, ist die angenehme, sinnliche Erscheinung des Guten, d. h. des Göttlichen oder des Ewigen. Es scheint zwar für jede einzelne Reizbarkeit eine feste Grenze bestimmt zu seyn, welche weder der Schmerz noch

die Freude überschreiten darf, wenn nicht alle Besonnenheit aufhören, und mit dieser selbst der Zweck der Leidenschaft und der Lust verloren gehen soll. Im Allgemeinen aber, und ohne besondre Rücksicht läßt sich über jedes gegebne Maß von wirkender Kraft ein höheres denken. Unter der wirkenden Kraft im Gebiete der Kunst verstehe ich alles, was den gemischten Trieb sinnlich weckt und erregt, um ihm dann den Genuß des reinen Geistigen zu gewähren; die bewegende Triebfeder mag nun Schmerz oder Freude seyn. Dieses Wirkende in der Darstellung ist aber nur Mittel und Werkzeug der idealischen Kunst, gleichsam die äußre, körperliche Lebenskraft der reinen Schönheit, welche die sinnliche Erscheinung des Geistigen veranlaßt und trägt, so wie das freie Gemüth und innere Wesen des Menschen nur im Element und Träger einer thierischen Körperhülle sinnlich vorhanden ist. Auf gleiche Weise giebt es für jede besondre Empfänglichkeit eine bestimmte Sphäre der Sichtbarkeit, wenn ich so sagen darf, in der Mitte zwischen zu großer Nähe und zu weiter Entfernung. An und für sich aber kann die Erscheinung des Geistigen immer lebhafter, bestimmter und klarer werden. So lange sie Erscheinung bleibt, ist sie einer endlosen Vervollkommnung fähig, ohne je ihr Ziel ganz erreichen zu können; denn sonst müßte das Allgemeine, welches im Einzelnen erscheinen soll, sich in das Einzelne selbst verwandeln. Dieses aber ist unmöglich, weil beide durch

eine unendliche Kluft getrennt sind. Auf der andern Seite kann auch die Nachahmung des Wirklichen, an Vollkommenheit unendlich zunehmen; denn die Fülle jedes Einzelnen ist unerschöpflich, und kein Abbild kann jemals in sein Urbild übergehen. Daß das Gute, oder dasjenige, was schlechthin seyn soll, der reine Gegenstand des freien Triebes; das reine geistige Ich, nicht als Gedanken-Vermögen, sondern als Lebens-Gebot; die Gattung, deren Arten Erkenntniß, Sittlichkeit und Schönheit sind; das Ganze, dessen Bestandtheile Vielheit, Einheit und Allheit bilden; in der Wirklichkeit nur beschränkt vorhanden seyn kann, darf ich als von selbst einleuchtend voraussetzen. Denn der zusammengesetzte Mensch kann im gemischten Leben sich seiner reinen Natur nur ins Unendliche nähern, ohne sie je völlig zu erreichen. Diese Grundsätze und Begriffe von der unwandelbaren, ewigen Allheit, von der harmonisch geordneten Einheit, und von der unendlichen Lebensfülle, als eben so vielen Elementen und organischen Bestandtheilen alles Guten, Göttlichen und Schönen, erlauben wir uns hier, des Zusammenhanges wegen, in Anwendung zu setzen; da in der Folge noch öftere Gelegenheit zur weitern Erörterung sich darbieten wird.

Alle diese Bestandtheile des Schönen nun, der sinnliche Reiz, der äußre Schein, das innre, wesentliche, geistig Gute, sind also einer grenzenlosen Ver-

vollkommnung fähig. Für die gegenseitigen Verhältnisse dieser Bestandtheile aber giebt es unwandelbare Gesetze. Das Sinnliche soll nur Mittel des Schönen nicht Zweck der Kunst seyn. Hat aber die noch unverdorbne Sinnlichkeit in einer früheren Stufe der Bildung das übergewicht, so wird Fülle der Zweck des Dichters seyn. Es darf der Selbstthätigkeit eigentlich nicht zum Vorwurf gereichen, daß sie sich allmählich entwickeln muß, und nur unter der Vormundschaft der Natur die Stufe selbstständiger Selbstbestimmung erreichen kann. Durch die Sinnlichkeit eines Homerus wird das Gesetz nicht übertreten, sondern das Gesetz einer spätern Vernunftstufe ist eigentlich für ihn, als Sohn der Natur, noch gar nicht vorhanden. Ist die Kunst aber schon gesetzmäßig gewesen, und hört auf es ferner zu seyn, so herrscht dann auch wieder die Fülle, aber nun auf eine ganz andre Weise; es ist nicht mehr die üppige Ausschweifung und gesetzlose Schwelgerei. Jene drei Bestandtheile der Schönheit, Mannichfaltigkeit, Einheit und Allheit, sind nichts anders, als eben so viele Arten, wie der reine Mensch in der Welt zum wirklichen Daseyn gelangen kann, verschiedene Berührungspunkte des Gemüths und der Natur. Einzeln betrachtet, haben sie alle drei gleichen Werth, eine wie die andre nemlich hat unbedingten, unendlichen Werth. Auch die Fülle ist heilig und darf in der Vereinigung aller Bestand-

theile dem Gesetz der Ordnung nicht anders als frei gehorchen; denn die Mannichfaltigkeit ist schon die erste Form des Lebens, nicht roher Stoff, mit dem sie oft verwechselt wird. Die Gesetzesgleichheit soll durch die Ordnung nicht aufgehoben werden, aber doch ist das Gesetz des Verhältnisses der vereinigten Bestandtheile der Schönheit unwandelbar bestimmt, und nicht die Mannichfaltigkeit sondern die Allheit soll der erste bestimmende Grund und das letzte Ziel jeder vollkommnen Schönheit seyn. Das Gemüth soll den Stoff und die Leidenschaft, der Geist soll den Reiz überwiegen, und nicht umgekehrt der Geist gebraucht werden, um das Leben zu wecken und den Sinn zu kitzeln. Ein Zweck, den man viel wohlfeiler erreichen könnte! Was man in der Kunst Styl nennt, das bedeutet eben die beharrlichen Verhältnisse der ursprünglichen und wesentlichen Bestandtheile der Schönheit oder des Kunstgefühls. Einen vollkommnen Styl wird man also demjenigen Kunstwerke und demjenigen Zeitalter beilegen können, welches in diesen Verhältnissen das nothwendige Gesetz aus freier Neigung ganz erfüllt.

Außer diesem unbedingten Schönheits-Gesetz für jeden Sinn, giebt es auch zwei oberste Kunstgesetze für alle darstellende Werke. Die Bestandtheile der darstellenden Kunst, welche das Mögliche mit dem Wirklichen vermischt, sind eine Versinnlichung des Allgemeinen, oder eine Nach-

ahmung des Einzelnen. Für die Vervollkommnung beider Bestandtheile ist, wie schon oben erinnert wurde, keine Grenze abgemessen; für ihr Verhältniß aber ist ein unwandelbares Gesetz nothwendig bestimmt. Das Ziel der freien darstellenden Kunst ist das Ewige und Allgemeine; das Einzelne darf nicht selbst Zweck seyn. Widrigenfalls sinkt die freie Kunst zu einer bloßen nachahmenden Geschicklichkeit herunter, welche nur einem äußerlichen Bedürfnisse oder einem besondern Zweck des Verstandes dient. Als Mittel zwar für den Kunstzweck und als Element der Darstellung ist das Einzelne durchaus nothwendig, aber es muß wenigstens scheinen, frei zu dienen. Das bildet eben den Styl oder das Objektive in der Kunst, und dieses ist der angemessenste Ausdruck für jenes gesetzmäßige Verhältniß des Allgemeinen und des Einzelnen in der freien Darstellung. überdem ist jedes einzelne Kunstwerk zwar keineswegs an die Gesetze der Wirklichkeit gefesselt, aber allerdings durch Gesetze innrer Möglichkeit beschränkt. Es darf sich selbst nicht widersprechen, muß durchgängig mit sich übereinstimmen. Diese innre übereinstimmung aber soll man lieber künstlerische Richtigkeit nennen, als „Wahrheit," weil dieses Wort zu sehr an die Gesetze der Wirklichkeit erinnert, und so oft von der Kopistentreue bloß empirischer Künstler gemißbraucht wird, welche nur das Einzelne nachahmen.

In einzelnen Kunstarten kann die technische Richtigkeit selbst eine idealische Abweichung von dem was in der Wirklichkeit wahr und wahrscheinlich ist, erfordern, wie in der reinen Tragödie oder der reinen Komödie. Jene künstlerische Richtigkeit oder Angemessenheit aber darf im Collisionsfalle selbst die Schönheit zwar nicht beherrschen, aber doch beschränken, denn sie ist die erste Bedingung eines Kunstwerks. Ohne innre übereinstimmung würde eine Darstellung sich selbst aufheben, und also auch ihren Zweck, die Schönheit, gar nicht erreichen können. Nur wenn das Ganze der vollständigen Schönheit schon getrennt und aufgelöst ist, und ausschweifende Fülle die Neigung beherrscht, wird die Regelmäßigkeit der richtigen Verhältnisse und innre Symmetrie, dieser Fülle aufgeopfert.

Der Schwäche kostet es keine große Entsagung, nicht auszuschweifen, und wo es an Kraft fehlt, da ist Gesetzmäßigkeit kein sonderliches Verdienst. Ein Gedicht im vollkommnen Styl und von tadelloser Richtigkeit, aber ohne Geist und Leben, würde nur eine Armseligkeit ohne allen Werth seyn. Aber wenn ein Gedicht mit jener vollkommnen Gesetzmäßigkeit auch die höchste Kraft vereinigt, welche man nur immer von einem menschlichen Künstler erwarten kann, so darf es doch nicht hoffen, das äußerste Ziel erreicht zu haben, wenn der Umfang desselben nicht vollständig, sondern durch die genau bestimmte Richtung einer

gewissen, zwar schönen, aber doch einseitigen Eigenthümlichkeit beschränkt ist, wie in der lyrischen Kunst der dorischen Schule. Der Dichter darf keine Ansprüche auf Vollendung machen, so lange er wie Aeschylus selbst mehr Erwartungen erregt, als er befriedigt. Nur dasjenige Kunstwerk, welches in der vollkommensten Gattung, und mit höchster Kraft und Weisheit die bestimmten Gesetze der Kunst ganz erfüllt, den unbegrenzten Forderungen der Schönheit aber gleichmäßig entspricht, kann ein unübertreffliches Beispiel seyn, in welchem die vollständige Aufgabe der schönen Kunst so sichtbar wird, als sie in einem wirklichen Kunstwerke nur immer werden kann.

Nur da ist das höchste Schöne möglich, wo alle Bestandtheile der Kunst und des geistigen Gefühls sich von Anfang aus gleichmäßig entwickeln, ausbilden und vollenden; in der natürlichen Bildung. In der künstlichen Bildung geht diese Gleichmäßigkeit durch die willkührlichen Scheidungen und Mischungen des lenkenden Verstandes für die erste Stufe wenigstens unwiederbringlich verloren. An einzelnen Vollkommenheiten und Schönheiten kann sie vielleicht die freie Entwicklung sehr weit übertreffen; aber jenes höchste Schöne ist ein von Natur gewordnes, organisch gebildetes Ganzes, welches durch die kleinste Trennung zerrissen, durch das geringste übergewicht zerstört wird. Die künstlich fortschreitende Vervollkommnung des lenkenden Verstandes kann sich die Gesetzmäßigkeit der höchsten Vollendung und

Blüthe der Kunst wie sie solche in der Bildung und durch die freie Entfaltung der Natur erreicht, nachbildend zueignen, jene harmonische Gleichmäßigkeit aber kann derselbe nicht völlig wiederherstellen; die einmal elementarisch aufgelöste Masse gelangt nie wieder zu einer wahren organischen Einheit und innern Übereinstimmung. Der Gipfel der natürlichen Bildung der schönen Kunst bleibt daher für alle Zeiten das hohe Urbild der künstlichen Fortschreitung.

Wir sind gewohnt, ich weiß nicht aus welchen Gründen, uns die Schranken der Poesie viel zu eng zu denken. Wenn die Darstellung nicht bezeichnet, wie die Dichtkunst, sondern nachahmt oder sich natürlich äußert, wie die sinnlichen Künste, so ist ihre Freiheit durch die Schranken des gegebenen Werkzeuges und des bestimmten Stoffes schon enger begrenzt. Sollten in einer gewissen Kunstart die Schranken des Stoffs sehr eng, das Werkzeug sehr einfach seyn, so läßt es sich wohl denken, daß ein begünstigtes Volk eine Höhe in derselben erreicht habe, welche nie übertroffen werden könnte. Vielleicht haben die Griechen in der Sculptur diese Höhe wirklich erreicht. Die Mahlerei und die Musik haben schon ein freieres Feld; das Werkzeug ist zusammengesetzter, mannichfaltiger und umfassender.

Es würde sehr gewagt seyn, für sie eine äußerste Grenze der Vervollkommnung festsetzen zu wollen. Wie viel weniger läßt sich eine solche für die Poesie bestimmen, die durch keinen besondern Stoff weder im Umfang noch in der Kraft beschränkt ist, deren Werkzeug, die willkührliche Zeichensprache, ganz nur ein Gebilde des menschlichen Geistes, mithin einer unendlichen Vervollkommnung so wie eines grenzenlosen Verderbnisses fähig ist! Der unbeschränkte Umfang ist

der Eine große Vorzug der Poesie, dessen sie vielleicht sehr nothwendig bedarf, um die durchgängige Bestimmtheit des Beharrlichen, welche die bildende Kunst, und die durchgängige Lebendigkeit des Wechselnden, welche die Musik vor ihr voraus hat, zu ersetzen. Beide geben der Sinnlichkeit unmittelbar Anschauungen und Empfindungen; zu dem Gemüthe reden sie nur durch Umwege eine oft dunkle Sprache. Sie können Gedanken und Sitten nur mittelbar darstellen. Die Dichtkunst redet durch die Einbildungskraft unmittelbar zum Geist und Herzen in einer oft matten und vieldeutig unbestimmten aber allumfassenden Sprache. Der Vorzug jener sinnlichen Künste, eine unendliche Bestimmtheit und gleich unendliche Lebendigkeit, Einzelnheit, ist nicht sowohl ein Verdienst der Kunst, als ein entlehntes Eigenthum der Natur. Es sind Werke und Gebilde, Hervorbringungen und Kunstäußerungen von gemischter Art, welche zwischen reiner Natur und reiner Kunst in der Mitte stehen. Die einzige eigentlich reine Kunst, ohne erborgte Kraft und fremde Hilfe, ist die Poesie.

Wenn man verschiedene Kunstarten miteinander vergleicht, so kann nicht von dem größern oder geringern Werthe des Zwecks die Rede seyn. Sonst wäre die ganze Untersuchung so widersinnig, als etwa die Frage: „Ob Sokrates oder Timoleon tugendhafter gewesen sey?“ Denn das Unendliche leidet gar keine Vergleichung, und der Genuß des Schönen hat unbedingten Werth. Aber in der Vollkommenheit der verschiedenen Mittel, denselben Zweck zu erreichen, finden Stufen, findet ein Mehr oder Weniger Statt. Keine Kunst kann in einem Werke einen so großen Umfang und

eine solche Welt der Fantasie umspannen, wie die Poesie. Aber keine hat auch solche Mittel, Vieles zu Einem zu verknüpfen und die Verknüpfung zu einem unbedingt vollständigen Ganzen zu vollenden. Die bildende Kunst, die Musik, und die lyrische Dichtung stehen in Rücksicht der Einheit eigentlich auf einer Stufe. Sie setzen ein gewisses höchst gleichartiges Mannichfaltiges neben oder nacheinander, und streben aus diesem Gesetzten das übrige Mannichfaltige organisch zu entwickeln. Der Charakter oder das Beharrliche in Vorstellungen und Bestrebungen könnte allein in dem vollkommensten Geiste schlechthin einfach, durch sich selbst bestimmt, und in sich vollendet seyn. Im Gebiete der Erscheinung ist seine Einheit nur bedingt; er muß noch ein Mannichfaltiges enthalten, welches nicht durch ihn selbst bestimmt seyn kann. Eine wirkliche einzelne Erscheinung wird durch den Zusammenhang der ganzen Welt, zu der sie gehört, vollständig bestimmt und erklärt. Nicht anders verhält es sich mit dem Bruchstück einer bloß möglichen Welt. Der dramatische Charakter wird durch seine Stelle im Ganzen, seinen Antheil an der Handlung, vollständig bestimmt. Eine Handlung wird nur in der Zeit vollendet; daher kann der bildende Künstler keine vollständige Handlung darstellen. Wenn gleich der Charakter einer idealischen Gestalt in der bildenden Kunst so bestimmt ist, so setzt er doch nothwendig die Welt, in welcher er eigentlich zu Hause ist, und welche nicht mit dargestellt werden konnte, als schon bekannt voraus. Mag diese umgebende Welt auch die olympischen Götter, nach ihrem zusammenhängenden Cyklus, und mag die Deutung die leichteste seyn; die vollkommene Natur ist doch nur ein abgerißnes unvollständiges Bruchstück, kein

in sich vollendetes Ganzes, und das höchste, was der Bildner darin erreichen kann ist eine beschränkte Art von Einheit, die selbst nur ein Theil und Ausschnitt ist aus einem größeren Umkreise und Zusammenhange. Die Einheit des lyrischen Dichters und Musikers besteht in der Gleichartigkeit einiger aus der ganzen Reihe der zusammenhängenden Gefühlszustände herausgehobnen, die übrigen beherrschenden Empfindungen, und in der vollkommnen Unterordnung dieser übrigen unter jene herrschenden. Die nothwendige Mannichfaltigkeit und Freiheit setzen der Vollkommenheit dieses Zusammenhanges enge Grenzen und an Vollständigkeit der Verknüpfung ist hier gar nicht zu denken. Vollständigkeit der Verknüpfung aber ist der zweite große Vorzug, welchen die Poesie von den andern materiellen Künsten voraus hat. Aber nur der tragische Dichter, dessen eigentliches Ziel es ist, den größten Umfang und die stärkste Kraft mit der höchsten Einheit zu verbinden, kann seinem Werke eine ganz vollkommne organische Gliederung geben, deren schöner Bau auch nicht durch den kleinsten Mangel, oder den geringsten Überfluß gestört wird. Er allein kann eine vollständige Handlung, das einzige ganz in sich abgeschloßne und vollendete Ganze im Gebiete der freien Erscheinung, darstellen. Eine ganz vollbrachte That, ein völlig ausgeführter Zweck gewähren die vollste Befriedigung. Eine vollendete poetische Handlung ist ein in sich abgeschloßnes Ganzes, eine für sich bestehende Kunstwelt der Darstellung. —

Die frühern griechischen Dichtarten sind theils an sich unvollkommene Versuche einer noch unreifen Bildung, wie das Epos des mythischen Zeitalters; theils einseitig beschränkte Richtungen, welche die vollständige Schönheit zerspal-

ten und unter sich gleichsam theilen, wie die verschiedenen Schulen des lyrischen Zeitalters. Die vollkommenste unter den griechischen Dichtarten, ist die attische Tragödie. Alle einzelnen Vollkommenheiten der frühern Arten, Zeitalter und Schulen vollendet, läutert, erhöht, vereinigt und ordnet sie zu einem neuen Ganzen.

Mit echter Schöpferkraft hatte Aeschylus die Tragödie erfunden, ihre Umrisse entworfen, ihre Grenzen, ihre Richtung und ihr Ziel bestimmt. Was der kühne Dichter entwarf, führte Sophokles noch schöner aus. Er bildete seine Erfindungen, milderte seine Härten, ergänzte seine Lücken, vollendete die tragische Kunst, und erreichte das äußerste Ziel der griechischen Poesie. Seine Kunst traf zugleich mit dem höchsten Augenblick des öffentlichen attischen Lebens und herrschenden Sittentons zusammen. Er wußte aber auch diese Gunst des Schicksals zu verdienen. Den Vorzug eines vollendeten Kunstgefühls, eines vollkommenen Styls theilt er mit seinem Zeitalter; die Art aber, wie er seine Stelle ausfüllte, seinem Beruf entsprach, ist ganz sein eigen. An genialischer Kraft weicht er weder dem Aeschylus noch dem Aristophanes, an Vollendung und Ruhe kommt er dem Homerus und Pindarus gleich, und an Anmuth übertrifft er alle seine Vorgänger und Nachfolger.

Die künstlerische Richtigkeit seiner Darstellung ist vollkommen, und die Eurythmie, die regelmäßige Verknüpfung seiner bestimmt und reich gegliederten Werke ist so vollkommen und ganz der Idee des Schönen gemäß, wie etwa die Verhältnisse an dem berühmten Doryphorus vom Polyklett, welcher als ein Kanon richtig schöner Menschengestalt für die bildende Kunst betrachtet wurde. Die reich entfaltete organische

Gliederung eines jeden dichterischen Ganzen von diesem Tragiker ist bis zu einer Vollständigkeit vollendet, welche auch nicht durch die geringste Lücke, nicht durch einen überflüssigen Hauch gestört wird. Nothwendig entwickelt sich alles aus Einem, und auch der kleinste Theil gehorcht unbedingt dem großen Gesetz des Ganzen.

Die Enthaltsamkeit, mit welcher er selbst dem schönsten Auswuchs entsagt, und auch der lockendsten Verführung, das Gleichgewicht des Ganzen zu verletzen, widerstanden haben würde, ist bei diesem Dichter ein Beweis seines Reichthums. Denn seine Gesetzmäßigkeit ist frei, seine Richtigkeit ist leicht, und die reichste Fülle ordnet sich gleichsam von selbst zu einer vollkommenen aber gefälligen Übereinstimmung. Die Einheit seiner Dramen ist nicht mechanisch erzwungen, sondern organisch entstanden. Auch der kleinste Nebenzweig genießt noch ein eigenes Leben, und scheint nur aus freier Neigung sich an seiner Stelle in den gesetzmäßigen Zusammenhang der ganzen Bildung zu fügen. Mit Lust und ohne Anstoß folgen wir dem hinreißenden Strome, verbreiten uns über den bezaubernden Umkreis seiner Dichtung; denn die Schönheit der richtigen aber einfachen und freien Stellung giebt ihr einen unaussprechlichen Reiz. Das größere Ganze, wie das kleinere ist in die reichsten und einfachsten Massen bestimmt geschieden, und schön geordnet. Und wie in der ganzen Handlung Kampf und Ruhe, die That und die Betrachtung, die Menschheit und das Schicksal harmonisch wechseln und sich frei vereinigen, wenn bald die einzelne Kraft ihren kühnen Lauf ungehemmt ergießt, bald zwei Kräfte im raschen Wechsel sich kämpfend umschlingen, bald alles Einzelne vor dem erhabenen Gedankenstrome des Chors schweigt; so ist auch noch in

dem

dem kleinsten Theil der Rede das Mannichfaltige in leichtem Wechsel, und freier Vereinigung.

Hier ist auch nicht die leiseste Erinnerung an Arbeit, Kunst und Bedürfniß. Wir werden das vermittelnde Element nicht mehr gewahr, die Hülle schwindet, und unmittelbar genießen wir die reine Schönheit. Diese anspruchslose Vollkommenheit scheint, ohne bei ihrer eigenen Hoheit zu verweilen, oder für den äußeren Eindruck zu sorgen, nur um ihrer selbst willen da zu seyn. Diese Bildungen scheinen nicht gemacht oder geworden, sondern ewig vorhanden gewesen, oder von selbst entstanden zu seyn, wie die Göttin der Liebe leicht und mit einem Male vollendet aus dem Meere emporstieg.

Im Gemüthe des Sophokles war die göttliche Trunkenheit des Dionysos, die tiefe Erfindsamkeit der Athene, und die leise Besonnenheit des Apollo gleichmäßig verschmolzen. Mit Zaubermacht entrückt seine Dichtung die Geister ihren irdischen Banden, und versetzt sie in eine höhere Welt; mit süßer Gewalt lockt er die Herzen, und reißt sie unwiderstehlich fort. Aber ein großer Meister in der seltnen Kunst des Schicklichen, weiß er auch durch den glücklichsten Gebrauch der größten tragischen Kraft die höchste Schonung zu erreichen; gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, ist er dennoch nie bitter oder gräßlich. In stetem Schrecken festgehalten, würden wir bis zur Bewußtlosigkeit erstarren; in beständiger Rührung hingegen zerschmelzen. Sophokles aber weiß überall Schrecken und Rührung im vollkommensten Gleichgewicht wohlthätig zu mischen, beide an der rechten Stelle durch entzückende Freude und seelenvolle Anmuth köstlich zu würzen, und dieses schöne Leben in gleichmäßiger Spannung über das Ganze zu verbreiten.

Wunderbar groß ist seine überlegenheit über den Stoff, seine glückliche Auswahl desselben, seine weise Benutzung der gegebenen Umrisse der Charaktere und Ereignisse der alten Sage. Unter so vielen vielleicht zahllosen, möglichen Auflösungen, immer sicher, die beste zu treffen, nie von der zarten Grenze zu verirren, und selbst unter den verwickeltsten Schranken, mit geschickter Fügung in das Nothwendige, seine völlige Freiheit behaupten; das ist das Meisterstück der künstlerischen Weisheit. Auch wenn ein Vorgänger ihm schon die nächste und beste Auflösung vorweg genommen hatte, wußte er den entrissenen Stoff sich von neuem zuzueignen. Er vermochte nach dem Aeschylus in der Elektra neu zu seyn, ohne unnatürlich zu werden. Auch den an einzelnen großen Umrissen und glücklichen Veranlassungen reichen, im Ganzen aber ungünstigen und lückenhaften Stoff des Philoktetes, wußte er zu einer vollständigen Handlung zu gestalten, und zu ergänzen, welcher es weder an einer leichten Einheit noch an einer völligen Befriedigung fehlt.

Der attische Zauber seiner Sprache vereinigt die lebendige Fülle des Homerus und die sanfte Pracht des Pindarus mit der durchdachtesten Bestimmtheit im vollendeten Gliederbau der dichterischen Perioden. Die kühnen, großen aber harten, eckichten und schneidenden Umrisse des Aeschylus sind in dem Styl und Ausdruck des Sophokles bis zu einer scharfen Richtigkeit, bis zu einer weichen Vollendung verfeinert, gemildert und ausgebildet. Nur da, wo Erfindsamkeit, Geselligkeit, Beredsamkeit und Schonung gleichsam eingeboren waren; wo eine vollständige Bildung die einseitigen Vorzüge der dorischen und jonischen Bildung umfaßt; wo bei der unbeschränktesten Freiheit und Gesetzesgleichheit alles Innre in kecker

Gestalt ans Licht treten durfte, und durch den lebhaftesten Kampf, die vielseitigste Reibung von außen geschärft, gereinigt, gerundet und geordnet wurde; nur in Athen war die Vollendung der griechischen Kunst und Sprache möglich.

Der Rhythmus des Sophokles vereinigt den starken Fluß, die gedrängte Kraft und die männliche Würde des dorischen Styls, mit der reichen Fülle, der raschen Weichheit und der zarten Leichtigkeit jonischer oder äolischer Liederweisen.

Das Ideal des Schönen, welches in allen Werken des Sophokles, und deren einzelnen Theilen durchgehends herrscht, ist ganz vollendet. Die Kraft der einzelnen wesentlichen Bestandtheile der Schönheit ist gleichmäßig, und die Ordnung der vereinigten völlig gesetzmäßig. Sein Styl ist vollkommen. In jeder einzelnen Tragödie, und in jedem einzelnen Fall ist der Grad der Schönheit nur durch die Schranken des Stoffs, durch den Zusammenhang des Ganzen, und die Beschaffenheit der besondren Stelle näher bestimmt.

Die sittliche Schönheit aller einzelnen Handelnden ist so groß, als diese Bedingungen es jedesmal nur immer verstatten. Alle Thaten und Leidenschaften entspringen so weit als möglich aus Sitten oder Charakter, und die besondren Charaktere, die bestimmten Sitten, nähern sich so sehr als möglich der reinen Idee des menschlich und sittlich Schönen. Unnütze Schlechtigkeit findet sich hier so wenig, wie müßiger Schmerz und auch die leiseste Anwandlung eines bittern Unwillens ist aufs strengste vermieden. Die Modernen dagegen schwanken und irren über die wesentliche Nothwendigkeit, eigentliche Natur, und die bestimmten Grenzen der sittlichen Schönheit in der Poesie so sehr im Dunkeln hin und her, daß sie

lange über den Sinn der einfachen Vorschrift des Aristoteles: „Die Sitten in Gedichten sollen gut, d. h. schön seyn;“ gestritten haben. Aus einer Masse von häßlichen, obwohl vielleicht mit der tiefsten Wahrheit geschilderten Charakteren und Ereignissen zieht der moderne Dichter seine moralische Nutzanwendung; während in der antiken Darstellung die Idee des Schönen, als der milde, äußre Widerschein der innern sittlichen Vollkommenheit, schon in den Charakter selbst gelegt ist.

Der Begebenheiten, im Gegensatz der Handlungen sind beim Sophokles so wenig als möglich, und diese werden alle aus einem höhern Schicksal hergeleitet. Der unabwendbare und niemals endende Streit des Schicksals und der Menschheit aber wird durch eine andre Art von sittlicher Schönheit immer wieder in Eintracht aufgelöst, bis endlich die menschliche Freiheit, so weit es die Gesetze der künstlerischen Richtigkeit der Darstellung verstatten, den vollständigsten Sieg davon trägt. Die Betrachtung, dieser nothwendige innre Nachklang jeder großen äußern That oder Begebenheit trägt und erhält das Gleichgewicht des Ganzen. Die ruhige Würde einer schönen Gesinnung schlichtet den furchtbaren Kampf, und lenkt die kühne Übermacht, welche jeden Damm der Ordnung heftig durchbrach, wieder in das milde Gleis des ewig ruhenden Gesetzes. Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollste Befriedigung; denn wenn gleich der äußern Ansicht und dem Erfolge nach, die Menschheit zu sinken scheint, so siegt sie dennoch durch innre Gesinnung. Die tapfere Gegenwehr des Helden kann der blinden Wuth des Schicksals zuletzt unterliegen; aber das selbstständige Gemüth hält dennoch in allen Qualen standhaft zusammen, und schwingt sich endlich frei empor, wie der sterbende Herkules in den Trachinerinnen,

Alle diese angedeuteten Vollkommenheiten der sophokleischen Dichtung sind aber nicht getrennte, einzelne und für sich bestehende Eigenschaften, sondern nur verschiedene Ansichten und Theile eines streng verknüpften und innigst verschmolzenen Ganzen. So lange das Gleichgewicht der Kraft und Gesetzmäßigkeit in der Bildung noch nicht verloren, so lange das Ganze der Schönheit noch nicht zerrissen ist, kann das Einzelne gar nicht auf Unkosten des Ganzen sich eine höhere Vollkommenheit aneignen. Alle einzelnen Trefflichkeiten leihen sich gegenseitig in durchgängiger Wechselwirkung einen höheren Werth. Aus der Vereinigung aller dieser Eigenschaften, in denen wir nur die allgemeinsten Umrisse, gleichsam die äußersten Grenzen dieses unerschöpflich reichen Dichtergeistes entworfen haben, entspringt die selbstgenugsame Vollendung, und jene eigne Süßigkeit, welche den Griechen selbst vorzüglich bedeutende und eigenthümliche Charaktereigenschaften der sophokleischen Muse zu seyn schienen.

Überschauen wir nun das Ganze der antiken Dichtkunst, so sind die Vorzüge der verschiedenen Zeitalter, Dichtungsarten und Richtungen in Hinsicht auf die Idee des Schönen allerdings sehr ungleich; und wiewohl das Nachahmungswürdige in der hellenischen Poesie überall verbreitet ist, so vereinigt es sich doch vorzüglich nur in dem Mittelpunkte jenes vollendeten Zeitalters des Sophokles. In Hinsicht aber auf das Klassische in der Kunst und im Styl der Behandlung, bietet die ganze Masse und Reihenfolge der Entwicklung der alten Poesie durch alle Stufen, Gattungen und Zeitalter hindurch überall des Gebildeten und Merkwürdigen in Fülle und in reichem Übermaße dar.

Sehr auffallend unterscheidet sich die einfache Gleichartigkeit in der ganzen Masse der helle-

nischen Poesie mit der bunten Mannichfaltigkeit und der fremdartigen Mischung in der modernen Dichtkunst.

Die griechische Bildung überhaupt war durchaus ursprünglich, naturgemäß und volksthümlich, ein in sich vollendetes Ganzes, welches durch bloße innre Entwicklung einen höchsten Gipfel erreichte, und in einem völligen Kreislaufe, auch wieder in sich selbst zurücksank. Eben so selbstständig und in sich abgeschlossen und vollendet war auch die griechische Dichtkunst. Die Griechen bewahrten ihre Eigenthümlichkeit rein und ihre Poesie war nicht nur im ersten Anfange, sondern auch im ganzen Fortgange immer volksgemäß, und naturlebendig. Sie war nicht nur in ihrem Ursprunge, sondern auch in ihrer ganzen Masse auf die Sage gegründet; denn im Zeitalter der kindlichen Bildung, so lange die Freiheit nur durch Natur veranlaßt und nicht selbstständig ist, werden die verschiedenen Zwecke der Menschheit noch nicht abgesondert und ihre Theile erscheinen noch in Eins vermischt. Und darin liegt eben der eigenthümliche Reiz und Charakter der Sage und des Mythus, der uns jene lebensreiche Mischung darbietet, wo sich altväterliche Weisheit und sinnbildliche Lehre, überlieferung der Urzeit und neue Dichtung gatten, wo die Ahndungen einer noch kindlichen Vernunft und die Morgenröthe der schönen Kunst in einander verschmelzen. Die natürliche Bildung ist nur die stete Entwicklung eines und desselben Keims; die Grundzüge ihrer Kindheit werden sich daher über das Ganze verbreiten und durch überlieferte Gebräuche und geheiligte Einrichtungen befestigt, bis auf die späteste Zeit erhalten.

Die griechische Poesie ist außerdem von ihrem Ursprunge an, während ihres Fortganges, und in

ihrer ganzen Masse, rhythmisch und mit Musik, ja auch mit der mimischen Kunst auf das innigste verwebt. Nur die Willkür des künstelnden Verstandes kann gewaltsam scheiden, was durch die Natur ewig vereinigt ist. Ein wahrhaft menschlicher Zustand besteht nicht aus Vorstellungen und Gedanken, oder aus Bestrebungen und Gefühlen allein, sondern aus der Mischung beider. Er ergießt sich ganz, durch alle vorhandenen Öffnungen, nach allen möglichen Richtungen. Er äußert sich in willkührlichen und natürlichen Zeichen, in Rede, Stimme und Gebehrde zugleich. In der natürlichen Bildung der Künste, ehe der Verstand seine Rechte verkennt, und durch gewaltsame Eingriffe die Grenzen der Natur verwirrt, ihre schöne Harmonie zerstört, sind Poesie, Musik und die mimische Kunst, welche dann den heitern Tanz mit dem Gebehrdenspiel vereinend, auch rhythmisch ist, fast immer unzertrennliche Schwestern.

Diese Gleichartigkeit nehmen wir nicht nur in dem ganzen Gebilde der alten Poesie wahr, sondern auch in den größern und kleinern, gleichzeitigen oder aufeinander folgenden Theilen und Gliedern, in welche jenes Ganze sich spaltet, seyen es nun verschiedene Dichtungsarten und Formen, oder Schulen und Zeitalter. Bei der größten Verschiedenheit der ursprünglichen Dichterkraft und der weisen Anwendung derselben, ja sogar des besondern und eigenthümlichen Charakters der verschiedenen hellenischen Volksstämme, und der herrschenden Stimmung des Künstlers sind dennoch in jeder größern Epoche der alten Kunstbildung die allgemeinen Verhältnisse des Gemüths und der Natur unabänderlich und ohne Ausnahme bestimmt. In derjenigen dieser Epochen, wo der öffentliche Schönheits-

sinn auf der höchsten Stufe der Bildung stand, und bei der größten Vollkommenheit der Je e, alle Organe der Kunst sich zugleich am vollständigsten entfaltet hatten, waren die allgemeinen Verhältnisse der ursprünglichen Bestandtheile der Schönheit durch den Geist des Zeitalters entschieden, bestimmt und geordnet, und weder der höchste noch der geringste Grad der poetischen Erfindungskraft, oder die eigenthümliche Bildung und Stimmung des Dichters konnte eine einzige Ausnahme von diesem wie durch eine innere Nothwendigkeit bestimmten Gesetz des im allgemeinen herrschenden Styls herbeiführen. Während diese gleichzeitigen Verhältnisse schnell wechselten, verbreitete hingegen der Geist eines großen Meisters seine wohlthätigen Wirkungen durch viele Zeitalter, ohne daß dadurch die Schöpferkraft der Fantasie gelähmt, oder der Geist der Erfindung gefesselt worden wäre. Mit merkwürdiger Gleichheit erhielt sich oft durch eine lange Reihe von Künstlern eine vorzügliche eigenthümlich bestimmte Richtung. Dennoch aber ging das durchgängige Streben alles Eigenthümlichen und Besondern, im Geiste des Dichters wie in seinem Werke, immer auf das objektive Schöne, so daß das erste den Spielraum des letzten wohl hier und da beschränkte, nie aber seiner gesetzmäßigen Herrschaft sich ganz entzog.

Die verschiedenen Stufen der organisch fortschreitenden Entwicklung, sondern sich zwar in Masse deutlich und entschieden von einander ab, aber in dem stetigen Fluß der Geschichte verschmelzen die äußersten Grenzen, wie Wellen des Stromes, ineinander. Desto unvermischter sind die Grenzen der gleichzeitigen verschiedenen Richtungen im Gefühl des Schönen und der getrennten oder entgegengesetzten Arten der Kunst. Ihre Zusammensetzung ist durchaus gleichartig,

rein und einfach, wie die lebendigen Gebilde der erzeugenden Natur, nicht mechanisch, wie die Werke des technischen Verstandes. Nach einem ewigen und einfachen Gesetz der Anziehung und der Zurückstoßung, vereinigen sich die gleichartigen Elemente, entledigen sich alles Fremden, je mehr sie sich entwickeln, und bilden sich zu einer organischen Einheit.

Die ganze Masse der modernen Dichtkunst dagegen ist ein unvollendeter Anfang, dessen Zusammenhang nur in Gedanken zur Vollständigkeit ergänzt werden kann. Die Einheit dieses theils wahrgenommenen, theils gedachten Ganzen, ist das künstliche Werk eines durch menschlichen Geist und Absicht hervorgebrachten Gebildes. Die gleichartige Masse der griechischen Poesie hingegen ist ein selbstständiges, in sich vollendetes, vollkommnes Ganzes, und die einfache Verknüpfung ihres durchgängigen Zusammenhanges ist die Einheit einer schönen organischen Gliederung, wo auch der kleinste Theil durch die Gesetze und den Zweck des Ganzen nothwendig bestimmt und doch für sich bestehend und frei ist. Die sichtbare Regelmäßigkeit ihrer organischen Entwicklung verräth mehr als Zufall. Der größte wie der kleinste Fortschritt entwickelt sich wie von selbst aus der vorhergehenden, und enthält den vollständigen Keim der folgenden Stufe. Die sonst auch in der Menschengeschichte oft so tief verhüllten inneren Principien und bewegenden Kräfte der lebendigen Bildung liegen hier gleichsam offen zu Tage, und sind selbst der äußern Gestalt und Form jener Hervorbringungen wie mit bestimmter und einfacher Schrift eingeprägt. Wie in der ganzen Masse die gleichartigen Elemente, durch die innre Stärke der strebenden Kraft zu einem wohlgeordneten organischen Ganzen sich freundlich vereini-

gen, wie der organische Keim durch immer neue Entfaltungen des Bildungstriebes seinen Kreislauf im Ganzen vollendete, glücklich wuchs, üppig blühte, schnell reifte und plötzlich welkte; so auch jede einzelne Dichtungsart, jedes Zeitalter, jede Schule der Poesie wieder in ihrem Umkreise, als ein eignes abgeschlossenes Ganzes für sich.

Diese überall vorwaltende Regelmäßigkeit in dem Stufengange der Bildung, erlaubt und nöthigt uns vorauszusetzen, daß in der griechischen Poesie überhaupt eigentlich nichts zufällig und bloß durch äußere Einwirkung gewaltthätig bestimmt sey. Wir müssen vielmehr, und können mehrentheils auch mit Sicherheit annehmen, daß auch das Geringste, Seltsamste und der ersten Ansicht nach Zufälligste, sich aus innern Gründen nothwendig entwickelt habe.

Der Punkt, von welchem die griechische Bildung ausging, war ein ungebildeter Naturzustand; ihre ganze historische Lage aber ein Höchstes von Begünstigung in den glücklichsten Anlagen und Veranlassungen, welches in der Kunstbildung wenigstens, fast nirgends durch schädliche äußere Einflüsse gestört ward. Diese veranlassenden Ursachen erklären die Herkunft, die eigenthümliche Beschaffenheit, und die äußern Schicksale der griechischen Poesie. Die allgemeinen Verhältnisse ihrer Theile aber, die Umrisse ihres Ganzen, die bestimmten Grenzen ihrer Stufen und Arten, die nothwendigen Gesetze ihrer Fortschreitung erklären sich nur aus innern Gründen, aus dem Naturcharakter ihrer Bildung. Diese Bildung war keine andre, als die freieste Entwicklung der glücklichsten Anlage, deren allgemeiner und nothwendiger Keim in der menschlichen Natur selbst gegründet ist. Nie ist die poetische Bildung der Griechen weder zu Athen noch auch

zu Alexandrien in dem Sinne künstlich gewesen, daß der Verstand nach wissenschaftlicher Theorie die ganze Masse geordnet, alle Kräfte gelenkt, das Ziel und die Richtung ihres Ganges bestimmt hatte. Im Gegentheil war die griechische Kunstphilosophie eigentlich ohne die mindeste Gemeinschaft mit der ausübenden Praxis des Künstlers und höchstens späterhin die Handlangerin derselben. Nur in der Rhetorik hat ein andres Verhältniß Statt gefunden, und da wurde die Kunst wirklich nach der Theorie geübt und erlernt. Sonst aber war in der gesammten griechischen Geistescultur und besonders auch in der Poesie, nicht der Verstand, sondern der freie Trieb, in seinem Streben nach der vollständigsten geistigen Entfaltung nicht nur das bewegende, sondern auch das lenkende Princip der griechischen Bildung.

Die griechische Poesie im Ganzen ist eben daher ein Urbild und Kanon der Poesie in ihrer natürlichen Entwicklung geworden und gewesen und auch jedes einzelne Erzeugniß derselben ist das vollkommenste in seiner Art. Mit kühner Bestimmtheit sind die Umrisse einfach entworfen, mit üppiger Kraft ausgefüllt und vollendet; jedes Gebilde ist die vollständigste Anschauung eines echten Begriffs. Die griechische Poesie enthält für alle ursprünglichen Arten des Schönen und Kunstbegriffe eine vollständige Sammlung von Beispielen, welche so überraschend zweckmäßig für das System des Kunstschönen sind, als hätte sich die bildende Natur absichtlich bemüht, den Wünschen des nach Erkenntniß strebenden Verstandes zuvor zu kommen. In ihr ist der ganze Kreislauf der organischen Entwicklung der Kunst abgeschlossen und vollendet, und das höchste Zeitalter der Kunst, wo das Vermögen des Schönen sich am freiesten und vollständigsten äußern konnte,

enthält den höchsten Gipfel zugleich mit dem vollständigen Stufengange der poetischen Kraftentwicklung. Alle reinen Arten der verschiedenen möglichen Zusammensetzungen der Bestandtheile des Schönen sind erschöpft, und selbst die Aufeinanderfolge und die Beschaffenheit der übergänge von einem Kunststyle zum andern ist durch innere Gesetze nothwendig bestimmt. Das System aller möglichen reinen Dichtungsarten ist sogar bis auf die Spielarten, die unreifen Erzeugnisse der unentwickelten Kindheit, und die einfachsten Zwitterarten, welche sich im versunkenen Zeitalter der Nachahmung aus dem Zusammenfluß und der Mischung der echten schon früher vorhanden erzeugten, vollständig erschöpft. In dieser Weise ist die hellenische Poesie eine ewige Naturgeschichte des Schönen und der Kunst.

Sie enthält eigentlich die reinen und einfachen Elemente, in welche man die chaotisch gemischten Erzeugnisse der modernen Dichtkunst erst auflösen muß, um ihr labyrinthisches Gewirre völlig zu enträthseln. Hier sind alle Verhältnisse so echt, ursprünglich und nothwendig bestimmt, daß der Charakter auch jedes einzelnen griechischen Dichters gleichsam eine reine und einfache künstlerische Elementaranschauung darbietet. So könnte man zum Beispiel Göthe's Styl in den Werken der höheren Poesie nicht bestimmter, anschaulicher und kürzer erklären, als wenn man sagt, er sey aus dem Styl des Homerus, des Euripides und des Aristophanes gemischt.

Fr. v. Schlegel.

sichtigung auf die in den Königl. Preuß. Staaten eingeführten Silbergroschen. Zum Schul- und Selbstunterricht bearbeitet 1. Thl. 8. 10 slbgr. od. 36 kr. rheinl.

Die Auflösungen für die Lehrer sind auch einzeln zu haben.

Rosegarten, W. T., Jukunde. Eine ländliche Dichtung in 5 Eklogen. Neue auf feinem Papier mit einem saubern Kupfer ausgestattete Ausgabe. Schön eingebunden 8. 25 slbgr. oder 1 fl. 50 kr. rheinl.

Dieses liebliche Gedicht ist ein Seitenstück zu Voß Luise, und gewiß das Gediegenste des gefeierten Schriftstellers. —

Krausnick, L., Conrector in Lenzen, Melodien der preußischen alten und neuen Kirchengesänge nebst den Chören der allerhöchst verordneten Liturgie, zum Gebrauch des Monochoros in Ziffern gesetzt und herausgegeben für Stadt- und Landschulen, nebst einer Abbild. des Monochoros 4. 22½ slbgr. oder 1 fl. 21 kr. rheinl.

Die Sanct-Marienburg. Ein historisch episches Gedicht. 12. broch., mit einem sauber gestochenen Titel, auf feinem engl. Druckp.
1 Rthlr. 10 slbgr. oder 2 fl. 24 kr. rheinl.

Retto, Dr. F., Lehrbuch der Geostereoplastik, oder Anweisung zur orographischen oder geographischen Erdbildkunde, als ein neues, den Unterricht in der Geographie und den damit verwandten Wissenschaften bedeutend erleichterndes Hülfsmittel, oder deutliche und systematische Anweisung für Geographen, Drographen, Forstmänner, Taktiker, so wie für Lehrer, Erzieher und Schüler, sich mit geringer Mühe oro- und geographische Reliefs nach guten Karten aus verschiedenen Massen, z. B. Papiermasse und dgl. selbst anzufertigen. — Zum erstenmal schriftlich dargestellt. Mit 3. Kupfer. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rheinl.

Schulz, S. E., Prediger in Berlin, Postille oder Predigtsammlung über die Evangelien sämmtlicher Sonn- u. Festtage des christlichen Kirchenjahrs. Zum Gebrauch bei der häuslichen Andacht und zum Vorlesen in evangelischen Kirchen. 4. 96 Bogen.
3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rheinl.

Straus, K, Abriß der Erdkunde von Europa nach Naturgrenzen, zum Schulgebrauch. 8. 5 slbgr. od. 18 kr.

Unser Verkehr. Eine Posse in einem Aufzuge. Nach der Handschrift des Verfassers. Fünfte Auflage., mit einigen Zusätzen. 8. geh. 15 slbgr. oder 54 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eisenschmid, Leonhard Martin,

Polymnia oder theoretisch-praktische Sammlung über das Gesammt-Gebieth teutscher Prosa und Dichtkunst in systematischer Ordnung entworfen

Bd.: 1,3=Abt.1

Bamberg ; Aschaffenburg 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.957(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723549-2